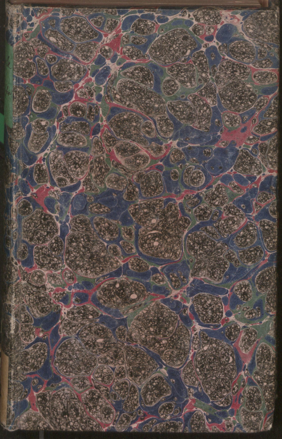
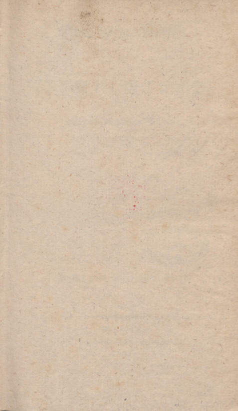
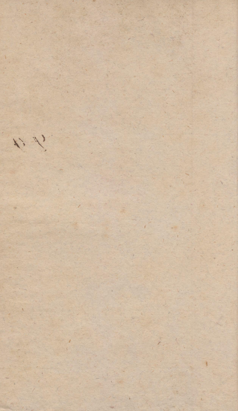










Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Sechs und dreißigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1831.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA


Stadt Bücherei Elbing



Inhalt des sechs und dreißigsten Bandes.

Seite

Seite

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Von dem Charakter und dem Geiste der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Umstände, unter welchen die Königskrone allein erworben werden konnte, fortgedauert hätten, der preußische Staat, vermöge der heftigen Anstrengungen, die er achtzehn Jahre hindurch zu machen hatte, zu einer fast unheilbaren Schwäche herabgesunken seyn würde. Die Beendigung des spanischen Successions-Krieges, so wie die des nordischen Krieges, waren demnach ausgezeichnete Wohlthaten für diesen Staat. Sie wurden es aber vorzüglich dadurch, daß der persönliche Charakter Friedrich Wilhelms des Ersten fortan auf wenigere Hindernisse stieß, um sich in voller Energie zu zeigen...

Nichts ist zwar gewöhnlicher, als daß man über den Werth den Charakter nach einem gewissen Ideal abspricht,

das sich aus Vergleichungen herausgebildet hat; nichts aber ist, wie wir glauben, zugleich fehlerhafter. Der Werth der Charaktere beruht auf ihrer Nützlichkeit, d. h. auf ihrem Verhältniß zu den Wirkungskreisen, auf welche sie angewiesen sind; je mehr sie in denselben leisten, desto achtungswürdiger werden sie. Nach diesem Maßstabe gemessen, dürfte nun Friedrich Wilhelm der Erste einer der trefflichsten Fürsten seyn, welche je gelebt und gewirkt haben. Das Einzige, was man ihm unbedingt absprechen muß, ist jene Schöngeisterei, welche sich herausnimmt, mit den Dingen zu spielen und Ungleichartiges vereinigen zu wollen. Hierauf beruhete indeß seine ganze Tugendlichkeit. Wie viel ihm auch an Sinn für Wissenschaft und Kunst abgehen mochte: so fehlte es ihm doch nicht an richtiger Beurtheilung dessen, was seinem Staate Noth that, um in der europäischen Welt einen ehrenvollen Platz zu behaupten. Dies war eine stärkere materielle Grundlage, als ihm bisher zu Theil geworden war; und ihm diese zu geben, war Friedrich Wilhelm beschäftigt mit einer Konsequenz, die man nur bewundern kann. Was sich mit voller Wahrheit sagen läßt, ist, daß er sich dadurch ein Verdienst erwarb, das um so mehr geachtet zu werden würdig ist, weil es aus persönlichen Entbehrungen entsprang.

Friedrich Wilhelm vereinigte mit einem gedrungenen Körper einen zwar nicht vielseitig gebildeten, aber nur desto vorurtheilsfreieren Geist, und einen starken, fast unwiderstehlichen Willen. Den entschiedensten Beweis von dem letzteren gab er im zweiten Jahre seiner Regierung, wo es sich um die Zurückführung ständischer Privilegien handelte.

Verführt durch die einfache Lebensweise des jungen Mo-

narchen, noch mehr verführt durch den Sparsamkeitsgeist, welcher aus allen seinen Anordnungen hervorblickte, wähnte der Adel der Kurmark, daß es nicht unmöglich sei, in jenen Zustand zurückzutreten, wo die Steuern den Charakter der Beeden hatten, d. h. auf bestimmte Jahre von den Ständen bewilligt wurden, und im Grunde nur Subsidien waren, wodurch man dem Landesfürsten auf besondere Veranlassung zu Hülfe kam. Seine Endschaft hatte dies Steuer-System im Jahre 1653 gefunden; denn seit diesem Jahre war kein Landtag gehalten worden. Indeß hatte der große Kurfürst in dem Landtags-Rezesse des genannten Jahres die Privilegien und Freiheiten der Stände auf eine Weise bestätigt, welche über ihre Fortdauer de jure keinen Zweifel bestehen ließ; denn die den Ständen früher ertheilten Reverse waren in dem Landtags-Rezesse des großen Kurfürsten namentlich aufgezählt und erneuert worden. Nun waren zwar, seit dem genannten Jahre, die Zusammenberufungen der Stände zu allgemeinen Landtagen, und ihre Mitwirkung bei den Handlungen der Regierung, gänzlich außer Gebrauch gekommen; Grundsätze und Ansichten hatten sich geändert, und die Einführung eines stehenden Heeres hatte die Abhängigkeit des Fürsten von dem guten Willen seiner Unterthanen vermindert. Dennoch hatte der Adel den Gedanken nicht aufgegeben, daß die von ihm sogenannte alte gute Zeit zurückgebracht werden könnte. Als es sich also nach dem Tode des großen Kurfürsten, um Bestätigung der landständischen Privilegien und Reverse handelte, ertheilte sein Nachfolger zwar dieselbe im Jahre 1692, doch mit dem Zusatze: „so weit diese Reverse nicht durch konträre Observanz oder anderweitige Verordnungen und Spe-

zialreskripte geändert seien," die Wandelbarkeit der Privilegien, und daß sie nicht länger als eine gesetzliche Gränzscheide zwischen Regierung und Volk zu betrachten seien, war hierdurch nur zu deutlich ausgesprochen. Nichts desto weniger kam der Adel im Jahre 1714 auf die Forderung zurück, daß seine Privilegien, so wie die der übrigen Stände, und namentlich der Landtags-Rezeß von 1653 bestätigt werden möchte. Hierauf nun erwiederte Friedrich Wilhelm der Erste mit der vollen Entschlossenheit eines Suveräns, der sich seiner Stellung bewußt ist:

„Es werden Se. Königliche Majestät bei deren Regierung jedesmal Dero vornehmste Sorgfalt daraus machen, daß die Gerechtigkeit in Dero Landen blühen, ein jedes das Seinige, ohne alle ihm gemachten Chikanen, besitzen, auch zu demjenigen, was er von Andern zu fordern hat, ihm schleunigst verholfen werden möge. Was aber die allegirten Rezesse und in specie den von anno 1653 anbelangt, da können Se. Königliche Majestät, welche nichts, was sie nicht königlich und unverbrüchlich zu halten gedenken, jemahlen versprechen wollen, zur Konfirmation solcher Rezesse sich nicht so schlechterdings erklären, sie seien denn zuvörderst genau und gründlich informiret, ob und wie weit solche Rezesse auf die jetzigen Zeiten annoch applicable, und ob nicht ein und anderes, so zu des Landes mehreren Flor und Anwuchs dienen könnte, darin zu ändern und zu verbessern sei u. s. w."

Es ergiebt sich aus diesem Bescheide, daß Friedrich Wilhelm die ihm von seinen letzten Vorgängern bezeichnete Bahn zu halten entschlossen war; und irren wir nicht sehr, so geht aus eben diesem Bescheide hervor, daß er jeden

mit der Suveränetät abgeschlossenen Vertrag als nichtig und unerfüllbar betrachtete, und die salus publica höher stellte, als alle Privilegien, und alles, was in einer gegebenen Zeit zur Feststellung gewisser Rechte verabredet worden. Sein Verfahren während seiner sieben und zwanzigjährigen Regierung ist so sehr aus einem Stücke, daß man daraus abnehmen kann, wie tief seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer unzersplitterten Suveränetät, d. h. von der Gültigkeit eines allgemeinen Willens war. Selbst wenn man annehmen darf, daß er hierin mehr einem gewissen Instinkte, über welchen sich keine Rechenschaft geben läßt, als einem mehr oder minder zusammenhängenden Raisonnement folgte: so bleibt die Thatsache unerschüttert, daß er von Preußens Königen der erste war, welcher die Suveränetät über jeden Angriff erhob, der auf sie gemacht werden konnte, und daß man, dem zufolge, ihn als den Urheber der ganzen Entwickelung zu betrachten hat, die dem Staate seit dem Antritt seiner Regierung zu Theil geworden ist.

Es waren aber zwei Dinge, die ihn vorzugsweise beschäftigten, nämlich: einmal Vermehrung der Militärmacht, und zweitens Verstärkung der gesellschaftlichen Kraft in Folge einer erweiterten Kultur des Bodens und einer größeren Theilung der Arbeit in den mannichfaltigsten Verrichtungen.

Wir haben nicht unbemerkt gelassen, daß Friedrich Wilhelm, als Kronprinz, in einem Streite mit zwei englischen Generalen behauptete, sein Vater könne, wenn er wollte, 30,000 Mann halten. Kaum zur Regierung gelangt, gab er seinen Entwürfen in dieser Beziehung eine

solche Ausdehnung, daß am Schlusse des Jahres 1718 die preußische Kriegsmacht sich auf nicht weniger als 60,000 Mann belief. Die nächste Aufforderung zu dieser auffallenden Verstärkung derselben mochte in der Fortdauer des nordischen Krieges liegen; sie lag aber noch vielmehr in der allgemeinen Bewegung der europäischen Welt, welche einem die Wirklichkeit erfassenden Fürsten keine andere Wahl ließ, als sich furchtbar zu machen durch die Größe seines Heeres. An und für sich war Friedrich Wilhelm zu nichts weniger aufgelegt, als zum Kriegführen: er verachtete den Ruhm, der aus Eroberungen entspringt, und strebte nur nach der Auszeichnung, als Gesetzgeber Tugend und Wohlfahrt zu fördern. Was der Verfasser der brandenburgischen Denkwürdigkeiten über diesen Gegenstand sagt, ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es in diesem Zusammenhange nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Hier folgen seine Worte:

„Friedrich Wilhelm war der Meinung, daß der Geistesmuth, dessen es bedarf, wenn es die Abstellung von Mißbräuchen und die Einführung nützlicher Neuerungen in einer Regierung gilt, weit vorzuziehen sei jener Temperaments-Stärke, wodurch man großen Gefahren Trotz bietet und neben der Furchtlosigkeit nur allzu oft Unkenntniß an den Tag legt. Die Spuren seiner Weisheit werden fortdauern, so lange es ein preußisches Volk giebt.“

„Nach dem Frieden mit Schweden führte er sein Militär-System ein, und verband es so eng mit seiner ganzen Verwaltung, daß man daran nichts verändern konnte, ohne den ganzen Staat über den Haufen zu werfen. Um über die Weisheit dieses Systems zu urtheilen, wird es

vielleicht nicht unnütz seyn, in einige Erörterung dieses Gegenstandes einzugehen."

„Seit der Regierung Friedrichs des Ersten hatten sich sehr viele Mißbräuche in die Erhebung der Steuern eingeschlichen; diese waren willkürlich geworden und von allen Seiten her wurde eine Reform gefordert. Als diese Materie genauer untersucht wurde, fand sich, daß es an einem Prinzip fehlte, nach welchem die Besitzer von Ländereien zur Entrichtung ihrer Steuerbeiträge angehalten werden konnten; denn an einigen Orten hatte man die Steuer belassen, wie sie vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen war, die Eigenthümer seitdem urbar gemachter Ländereien aber, deren Zahl nicht unbedeutend war, wurden höchst verschieden belastet. Um nun das nöthige Verhältniß in die Besteuerung zu bringen, ließ der König alle bestellten Feldmarken ausmessen, und stellte die Gleichheit der Steuer nach Maßgabe der verschiedenen Klassen guter und schlechter Ländereien wieder her; und da der Preis der Lebensmittel sich seit der Regierung des großen Kurfürsten sehr gehoben hatte, so erhöhete er gleichmäßig die Steuern nach Verhältniß dieses Preises, wodurch er das öffentliche Einkommen beträchtlich vermehrte. Allein, um mit der einen Hand wieder auszugeben, was er mit der andern empfangen hatte, bildete er einige neue Infanterie-Regimenter und vermehrte seine Kavallerie dergestalt, daß das Heer sich auf 60,000 Mann belief. Diese Truppen nun vertheilte er in allen seinen Provinzen so, daß das Geld, das sie dem Staate zahlten, ihnen mittels der Truppen wieder zufloß; und damit der Landmann nicht mit dem Unterhalte der Soldaten belästigt werde, wurde das Heer, Reiterei sowohl als Fuß-

volk, in die Städte verlegt. Durch dieses Mittel vermehrte die Akzise das Einkommen, die Mannszucht befestigte sich in den Truppen, die Lebensmittel stiegen im Preise, und unsere Wolle, welche wir bis dahin ins Ausland verkauft hatten, und verarbeitet zurückzukaufen gewohnt waren, ging nicht mehr aus dem Lande. Das ganze Heer wurde alljährlich regelmäßig neu bekleidet, und Berlin bevölkerte sich mit einer großen Anzahl von Handwerkern, welche von ihrem Kunstfleiß lebten, dabei aber nur für die Truppen arbeiteten. Die gut eingerichteten Manufakturen wurden blühend und lieferten den nordischen Völkern wollene Zeuche. Damit aber dies Heer, das von 1718 sich fast auf 60,000 Mann belief, dem Staate nicht zur Last fallen möchte durch die Menge der Rekruten, deren es bedurfte: so traf der König die Einrichtung, daß jeder Kapitän Leute im deutschen Reiche zu werben verpflichtet war; und wenige Jahre darauf waren die Regimenter zusammengesetzt zur Hälfte aus Eingebornen, zur andern Hälfte aus Ausländern. Preussen und Lithauen, durch die Pest entvölkert, bevölkerte Friedrich Wilhelm von neuem dadurch, daß er aus der Schweiz, aus Schwaben und aus der Pfalz Kolonisten bezog, die er mit großen Kosten ansäßig machte. Mit einem beträchtlichen Aufwand von Kraft und Zeit brachte er es dahin, dieses verödete Land, welches auf der Liste der bewohnbaren Länder fast verwischt war, wieder zu bevölkern. Jährlich durchreisete er alle seine Provinzen, und wo er auch erscheinen mochte, allenthalben ermunterte er zum Fleiß durch Anordnungen, welche Wohlfahrt bezweckten. Viele Ausländer wurden in seine Staaten berufen; und wer in den Städten neue Manufakturen errichtete und bessere Me-

thoden in Gang brachte, sah sich durch Wohlthaten und Privilegien belohnt *)."

Wer möchte an der Richtigkeit des Bildes zweifeln, das der Verfasser der „brandenburgischen Denkwürdigkeiten" in dieser Schilderung von dem preußischen Staate unter Friedrich Wilhelm aufgestellt hat? Das Einzige, was man daran vermißt, ist die an Leidenschaft gränzende Liebhaberei dieses Königs für große Gestalten: eine Liebhaberei, welche den sparsamsten Fürsten seiner Zeit zu einem Verschwender besonderer Art machte, selbst wenn man die anderweitigen schlimmen Folgen derselben gar nicht in Anschlag bringen will.

Gegründet war diese Liebhaberei nur in dem Umstande, daß Friedrich Wilhelm selbst in seiner Länge nicht über das Mittelmaß hinausging; man liebt sich zu ergänzen, und ein Fürst, der nicht, wie König Saul, eines Hauptes länger ist, als seine Umgebung, wird das, was ihm daran fehlt, wenn er die Mittel dazu hat, in denjenigen zu ersetzen bemüht seyn, die er als seine Werkzeuge betrachtet. Die Vorliebe, welche Friedrich Wilhelm als Kronprinz für große Soldaten gehabt hatte, blieb sich also gleich, nachdem er König geworden war; und aus dieser Vorliebe entsprang schon im Jahre 1714 jenes durch ganz Europa berühmte Leibregiment, welches aus den größten Menschen bestand, die in Europa anzutreffen waren. Nichts verschlug, daß der größte Soldat der unbrauchbarste ist; noch weniger wurde in Betrachtung gezogen, daß diese Riesen meistens Ausländer waren, in welchen kein Gefühl we-

*) S. Mémoires de Brandebourg p. 258 sq.

der für das Vaterland, noch für den Fürsten, denen sie dienten, eigen war: über ihre Nützlichkeit entschied die Fantasie mit ihren Launen, und wenn auf der einen Seite der Staat noch allzu klein war, um nicht von der Persönlichkeit des Suveräns durchdrungen zu werden, so war auf der andern die zwingende Gewalt des Militärs allzu stark, um irgend einen Widerstand aufkommen zu lassen. Außerdem wurde die Liebhaberei des Königs, nachdem sie einmal bekannt geworden war, durch besondere Umstände unterstützt. Fremde Mächte, denen es um seine Gunst zu thun war, erwarben diese nicht leichter, als durch Uebersendung von mehr als zwölfzölligen Rekruten. So benutzten Peter der Erste und seine Nachfolgerin die Schwäche des Königs, um geschickte Manufakturisten, Gewehr-Fabrikanten und Eisenschmiede gegen Rekruten hohen Wuchses einzutauschen; und dasselbe Mittel gebrauchten der König von Polen und mehre deutsche Fürsten, um sich Gehör für ihre Wünsche zu verschaffen.

Doch war dies eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem Aufwande, den Friedrich Wilhelm machte, um seiner Vorliebe für große Soldaten genug zu thun. Für einen Mann, der seinen Beifall hatte, war ihm kein Handgeld zu hoch; und da er nicht bloß im deutschen Reiche, sondern auch in Holland, in England und in Schweden Werber unterhielt, die, um ihre Bestimmung zu erfüllen, gleich dem Proteus, alle Gestalten (sehr vornehme gar nicht ausgeschlossen) anzunehmen genöthigt waren: so läßt sich hieraus folgern, was es mit einem Sparsamkeitsgeiste auf sich hat, der einer kostspieligen Liebhaberei nicht zu widerstehen vermag. Sechs bis achthundert Thaler für einen ausgezeichneten

Rekruten, dessen Maß über sechs Fuß hinausging, waren ein gewöhnlicher Preis; denn es werden Beispiele angeführt, nach welchen dieser Preis über mehre tausend Thaler hinausging. So kostete ein gewisser Andreas Capra 2200 und ein gewisser Joseph Große 5033 Thaler 8 Gr. Selbst hierdurch ist die Intensität der Liebhaberei Friedrich Wilhelms noch nicht hinlänglich bezeichnet; denn es wird ein Fall angeführt, nach welchem ein von dem preußischen Gesandten in London — sein Name war F. W. v. Borcke — nicht förmlich angeworbener, wohl aber durch allerlei Umschläge und Listen zum Militär-Dienst im Leibregiment geförderter Irländer, Namens Jakob Kirkland, 7735 Thaler 22 Gr. baares Geld kostete.

Die gewöhnliche Rekrutirung der Leibgarde erfolgte bei den Musterungen. Bei dieser Gelegenheit hob der König aus jedem Regimente die größten und schönsten Leute aus; doch nie ohne den Kompagnie-Chefs die von ihnen angegebenen Werbungskosten mit einem solchen Ueberschuß zu vergüten, daß sie sich zur Verdoppelung ihres Eifers angeregt fühlten. So wurden bei der Musterung des Jahres 1731 aus vier Regimentern 61 Mann ausgehoben, deren Anwerbung 11,150 Thaler gekostet hatte; der König aber ersetzte diese Summe durch 14,300 Thaler. Was die Unterhaltungs-Kosten der Leibgarde nicht wenig vermehrte, war der Umstand, daß einzelne darin angestellte Individuen sich bei der Kapitulation höheren Sold ausbedungen hatten, und daß ihnen über diesen Punkt Wort gehalten werden mußte. Es war also nicht selten der Fall, daß Abkömmlingen angesehener Familien, die sich entschlossen hatten, die Muskete zu tragen, täglich einige Gulden, ja so-

gar einige Thaler verabreicht wurden, bloß um sie bei guter Laune zu erhalten und ihrer Pünktlichkeit im Dienste gewiß zu seyn. Zu demselben Zwecke unterstützte der König einzelne Lieblinge unter seinen Gardisten, welche, um ihre Umstände zu verbessern, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben wünschten. Daß er ihnen Landgüter geschenkt habe, mag für Uebertreibung gelten; allein er baute ihnen Häuser und ward ihnen behülflich zur Anlegung von Bier- und Weinhäusern, von Material- und Italiäner-Läden. Für erwiesen gilt ferner, daß der erste Bankier, welchen die Hauptstadt erhielt, aus der Leibgarde hervortrat und mit Königlichen Geldern ein Haus stiftete, das noch immer, wenn gleich unter veränderten Namen fortdauert *). Nicht selten machte Friedrich Wilhelm den Freiwerber für seine Riesen; und welcher Vater hätte seine Tochter dem Begünstigten des Königs versagen mögen? . . .

Man sieht, daß die Leibgarde Friedrich Wilhelms die auffallendste Aehnlichkeit hatte mit den Prätorianern römischer Imperatoren, oder mit den Janitscharen türkischer Sultane. Zur Bestreitung der starken Ausgaben, welche dieses Institut erforderte, wurde eine besondere Rekruten-Kasse errichtet, welche von Jedem, der einen Titel suchte, bereichert werden mußte. Was nun die Titelsucht, welche unter der vorigen Regierung entstanden war, leicht hätte schwächen können, gewann Bestand durch die Verwandlung der Rekruten-Kasse in eine Begnadigungs- und Aemter-Kasse, indem Gesuche um Privilegien, Gunstbezeugungen und Aemter nur gegen Erlegung einer gewissen Summe

*) Seine älteste Firma war Splittgerber und Daun.

an die Rekruten-Kasse bewilligt wurden. Kaum hatte man also bemerkt, daß die Bereicherung dieser Kasse dem Könige Freude machte: so wurde mit öffentlichen Aemtern ein unverhehlter Verkehr getrieben. Die Dinge nahmen dabei folgende Wendung. Alle Bittschriften um ein eröffnetes Amt kamen mit hinzugefügten Angeboten in die Hände des Rendanten der Rekruten-Kasse. Dieser legte sie dem Könige im Auszuge vor, worauf denn Friedrich Wilhelm der Erste das Amt zwar demjenigen zuerkannte, den er für den Brauchbarsten und Würdigsten hielt, doch meistens unter der Bedingung, daß er sich die Kaufsumme des Meistbietenden gefallen lassen mußte. Bisweilen hatte das bloße Versprechen des Kandidaten, einen Gardisten von beträchtlichem Höhenmaße zu stellen, die Wirkung, daß ihm das gesuchte Amt zugestanden wurde; ja, nicht selten stellte der König selbst die Forderung, daß der Kandidat, statt des Geldes, einen Rekruten bestimmter Größe anschaffen solle. Welche Wirkungen dies für die gesammte Verwaltung hatte, braucht nicht gesagt zu werden.

Von allen diesen Einrichtungen ist nichts geblieben; denn man ist zurückgekommen von dem Wahn, daß der größte Soldat der brauchbarste sei. Preußische Werber durchschwärmen nicht mehr, weder das deutsche Reich, dessen Beziehungen sich seit dem Eintritte des neunzehnten Jahrhunderts so mächtig verändert haben, noch andere mehr oder minder benachbarte Staaten, um die Liebhaberei des Königs für große Gestalten zu befriedigen und Vertheidigungskräfte zu suchen, die man im eigenen Lande zu finden verzweifelte. An die Stelle einer zur Hälfte aus Ausländern zusammengesetzten Militärmacht, ist eine andere

getreten, auf deren Wirksamkeit man unter allen Umständen rechnen kann. König und Vaterland sind nicht mehr Gegensätze, die sich schwer vermitteln lassen. Unstreitig hat Friedrich Wilhelms des Ersten Militär-System nicht lauter schlimme Folgen gehabt; und unter den guten Folgen dürfte die obenan stehen, daß durch dies System und durch die vorzugsweise Aufnahme des Adels in die Militär-Hierarchie der erste bleibende Grund zum Gehorsam und zur Unterwerfung unter die Gesetze für die vornehmste Klasse der Gesellschaft gelegt worden ist. Allein, sobald dieser große Zweck, der mit der Sicherstellung der Suveränetät als identisch gedacht werden kann, erreicht war, lag nichts mehr in der Natur der Dinge, als daß das System selbst werthlos geworden war. Es fand nach wesentlichen Veränderungen, die es im Laufe von drei Menschenaltern gelitten hatte, seinen Untergang in der Schlacht bei Jena, die man also als die Grablegung desselben betrachten kann.

Der Ausspruch des Verfassers der brandenburgischen Denkwürdigkeiten: „daß die Spuren der Weisheit Friedrich Wilhelms des Ersten so lange fortdauern werden, als es ein preußisches Volk giebt," dürfte demnach nicht anwendbar seyn auf das von diesem Könige gestiftete Militär-System, dessen Vergänglichkeit vielleicht erwiesen war, ehe das besondere Schicksal eintrat, welches darüber entschieden hat. Bei dem Allen rechtfertigt sich jener Ausspruch auf das Vollkommenste, sobald man die anderweitigen Verdienste Friedrich Wilhelms ins Auge faßt: Verdienste, deren Früchte wir noch täglich genießen, und die selbst von unseren spätesten Enkeln mit Freudigkeit werden anerkannt werden.

Durch sein Militär-System hatte sich dieser König

gewissermaßen die Verbindlichkeit aufgelegt, alle Kräfte des Landes zur Unterstützung desselben aufzurufen, und die wirklich vorhandenen Kräfte durch neue zu verstärken. Um nun dieser Verbindlichkeit zu genügen, schlug er andere Wege ein, als seine Vorgänger. Diese hatten sich damit begnügt, unbevölkerte Striche und Plätze mit Menschen zu besetzen; aber an die Austrocknung von Brüchen, Morästen, Seen und Sümpfen hatte sich keiner von ihnen gewagt, es sei aus Zufriedenheit mit dem, was sie dem Schicksal verdankten, oder weil sie von der Intelligenz ihres Zeitalters allzu wenig unterstützt waren. Friedrich Wilhelm faßte zuerst den wahrhaft Königlichen Gedanken, in seinem Lande neues Erdreich zu gewinnen, d. h. neuen Spielraum für nützliche Thätigkeit zu schaffen. Unter ihm fingen die Marken an, eine neue Gestalt dadurch zu erringen, daß allenthalben wüste Felder angebaut, überflüssige Wälder ausgerottet und neue Dorfschaften angelegt wurden. Die Altmark sah die morastigen Gegenden bei Stendal, Flechtingen, Ostingersleben, Dahlen u. s. w. verschwinden. In der Priegnitz wurden die Strecken bei Semlin, Dalmin, Wittstock und Rosenwinkel, so wie das Wendefeld bei Bankow, fruchtbar gemacht. Dieselben Erscheinungen in der Mittelmark, wo unfruchtbare Landstriche in gutes Acker- und Wiesenland umgeschaffen und Wohnungen für Menschen an Stellen da errichtet wurden, wo sonst nur wildes Geflügel neben Schlangen genistet hatte. Im Havellande wurde Königshorst, eine der größten Meiereien, den Brüchen abgewonnen; und in der Neumark läßt sich vielleicht kein Kreis nennen, wo die kühne Hand des Menschen nicht der chaotischen Natur größere Strecken abgerungen und diese in

nutzbares Werkzeug der Hervorbringung verwandelt hätte. Dies Alles geschah auf den Betrieb eines Königs, den man vielleicht den Vorwurf machen kann, daß er in seinen Schöpfungen alles zu sehr auf sich bezogen habe, der aber deßhalb nicht minder wohlthätig eingriff, weil alles Gute, das auf diesem Wege zu Stande gebracht wird, zuletzt der Gesellschaft zu Statten kommt, die, unsterblicher als der Fürst, wirkliche Fortschritte durch Jahrhunderte hinführt ...

Friedrich Wilhelm der Erste ließ es hierbei nicht bewenden. Er benutzte besonders die Titelsucht seiner Unterthanen, um in den Städten zum Häuserbau aufzumuntern; das Materielle dem Immateriellen vorziehend (vielleicht weil ihm klar geworden war, daß das letztere nur dann einen Werth hat, wenn es ihm in dem erstern eine tüchtige Grundlage gesichert hat) ertheilte er, ohne alles Bedenken, den Titel eines Obergerichtsraths, eines Bürgermeisters und eines Advokaten Solchen, die ein Haus gebaut hatten. Daß die Arbeit die Quelle aller Reichthümer ist, leuchtete ihm, als praktischen Staatswirth, in so hoher Allgemeinheit ein, daß die Theoretiker dieser Zeit von ihm hätten lernen können; auch war er unter den Fürsten Europa's der erste, der, mit Hinwegsetzung über mancherlei Vorurtheile, auf der jungen Universität zu Halle den ersten Lehrstuhl für die Staatswirthschaftslehre stiftete, welche in diesen Zeiten Kameralistik genannt wurde, weil es noch nicht auf etwas Anderes ankam, als die Einkünfte des Staatsschatzes durch eine bessere Domänenverwaltung zu vermehren. Die letztere lag Friedrich Wilhelm dem Ersten fast ausschließend am Herzen. Das

Phä-

Phänomen selbst zu erklären, muß man sich genau in die Zeiten versetzen, worin er lebte und wirkte: Zeiten, welche ihren Charakter genau darin hatten, daß die gesellschaftliche Arbeit sich weniger, als gegenwärtig, getheilt hatte, daß also auch der Geldumlauf und die Vortheile, welche die Regierungen davon ziehen, minder bedeutend waren. Wir sehen demnach Friedrich Wilhelm den Ersten seine Regierung damit beginnen, daß er alle übriggebliebenen Erbpachten aufhob und in Zeitpachten verwandelte. Dabei traf er die Einrichtung, daß die Kontrakte alle sechs Jahre erneuert werden mußten, daß also auch die Pachten alle sechs Jahre erhöhet werden konnten. Hiermit nicht zufrieden, brachte er, theils durch Kauf, theils durch andere nicht unrechtmäßige Mittel viel Privat-Eigenthum an sich, das er in Domänen-Aemter verwandelte: ein Verfahren, das man tadeln möchte, wenn das, was aus dem Stande der Wissenschaft in einer gegebenen Zeit hervorgeht, jemals zu tadeln wäre. In diesen Operationen leistete der Minister Görne dem Könige die wesentlichsten Dienste dadurch, daß er die Kammerbeamte lehrte, wie sie sich eine richtige Kenntniß von der Benutzung der Domänen zu erwerben vermöchten. Die Noth zwang um so mehr zu dieser Art von Verwaltung, weil das Haupteinkommen noch immer von den Domänen herrührte; Accise und Posten brachten nur das Fehlende. Das reine Einkommen von den letztern belief sich unter Friedrich Wilhelm dem Ersten auf 100,000 Thaler; das Gesammteinkommen aber erhob sich, den glaubwürdigsten Nachrichten von diesem Gegenstande zufolge, nicht über 7 Millionen 400,000 Thaler. Von Kopf-, Perücken- und Karossensteuer war nicht länger

die Rede; eben so wenig von einer Erhöhung des Salzpreises und ähnlichen Belästigungen. Der große Vorzug der Verwaltung vor jeder früheren bestand darin, daß jeder Unterthan genau wußte, wie viel er zu zahlen hatte: ein wesentlicher Vorzug, weil ohne denselben die Arbeit einen großen Theil ihres Werthes verliert und Muthlosigkeit an die Stelle der Betriebsamkeit tritt.

Die Wiederbevölkerung des durch die Pest von 1709 verödeten Preußens war eine von den Hauptangelegenheiten des Königs. Bald nach dem Abschlusse des Friedens mit Schweden besuchte er diesen Bestandtheil der Monarchie; doch keinesweges in der Absicht, sich daselbst krönen zu lassen: denn er war des Glaubens, daß diese, von ihm als eitel bezeichnete Zeremonie sich mehr für Wahl-, als für Erb-Königreiche passe. Nicht mit Unrecht ist also von ihm gesagt worden, daß er die wahren Pflichten des Königthums um so gewissenhafter erfüllt habe, je gleichgültiger er gegen die Glanzseite desselben gewesen sei. Preußen und Litthauen wieder zu bevölkern, zog er Kolonisten ins Land. Angelockt durch vortheilhafte Bedingungen, hatten sich bereits 20,000 Schweizer, Schwaben, Franken und Würzburger in Preußen und Litthauen niedergelassen, als die Unduldsamkeit des Erzbischofs von Salzburg dem Könige denselben Vortheil gewährte, den sein Großvater, der große Kurfürst, von dem Verfolgungsgeiste Ludwigs des Vierzehnten gezogen hatte. Unter Begünstigung des kaiserlichen Hofes hatte sich die Glaubens-Tyrannei bei mehren katholischen Fürsten Deutschlands aufs Neue eingestellt; alle diese Unduldsamen aber wurden übertroffen von jenem Erzbischofe, der kein Mittel der Bedrückung unversucht ließ,

seine protestantischen Unterthanen zum Katholizismus zu bekehren. Vergeblich erklärte sich der König von Preußen, im Verein mit den evangelischen Fürsten Deutschlands, gegen diese Ungerechtigkeit; vergebens schlugen sich selbst England, Dänemark und Schweden ins Mittel. Durch die Androhung, daß er an den in seinen Staaten gelegenen katholischen Stiftern und Klöstern das Wiedervergeltungsrecht auszuüben entschlossen sei, brachte Friedrich Wilhelm es endlich dahin, daß den protestantischen Salzburgern die Auswanderung, wenn gleich unter drückenden Bedingungen, gestattet wurde. Nicht weniger als 17,000 wanderten hierauf nach Preußen aus. Sie wurden zu Regensburg von preußischen Kommissären in Empfang genommen, um nach Halle geführt zu werden. So groß war ihre Entblößung, daß selbst die Reisekosten aus den königlichen Kassen bestritten werden mußten; und doch war diese Ausgabe ein auf Gewinn angelegtes Kapital, das reichliche Zinsen trug, als diese Unglücklichen sich in Preußisch-Litthauen niedergelassen und, von Vorschüssen aller Art unterstützt, ihre Wirthschaften in Gang gebracht hatten. Man lebte also in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht in Zeiten, wo der Nutzen der Bevölkerung problematisch gewesen wäre.

Diese ungemeine Thätigkeit des Königs setzt den Beistand erleuchteter und kenntnißvoller Räthe voraus. Welcher Art nun war dieser Beistand, d. h. in welchen Formen bewegte sich derselbe, um dem Bedürfniß des Monarchen nach Einheit und Uebereinstimmung zu genügen?

Auf Reisen in den Provinzen während der ersten Jahres seiner Regierung hatte Friedrich Wilhelm die Ueberzeu-

gung gewonnen, daß die Schuld einer schlechten, d. h. dis-harmonischen Verwaltung ganz vorzüglich dem Mangel einer Zentral-Behörde zugeschrieben werden müsse. Dieser Ueberzeugung folgend, errichtete er schon am Schlusse des Jahres 1713 jenes Kollegium, das bis zum Jahre 1809 unter der Benennung eines General-Direktoriums wirksam blieb. Ursprünglich führte es die Benennung „General-Finanzdirektorium." Ihm wurden alle die Geschäfte übergeben, welche bis dahin von dem Ober-Domänendirektorium, von der Hofkammer und von dem Forst-, Post- und Bergwerks-Kollegium abgesondert waren betrieben worden. Die ersten Folgen dieser neuen Organisation waren nicht glänzend; mehr als einmal mußte die Zusammensetzung des General-Finanzdirektoriums und das Reglement für dasselbe abgeändert werden. Indem jedoch der König die Idee einer Zentral-Behörde für die inneren Angelegenheiten des Landes festhielt, gelang es ihm, seine Schöpfung durch die Vereinigung des General-Kommissariats mit dem General-Finanzdirektorium zu vollenden. Hiermit hatte es folgende Bewandniß. Neben den Domainen-Kammern in den Provinzen, welche die Einkünfte der Domänen und die hergebrachten Abgaben einzogen und verwalteten, gab es Kommissariate, welche für die Einziehung der Kriegssteuer und für die Unterhaltung des Militärs zu sorgen hatten. Sämmtliche Kommissariate nun waren einem General-Komissariat untergeordnet, von welchem sich wohl von selbst versteht, daß es mit dem General-Finanzdirektorium in mancherlei Berührungen kam, die nicht immer friedlich endigten. Dem Streite zwischen diesen General-Behörden ein Ende zu machen, vereinigte der König die Provinzial-Kommissariate

mit den Domänen-Kammern und verschmolz auf gleiche Weise das General-Kommissariat mit dem General-Finanz-direktorium, das von jetzt an den Titel eines General-Ober-Finanz-, Krieges- und Domänendirektoriums erhielt.

So verhielt es sich mit der letzten Hand, welche Friedrich Wilhelm an seine Hauptschöpfung legte. Als er den 19. Januar 1723 seinen Ministern seinen Plan vorlegte, geschah es mit der Versicherung, „daß er das wichtige Werk mit eifrigem Gebet zu Gott angefangen habe, und daß er von dem göttlichen Segen einen guten Fortgang erwarte." Er selbst ernannte sich zum beständigen Präsidenten dieses Kollegiums; und je mehr der Erfolg seinen Erwartungen entsprach, desto lebhafter ward sein Interesse für das General-Direktorium, das alle Provinzial-Stände-Versammlungen, wie diese in früherer Zeit Statt gefunden hatten, überflüssig machte, indem es dem monarchischen Charakter der Regierung Nachdruck und Stärke gab. Der König selbst wohnte nicht selten den Sitzungen des General-Direktoriums bei; und damit er demselben stets gegenwärtig bleiben möchte, ließ er sein Bildniß in der Mitte des Sitzungssaales aufstellen. Bemerkenswerth ist vor allem die Form, worin diese Ausstellung erfolgte; denn sie schildert den Geist der Zeit. Der König erschien in der Uniform seines Leibregiments und richtete den Kommando-Stab gegen eine Statue der Gerechtigkeit, welche in ihrer rechten Hand eine Waage hielt, an deren einen Schale das Wort „Kriegs-" an der andern das Wort „Domänen-Kasse" zu lesen war. Das Kollegium selbst war in Departements getheilt, von welchen jedes seine besonderen

Provinzen hatte. Die Zahl dieser Departements betrug Anfangs nur vier, später sechs. Allgemeine Regel während der Regierung Friedrich Wilhelms war, daß die Sitzungen nicht eher aufgehoben werden durften, als bis alle zum Vortrag gebrachten Geschäfte abgemacht waren. Damit nun der Hunger die Glieder des Kollegiums nicht zu einer den Geschäften nachtheiligen Eile verführen möchte: so war die Einrichtung getroffen, daß sie auf königliche Kosten speiseten, so oft die Sitzungen sich in die Länge zogen. Sie bekamen alsdann vier Schüsseln, welche, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, so gut zubereitet seyn mußten, als wenn er selbst mitgespeiset hätte. Außerdem wurde Jedem eine Flasche Rheinwein gereicht. Nur Ein Bedienter durfte aufwarten, damit die General-Direktion sich auch während der Tafel über Gegenstände des Dienstes ungestört unterhalten könnte; dem aufwartenden Bedienten aber war seine Verrichtung dadurch erleichtert, daß jeder Kommensal vier silberne Tellern nebst einem Glase und einer Weinflasche an seinem Platze fand, und daß die gebrauchten Teller in einen großen Korb gelegt wurden, der im Eßsaal befindlich war. Die Zufriedenheit des Königs mit diesem Kollegium wurde nie gestört; und die Ursache dieser Zufriedenheit scheint keine andere gewesen zu seyn, als daß die Glieder des General-Direktoriums sich seiner Ungeduld anbequemten, die sich mit keinem Aufschub, mit keiner Verzögerung vertrug.

Das General-Direktorium überlebte zwar seinen Stifter um beinahe 70 Jahre; wer möchte sich aber darüber wundern, daß es, als Institution genommen, seinen Untergang gefunden hat? Es trug, von seinem ersten Ur-

sprunge an, zu sehr das Charakter-Gepräge seines Urhebers, als daß seine Wirksamkeit sich, nach dem Hintritt desselben, hätte gleich bleiben können. Dazu kam, daß die wesentlichen Veränderungen, welche der preußische Staat seit dem Jahre 1740 erfuhr, für Gesetzgebung und Vollziehung andere Einrichtungen erheischten, die, wie sie auch im Uebrigen aufgefaßt werden mögen, wenigstens das für sich haben, daß sie den zeitlichen Bedürfnissen besser entsprechen. Es gehört zu den Zeichen eines gesunden Zustandes der Gesellschaft, wenn unnütz gewordene Institutionen leicht durch bessere, d. h. durch angemessenere — denn alles Gesellschaftliche hat von jeher nur den Charakter des Bezüglichen gehabt — ersetzt werden können; und deßhalb dürfte die Wahrheit nicht auf Seiten Derer seyn, welche noch immer nicht aufgehört haben, den Untergang des General-Direktoriums zu bejammern.

Ein besseres Schicksal hat eine zweite Institution Friedrich Wilhelms gehabt, welche mit dem General-Direktorium (dieses in seiner Vollendung vom Jahre 1723 betrachtet) gleichzeitig zu Stande gebracht wurde. Wir bezeichnen hierdurch die Ober-Rechnenkammer. Ihre Bestimmung war, dahin zu wirken, daß unnöthige Ausgaben in jeder Beziehung vermieden würden, um Einnahme und Ausgabe in demjenigen Gleichgewicht zu erhalten, worin eine gute Staatswirthschaft sich selbst rechtfertigt. Es ist hier nicht der Ort, auseinander zu setzen, welcher Fundamental-Gedanke einer Ober-Rechnenkammer zum Grunde liegt, und durch welche Organisation dieser Gedanke allein verwirklicht werden kann. Zu glauben ist, daß das von Friedrich Wilhelm dem Ersten gestiftete Institut, nachdem es seinen Ur-

heber um mehr als 90 Jahre überlebt hat, durch höhere Ausbildung seines Wesens in die entferntesten Jahrhunderte hineinreichen, und folglich das Andenken an diesen Urheber verewigen werde. Eine Verbesserung der Gerechtigkeitspflege lag zwar in den Wünschen Friedrich Wilhelms; dies beweisen mehre Aeußerungen, die, als von ihm herrührend, seinem eben so schlichten als edlen Charakter zur größten Ehre gereichen. Doch in dieser Beziehung war durch die Einführung des schriftlichen Verfahrens allzu viel verschoben und verdorben, als daß es in seiner Macht gestanden hätte, wesentliche Verbesserungen zu bewirken.

In einem Abschnitte, welcher dem Charakter und dem Geiste der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten gewidmet ist, dürfen die allgemeinen Anschauungen dieses Königs nicht mit Stillschweigen übergangen werden . . .

Sie waren wesentlich theologisch, und als solche antikatholisch. So wie nun eine theologische Anschauung gesellschaftlicher Erscheinungen der Praxis wenig schadet, vorausgesetzt, daß sie nicht vorherrschend ist, wie im Kirchenstaate: so war sie für Friedrich Wilhelm den Ersten kein Hinderniß hinsichtlich dessen, was er für zuträglich oder nützlich erkannt hatte. Den Grundsätzen seiner Vorgänger seit Johann Sigismund getreu, trennte er sich nicht von dem Prinzip der Duldung; und sein Unwille kam, bei der Lebendigkeit seiner Gefühle, ganz regelmäßig zum Ausbruch, so oft — was in seinen Zeiten noch allzu häufig der Fall war — der Antagonismus der Reformirten gegen die Lutheraner, und umgekehrt, eintrat; denn er läugnete die Wesentlichkeit des Unterschiedes zwischen beiden Konfessionen, und betrachtete jeden Streit, der sich in dieser Hin-

sicht erhob, als das Werk der Geistlichen (von ihm Pfaffen genannt), die sich dadurch geltend machen wollten. Wenn er das Prinzip der Duldung nicht auf die Juden anwendete: so war die Ursache schwerlich eine andere, als daß er dem sittlichen Geiste dieser Sekte mißtraute. Als nach dem Tode des Münz-Juden Veith ein Defizit von 100,000 Thalern zur Sprache kam, das Friedrich Wilhelm als einen Raub betrachtete, den die Judenschaft Berlins unter sich getheilt habe, so hoben die Verfolgungen an, die seitdem, bis zum Tode des Königs, kein Ende nahmen. Nicht genug, daß er die Juden durch den Hofprediger förmlich in den Bann thun und zur Bestrafung der von ihnen verübten Diebstäle einen eisernen Galgen bauen ließ, kränkte er sie noch besonders dadurch, daß er ihnen den Vertrieb des Wildprets aufbürdete, so oft seine Schweinsjagden sehr einträglich gewesen waren. Sein Verfahren in diesem Falle war, daß man — versteht sich gegen eine feststehende Taxe — den Juden diese (ihnen unreinen) Thiere aufdrang, und es ihnen überließ, sich derselben zu entledigen, was gewöhnlich dadurch geschah, daß sie das Wild entweder für ein Spottgeld verkauften, oder an die Armenhäuser verschenkten. Dies anführen, heißt den Geist der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schildern; nur daß man dabei nicht aus der Acht lassen darf, daß vielen Handlungen Friedrich Wilhelms des Ersten die Ironie nicht abzusprechen ist, die sich daran knüpfte: denn in vielen Fällen stand dieser Fürst über seinem Zeitalter.

Der Vorwurf unköniglicher Gleichgültigkeit gegen Wissenschaften und Künste, welchen man der Regierung Frie-

drich Wilhelms des Ersten so häufig gemacht hat, verschwindet in einem hohen Maße, sobald man sich vergegenwärtigt, daß, die Wissenschaften anlangend, an der Spitze derselben eine unfruchtbare Metaphysik stand, welche sogar von den Zeitgenossen verspottet wurde, und daß, in Betreff der schönen Künste, ein Fürst, dessen Sinn nur auf das Nützliche gerichtet ist, seiner Liebhaberei eine feste Gränze zu setzen genöthigt wird. Der sogenannten Amusée Friedrich Wilhelms des Ersten verdankte Berlin den Ausbau seiner Friedrichsstadt, die um nicht weniger als 1000 Häuser vermehrt wurde. Aus derselben Amusée ging Potsdam wie aus dem Nichts hervor; und wer zweifelt daran, daß für abgebrannte Provinzial-Städte weniger geschehen seyn würde, wenn ein sehr großer Theil der Staatseinkünfte auf Paläste, Statuen, Gemälde und andere Kunstschätze verwendet worden wäre? Was Friedrich Wilhelm stets im Auge behielt, war, daß die arbeitenden Klassen den wichtigsten Theil der Gesellschaft bilden, und daß man dieser durch eine Beraubung ihrer Gelehrten und Künstler bei weitem weniger schadet, als durch eine Vernachlässigung oder Hintansetzung Derer, welche, als direkte und nothwendige Agenten der physischen Daseinsmittel, alle Elemente der Wohlfahrt und höheren Entwickelung bedingen. Die Hauptaufgabe, welche er sich gestellt hatte, war, die materielle Grundlage der Gesellschaft zu verstärken. Hätte er nun wohl dieser Hauptaufgabe getreu bleiben können, wenn er seine, wahrlich sehr beschränkten Mittel den mannichfaltigsten Zwecken zugewendet hätte?

Wenn jemals ein Fürst das Recht hatte, mit Ludwig dem Vierzehnten zu sagen: „Ich, ich bin der Staat,“

so war Friedrich Wilhelm dieser Fürst. Nie ist jedoch ein solches Wort aus seinem Munde vernommen worden. Er freute sich im Stillen seiner Schöpfung, unbekümmert um die Urtheile, die an einzelnen Höfen Europa's über sein Verfahren gefällt wurden. Um sich nicht mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, vermied er aus allen Kräften den Krieg; selbst die Beredsamkeit eines Demosthenes würde seine Grundsätze über diesen Punkt nicht erschüttert haben. War in vertrauten Zirkeln, die er liebte, bisweilen die Rede von den Nothwendigkeiten, welche das europäische Gleichgewicht herbeiführen könnte, so fiel seine Antwort dahin aus, daß er sagte: „Auf solche Staatsfaxen (Possen) lasse ich mich nicht ein." Wirklich beschäftigte ihn die auswärtige Politik nicht mehr, als er gegen seinen Willen in dieselbe verflochten wurde.

Die Zahl nützlicher Fabriken und Manufakturen zu vermehren, lag ihm unendlich mehr am Herzen. Unter seinen Auspicien bildete sich, geleitet von seinem Minister, Herrn von Kraut, das berlinische Lagerhaus, wo von holländischen und französischen Webern aus spanischer Wolle die feineren Tücher für das Heer bereitet wurden. Mit gleichem, d. h. mit eben nicht glänzendem Erfolge wurde eine große Sammet-Manufaktur in Potsdam errichtet. Das Interesse dieser Anstalten erforderte ermäßigte Tarife; und Friedrich Wilhelm willigte in diese Ermäßigung mit einem Kernspruch, welcher der Aufbewahrung werth ist. „Hole der T — l," sagte er, „lieber meine zeitliche Wohlfahrt, als daß ich reich sei, während meine Unterthanen Bettler werden."

So verhielt es sich mit dem Charakter und Geist der

Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten. Alles war darin aus Einem Stück. Die besten Ideen des Jahrhunderts waren dieser Regierung keinesweges fremd; und wenn man geltend machen wollte, daß Vorurtheile aller Art einen unverkennbaren Zusatz gebildet hätten: so würde die billigste Antwort seyn: ob es je ein Jahrhundert gegeben habe, wo dies nicht der Fall gewesen? Die von dem großen Kurfürsten gestiftete und von Friedrich dem Ersten mit bedeutendem Aufwande fortgeführte afrikanische Handelsgesellschaft fand wegen ihrer Unproduktivität keine Gnade in den Augen des wirthschaftlichen Friedrich Wilhelm. Nur die Frage, wie sie am vortheilhaftesten aufzulösen sei, verzögerte ihren Untergang, bis, nach langen Unterhandlungen mit den Engländern und Holländern, 7200 Dukaten und 12 Neger der Kaufpreis sämmtlicher preußischen Besitzungen in Afrika wurden. Die Holländer erwarben dieselben mit vier Festungen und einigen Kanonen; Friedrich Wilhelm aber schätzte sich glücklich, von einem solchen Besitze befreit zu seyn, weil er den Grundsatz nährte, daß Völker nur dadurch stark und mächtig werden, daß sie von der ihnen beiwohnenden Kraft nichts verloren gehen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Liegt die Nützlichkeit bequemer Landstraßen außer allem Zweifel, so daß fast jeder Aufwand, der zur Herstellung derselben gemacht wird, durch das Wesen der Gesellschaft gerechtfertigt ist: so läßt sich von den Wasserstraßen behaupten, daß ihre Nützlichkeit jede Berechnung übersteigt. Auch sie zerfallen in drei Kategorien: nämlich in **Meeresstraßen**, in **Flußstraßen** und in **Kanäle**. Durch die ersten tritt das menschliche Geschlecht mit sich selbst in Zusammenhang; durch die zweiten verbinden sich größere Gebiete mit einander, wenn sie derselben Erdabtheilung angehören; durch die letzten vereinigen sich Provinzen und Kantone. Zu den segensreichsten Erfindungen muß die Schiffsfahrt gerechnet werden; denn sie ist eine von den ersten Grundlagen gesellschaftlicher Entwickelung. Die flüssigen Fahrwege vertragen sich mit den stärksten Lasten. Diese gleiten auf ihnen mit solcher Leichtigkeit dahin, daß auf einer Wasserstraße ein einziges Pferd eine Last fortschafft, die, wenn der Transport zu Lande geschehen müßte, funfzig bis sechzig Pferde und eine angemessene Zahl von Menschen in Anspruch nehmen würde. Für rohe und schwer wiegende Produkte, wie die des Land- und Bergbaus sind, entspringt hieraus der ungemeine Vortheil, daß der Markt, wo sie verkauft und verbraucht werden können, sich unend-

lich ausdehnt. In jedem Lande größeren Umfanges giebt es Gegenden, wo Getreide, Steinkohlen, Eisen-Mineral in Ueberfluß und zu einem niedrigen Preise würden hervorgebracht werden, wenn man diese Dinge an Ort und Stelle verkaufen könnte; allein die Kosten, welche aufgewendet werden müssen, um sie ihrer Oertlichkeit zu entziehen, erheben den Preis weit über den Satz, den der Verzehrer sich gefallen lassen kann. Von Dingen dieser Art läßt sich also sagen, daß sie Produkte werden und die Masse der Reichthümer vermehren würden, wenn sie um einen billigen Preis fortgeschafft werden könnten. Dieser Umstand ist das Einzige, was ihnen abgeht . . .

Von den Meeresstraßen kann hier nicht weiter die Rede seyn; denn sie dienen dem ganzen menschlichen Geschlechte.

Auf den ersten Anblick scheint die Flußschiffahrt die einfachste und natürlichste der Kommunikationen zu Wasser zu seyn; bringt man jedoch tiefer ein, so wird man gewahr, daß auch sie nicht ohne den Beistand der Kunst benutzt werden kann. Untiefen fordern, daß man das Flußbett vertiefe; Ueberschwemmungen machen eine Erhöhung der Ufer nöthig; außerdem müssen Wege angelegt werden, auf welchen Pferde das Fahrzeug Strom an ziehen können, und diese Wege erfordern wiederum große Kunstarbeiten, vorzüglich an Stellen, wo das Hauptbette des Flusses von einem Ufer zum andern übergeht und zwischen Inseln umläuft. Nicht selten ist der Strom so reißend, daß die Fahrzeuge Strom aufwärts gar nicht gezogen werden können. In gewissen Fällen muß das Wasser gehemmt oder gestaut werden, um den Fluß schiffbar zu machen; in

andern nöthigen seine Krümmungen, wenn die Fahrt nicht allzu kostbar werden soll, zu einer Abänderung des Bettes. Endlich sind die für die Schiffbarmachung des Flusses nothwendigen Arbeiten bisweilen so beträchtlich, daß es zweckmäßiger und wohlfeiler ist, neben den Fluß einen schiffbaren Kanal zu graben, der, von dem Flußwasser genährt, die Auf- und die Abfahrt gleich sehr erleichtert. Das schönste Muster dieser Art dürfte der Kanal seyn, welchen der Herzog von Bridgewater längs dem Flusse Mersey graben ließ, um die beiden Handelsstädte Liverpool und Manchester in Zusammenhang zu bringen; der Transport, welcher früher für die Tonne zu zwei Tausend Pfund mehr als 10 Thaler betragen hatte, sank auf $1\frac{1}{4}$ Thaler herab.

Um die Provinzen und Kantone eines Landes in einen leichten Zusammenhang zu bringen, reichen jedoch diese Veranstaltungen nicht hin. Es ist nämlich dazu erforderlich, daß man zur Rechten und zur Linken der Flüsse, Kanäle durch Oerter ziehe, wo es keine natürliche Schifffahrt giebt; kurz, man muß die Höhen überwinden, welche die Becken der Flüsse sondern, dergestalt, daß ein Fahrzeug von einem Flusse in den andern, von einem Meereshafen in den Hafen eines anderen Meeres gelangen kann. Vor der Erfindung der Schleusen war dies unmöglich. Ob diese Erfindung von den Kreuzfahrern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts aus Aegypten nach Europa verpflanzt worden, kann hier nicht erörtert werden. Wie es sich auch damit verhalten mochte: vom funfzehnten Jahrhundert an, wo das Schleusenwesen mehr in Gebrauch kam, hatte man es in seiner Gewalt, allenthalben Kanäle zu ziehen, vorausgesetzt, daß es möglich war, auf ihrem höchsten Punkt,

d. h. an dem Orte, den man ihren Abgangspunkt nennt, eine solche Quantität Wasser zu sammeln, welche hinreicht, um den Dienst der Schleuse zu verrichten. Daß die Kunst Schleusen zu bauen, in Europa sehr vervollkommnet ist, läßt sich aus den Fortschritten abnehmen, welche die physischen Wissenschaften in den beiden letzten Jahrhunderten gemacht haben. In neuerer Zeit haben die Engländer die Dampfmaschine zu Hülfe genommen, um das Wasser, das durch das Schleusenspiel fällt, von einem niedrigen Wasserstande zu einem höheren zu erheben; und auf diese Weise kann man, vorausgesetzt, daß das Brennmaterial, welches zur Unterhaltung der Dampfmaschinen erfordert wird, wohlfeil genug ist, allenthalben Schifffahrts-Kanäle haben, da sogar, wo es kein Wasser giebt; denn es kommt nur darauf an, daß man gehörig berechnet, ob der Dienst, welchen der Kanal leistet, größeren Werth hat, als das Brennmaterial, das man verbraucht.

Wie kostbar ein Schleusenwerk auch seyn möge: so ist es doch, wie die meisten anderen Erfindungen, aus dem Bestreben, Ersparungen zu bewirken, hervorgegangen. Am auffallendsten zeigt sich dies in England, wo das Bedürfniß der Regierung, über große Summen verfügen zu können, mehr auf Ersparung abzweckende Kombinationen geweckt hat, als in irgend einem andern europäischen Lande verwirklicht worden sind.

„In England," sagt Herr Dutens*), „hat man die Nothwendigkeit, die Transport-Kosten zu vermindern, stär-

*) S. Mémoires de M. Dutens sur les travaux publics de l'Angleterre, p. 72.

fer, als in irgend einem andern Lande empfunden. Auf jeden Schritt, in allen Arten der Betriebsamkeit, ist das, was man zu diesem Endzweck ins Werk gerichtet hat, vielleicht dasjenige, was die Aufmerksamkeit des Beobachters am meisten in Anspruch nimmt. Diesem wohlverstandenen Interesse muß man die Menge verzweigter Kanäle zuschreiben, mittels welcher die Fahrzeuge ihre Ladungen bringen und abholen, sogar bis zum Umkreis der Manufakturen und unter der Decke ihrer Magazine."

Wo die Anlegung eines Kanals unmöglich ist, da nimmt man seine Zuflucht zu einer Eisenbahn. Darunter versteht man gegossene Geleise, welche auf hölzernen, in die Erde gesenkten Querbalken ruhen. In diesen Geleisen bewegen sich Wagen mit gegossenen Rädern, wovon die Folge ist, daß ein einziges Pferd die Last von vier bis fünf Pferden zu ziehen vermag. An vielen Orten können diese Eisenbahnen die Stelle der Kanäle hinsichtlich der Fortschaffung von Lasten ersetzen. Dabei gewähren sie noch den Vortheil, daß sie dem Ackerbau weniger Grund und Boden entziehen, und daß ihre Anlegung da, wo man Gußeisen wohlfeil haben kann, minder kostspielig ist, als ein Kanal. In Ländern, welche eben nicht wasserreich sind, und wo es an leichter Kommunikation fehlt, sind sie besonders zu empfehlen; auch werden sie sich, wie es scheint, in denselben am meisten ausbreiten . . .

Denn, wenn uns die Kanäle nicht von der Natur unentgeltlich in schiffbaren Strömen dargeboten werden: so sind sie, im Allgemeinen genommen, sehr kostbare Arbeiten der Kunst. Unter Vermittelung eines Spezial-Gesetzes muß man den Grund und Boden von den Eigenthümern er-

kaufen; das Bette will durch Menschenhände ausgehöhlt seyn; je nach den Umständen muß man Felsen sprengen, Wasserleitungen und Brücken bauen, Schleusen errichten; und der Zins aller dieser Vorschüsse, vereinigt mit den Kosten, welche die Unterhaltung des Kanals verursacht, kann, wenn man das Ganze von den Waaren nimmt, die diesen Weg einschlagen, den Transport derselben leicht eben so theuer machen, als die Fortschaffung zu Lande; vorzüglich wenn fiskalische Absichten sich in die Schwierigkeiten der Kunst mischen, d. h. wenn man die Gelegenheit benutzt, Zölle zu erheben, oder Vorrechte auszuüben; auch wenn ungeschickte Ausbesserungen den Gebrauch zu oft und auf zu lange Zeit verbieten, was in Frankreich sehr häufig der Fall seyn soll.

Die Abtretung des Einkommens und selbst des Kapitals eines Kanals, mit der Bedingung, daß derselbe unterhalten werde, kann auf eine gewisse Anzahl von Jahren, oder für immer geschehen. Die Erfahrung nun lehrt, daß das Letztere vorzuziehen ist. Man erhält und unterhält das, was man für immer besitzt, und dessen Einkommen von der darauf verwendeten Sorgfalt abhangt, ungleich besser. Gewährt die Verwaltung nur eine Abtretung auf eine gewisse Zeit: so schmeichelt sie sich mit dem Gedanken, daß das Publikum, nach Verlauf dieser Zeit, eine in das öffentliche Domän übergegangene Veranstaltung unentgeltlich genießen werde. Ein solcher Kalkul kann richtig seyn hinsichtlich einer Brücke inmitten der Stadt; denn alsdann wird die Aufhebung des Zolls von einer großen Menge Fußgänger gefordert, und sie ist eine wirkliche Wohlthat für die Bevölkerung. Im Uebrigen geschieht es selten, daß

man eine eingeführte Einnahme aufhebt; und wenn dies ja der Fall seyn sollte, so steht zu befürchten, daß die Unterhaltung darunter leiden werde. Es ist sogar nicht ohne Beispiel, daß die Einnahme fortbesteht, ohne daß die Ausbesserung gleichen Schritt mit ihr hält.

Die Kosten, welche die Anlegung eines Kanals verursacht, können, selbst wenn keine Verschwendung dabei Statt findet, so beträchtlich seyn, daß die Schifffahrtszölle nicht ausreichen, um die Zinsen des Vorschusses zu bezahlen; wiewohl dabei die Vortheile, welche ein Volk von dem Gebrauch der neuen Anstalt zieht, noch immer den Ausschlag geben über den Betrag der Zinsen. In diesem Falle würde das Volk die Kosten der Anlegung tragen müssen, und die Regierung nur dafür zu sorgen haben, daß die Leitung in geschickte Hände geriethe. Wollte man hiergegen einwenden, daß das brittische Volk zahlreiche Kanäle habe, welche zu Stande gebracht seien durch Privat-Unternehmungen, ohne daß es von Seiten der Regierung noch etwas mehr bedurft habe, als einer Genehmigung der von den Schiffern zu entrichtenden Zölle; so würde sich hierauf folgendes erwiedern lassen: „Unstreitig liegt hierin ein Fortschritt; dieser ist jedoch durch glückliche Umstände begünstigt worden. Großbritannien ist eine Insel, und hat als solche sehr viele Küsten und zahlreiche natürliche Häfen; sein Territorium ist kompakt und die Entfernungen sind dadurch abgekürzt, daß kein großes natürliches Hinderniß die Theile sondert. Erleichterte Mittheilungen haben die Einsichten allgemeiner verbreitet, und diese haben ihrer Seits dahin gewirkt, daß die Mittheilungen häufiger und vollkommner geworden sind. Alle öffentliche Arbeiten gehen

in Großbritannien vermöge einer guten Gesetzgebung, diesen Gegenstand betreffend, schnell von Statten. Schon nach zwei bis drei Jahren genießt man die Früchte einer Unternehmung, welche anderwärts vielleicht nicht in einem Menschenalter würde zu Ende geführt seyn. Die natürliche Folge davon ist, daß Unternehmungen mit minder starken Zinsen belastet sind; denn man hat Zeit erspart, was bei dem Verhältniß, worin diese zur Kraft steht, wahrlich keine Kleinigkeit ist. Dazu kommt, daß, da England in großer Allgemeinheit betriebsam ist, jeder neue Kanal, welcher durch gut kultivirte und mit Manufakturen bedeckte Shires läuft, indem er die Produktion verstärkt, schnellere Resultate giebt, welche eine Verminderung der Gefälle gestatten. Auch das will in Anschlag gebracht seyn, daß fast alle Aktionäre sich in der Nähe des Kanals befinden, und daß die Dividende, welche dieser abwirft, gerade das ist, worauf sie am wenigsten rechnen. Der Grundeigenthümer sieht vorher, daß, wenn der Kanal durch seinen Kanton geht, wohl gar durch seinen Grund und Boden, dieser Umstand den Werth seines Grundstücks verdoppeln werde; er weiß, wie gut ihm kleine Gräben für die Bewässerung zu Statten kommen. Der Pachter berechnet, daß er an der Fortschaffung seines Düngers, seiner Lebensmittel bei weitem mehr ersparen wird, als ihm die Erhöhung des Pacht-Quantums kosten kann. Der Manufakturist trifft Anstalten um die Arbeitsstoffe bis an sein Etablissement zu bringen. Der Schmiedemeister weiß, daß er an den Preis seines Eisens alles gewinnen wird, was er an dem Transport erspart; der Eigenthümer eines Steinbruchs oder eines Sandorts wird Materialien verkaufen, welche bisher un-

benutzt geblieben waren. Ein Anderer wird eine Ziegelei anlegen. Alle diese nehmen mehr oder weniger Aktien, je nach ihren Vermögensumständen. Das Unternehmen bildet sich. Jeder findet seinen Vortheil dabei, daß es zu Stande komme. Keiner fürchtet auf Autoritäten zu stoßen, die das angefangene Werk aufzuhalten vermögen. Das Beste in der Sache ist, daß diese Aktionäre kein Interesse haben, die Zölle zu erhöhen, da sie als Produzenten nur dabei gewinnen können, daß diese Zölle gemäßigt sind."

Anders stellt sich die Anlegung von Kanälen in Ländern, wo die Betriebsamkeits-Einsichten weniger Gemeingut sind, wo die Kapitale sich auf die Hauptstadt beschränken, und wo die Provinzen sich in den seit Alterszeiten hergebrachten Bahnen fortschleppen. In Ländern dieser Art müssen große öffentliche Anstalten von der Macht der ganzen Gesellschaft, d. h. von der Regierung begünstigt werden; denn sonst würden die sicherstens Kommunikations-Mittel allzu viel Zeit gebrauchen, um zur Wirksamkeit zu gelangen. Selbst in England würden die Heerstraßen, wenn sie nicht längst angelegt wären, schwerlich aus dem Interesse der Privat-Personen hervorgehen. Es ist demnach als ein Glück zu betrachten, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo es vielen herrenlosen Grund und Boden gab, und wo dieser noch einen geringen Werth hatte: — zu einer Zeit, wo der Despotismus über den Vortheil des Landes verfügte, weil dieser sich nicht wesentlich von dem seinigen unterschied, wo er folglich Hindernisse überwinden konnte, die gegenwärtig unbesieglich seyn würden.

Vielleicht ließe sich ein Mittel-Term auffinden; er würde darin bestehen, daß man Unternehmern einen ge-

mäßigten Zoll gestattete, und den Ueberschuß der von ihnen verwendeten Kapitale durch eine Summe deckte, welche der Staatsschatz hergäbe, oder welche von den Kantons aufgebracht werden müßte, welche bei der Ziehung des Kanals am meisten betheiligt sind. Das Unternehmen müßte, wie billig, in die Hände Derer gegeben werden, die sich mit dem niedrigsten Zollsatz und mit dem geringsten Beitrag von Seiten des Publikums begnügten.

Dabei würde eine zweite Vorsicht zu beobachten seyn, nämlich die, daß Arbeiten, deren Kosten das Publikum bezahlt, nicht von der Verwaltung, oder von den Agenten derselben geleitet würden, weil diese höchst selten ein anderes Interesse haben, als die Arbeit in die Länge zu ziehn und die Kosten derselben zu vervielfältigen. In England fehlt es an einem besoldeten Ingenieur-Korps, zu welchem die Verwaltung bei neuen Unternehmungen ihre Zuflucht nehmen könnte. Was geschieht? Der Gesetzgeber unterrichtet sich durch **Erkundigungen**. Er hat das Recht, vor seine Ausschüsse alle Diejenigen zu fordern, welche, vermöge ihrer praktischen Kenntnisse, oder vermöge ihrer Stellung im Stande sind, ihm die nöthige Auskunft zu geben; zugleich haben die Tribunäle das Recht, Zeugen zu vernehmen, um die Wahrheit vollständig zu erforschen. Nach Antworten auf nicht vorhergesehenen Fragen bildet der Gesetzgeber seine Meinung, und die Wahrhaftigkeit wird durch den Ton des Zeugen und durch die mündliche Erörterung gewährleistet. Auf dieser Grundlage entschließt man sich in England zu den größten Unternehmungen. Anders geht man in Frankreich zu Werke. Hier giebt es ein zahlreiches Korps von besoldeten **Ingenieurs der Brücken**

und Chausseen. Es besteht aus Männern von Einsicht und Wissenschaft. Dies verhindert jedoch nicht, daß die Wege bisweilen unfahrbar sind, und daß es an den nothwendigsten Bauen fehlt. Dies Korps kostet viel und leistet wenig. Wie alle Körperschaften, schadet es der Entwickelung persönlicher Betriebsamkeit und der Nacheiferung, welche in anderen Ländern freie Zivil-Ingenieure erzeugt, d. h. Männer, welche für den Erfolg persönlich einstehen, weil ihr Ruf ihnen theuer ist. Man kann zwar zugeben, daß es unter gewissen Umständen nöthig ist, sich besondere Einsichten durch Gehalte zu sichern; allein die Erfahrung lehrt, daß ein Volk durch patentirte Gelehrte, welche Theil an der Verwaltung nehmen und eine andere Autorität, als die der Wissenschaft und der Natur der Dinge, geltend machen, im Ganzen schlecht berathen ist. Die Verwaltung wird verantwortlich für ihre Fehlgriffe, was keinen geringen Uebelstand ausmacht; der Irrthum ihrer Berechnungen aber fällt den Völkern zur Last. Ein solcher Fall ergab sich in Frankreich in den Jahren 1821 und 1822. Es sollten Schifffahrts-Kanäle gebaut werden. Kein einziger ist zu Stande gebracht worden; und es ist seit dem Jahre 1828 erwiesen, daß mehre gar nicht zu Stande zu bringen sind. Inzwischen hat dies Unternehmen dem Staate 129,000,000 Fr. gekostet; und wie viele Millionen wird es ihm noch kosten, theils um die Zinsen für angeliehene Kapitale zu bezahlen, theils um aufgewühlten Boden wieder zu verschütten, damit nicht ansteckende Krankheiten entstehen?

* *
*

Andere Einrichtungen und Anstalten können durch die Beiträge Derer vergütet oder bezahlt werden, welche davon Gebrauch machen. Alsdann muß man den Steuerpflichtigen von der Ausgabe befreien, welche sie verursachen. Nur ist darauf Bedacht zu nehmen, daß, wenn man sie Unternehmern überläßt, die Ueberlassung nicht auf Zeit, sondern für immer sei; denn gerade in diesem Verfahren liegt ein Unterpfand, daß diese Einrichtungen und Anstalten sich immer in einem solchen Zustande befinden werden, daß sie die bezweckten Dienste leisten können.

Leuchtthürme, um Schiffe durch gefährliche Stellen zu leiten, sind Dienste, welche der Kriegs-Marine und den Handelsschiffen eines Landes geleistet werden; ausländische Seefahrer benutzen dergleichen unentgeltlich. Würden die Leuchtthürme nicht auf Kosten des Staats errichtet: so würde man die einheimischen Seefahrer mit einer Auflage bedrücken, von welcher fremde Seefahrer befreit wären, und es würde sogar schwierig seyn, die einheimischen zur Bezahlung zu vermögen. Doch diese Denkmäler einer fast universellen Nützlichkeit können auf Entreprise errichtet werden. Nichts kündigt übrigens dem Seefahrer so bestimmt an, daß er in das Gewässer eines zivilisirten Volks gerathen ist, dessen Beziehungen zahlreich genug sind, um diese Ausgabe zu rechtfertigen, und das außerdem großmüthig genug ist, um sich dieselbe nicht erstatten zu lassen.

Die in den Handelshäfen anzubringenden Einrichtungen bringen Denen, welche diese Häfen besuchen, mögen sie Eingeborne oder Ausländer seyn, so große Vortheile dar, daß man sie, ohne alles Bedenken, denen aufbürden kann, welche davon Gebrauch machen. Die Tonnenzahl der Schiffe

und die Dauer des Aufenthalts derselben, gewähren eine sichere und billige Grundlage für die Entrichtung der Zölle, die ihnen abgefordert werden. Die mit breiten Grachten, Schuppen, Magazinen und Mauern umgebenen künstlichen Becken, welche gestatten, daß man mit gleicher Sicherheit aus- und einladen kann; die Leichtigkeit, womit man den Aufenthalt abkürzet, und zurückgeht, ehe der Verkauf beendigt ist; die Bequemlichkeit der Ausbesserungen u. s. w. —; dies alles sind Vortheile, welche der Handel zu würdigen versteht und die ihn reichlich entschädigen für den Preis, um welchen er dieselben erkauft. Die Sorge der Regierung sollte nur darauf gerichtet seyn, die Entschädigung zu mäßigen; denn alles, was die Kosten des Handels vermehrt, ist ein für die Hervorbringung und den Verzehr durchaus nachtheiliger Umstand, wenn gleich minder nachtheilig, als unzugängliche oder gefährliche Häfen.

In großen Städten, denen es an Trinkwasser fehlt, könnten sich Vereine, zum größten Vortheil der Bevölkerung mit der Vertheilung dieses unentbehrlichen Genußmittels befassen. Man hat berechnet, daß die Bewohner der Hauptstadt Frankreichs jährlich 6 Millionen Franken für den bloßen Wasserverbrauch bezahlen; und dabei ist nicht in Anschlag gebracht, daß, wenn vermöge künstlerischer Mittel der Preis des Wassers niedriger gestellt wäre, der Verbrauch desselben weit beträchtlicher ausfallen und der Reinlichkeit und Salubrität sehr zu Statten kommen würde. Da der Einkaufspreis dieses Lebensmittels in Vergleich mit den Transportkosten desselben nicht in Betrachtung kommt: so kann man den Parisern den sehr gegründeten Vorwurf machen, daß sie, aus Mangel an Betriebsamkeit, noch nicht

hinter das Geheimniß gekommen sind, wie die Transportkosten vermindert werden können. Dieser Vorwurf ist aber um so mehr gerechtfertigt, da die Natur nicht entgegenwirkt, so oft es darauf ankommt, das Wasser, vermöge eines leichten Falles und durch Röhren, einer beliebigen Bestimmung zuzuführen. Die Kunst hat beide Bedingungen in ihrer Gewalt: den Fall, weil man hundert Mittel hat, das Wasser zu seinem Abgangspunkt zu erheben; die Röhren, weil man mehre Stoffe kennt, die sich dazu gebrauchen lassen. Sieht man also eine so schwere und so viel Raum einnehmende Waare, wie das Wasser ist, auf Schubkarren oder wohl gar auf Wagen, Behufs einer großen Stadt, fortschaffen: so ist man berechtigt, daraus zu folgern, daß weder die Betriebsamkeit noch der Gemeingeist ihrer Bewohner große Fortschritte gemacht haben. Wollte man das hergebrachte Verfahren damit entschuldigen, daß man sagte, „mehre Versuche dieser Art seien fehlgeschlagen:“ so würde darin nichts weiter enthalten seyn, als eine Bestätigung unserer Behauptung. Und wollte man noch hinzufügen, „die Regierung habe diese Versuche nie begünstigt:“ so würde sich darauf erwiedern lassen: „sie habe nur einen Mangel an Einsicht verrathen *).“

* * *

*) Im Jahre **1817** machte eine brittische Gesellschaft sich anheischig, Paris mittels Dampfmaschinen und gegossenen Röhren mit Wasser zu versorgen; allein sie verlangte diese Röhren zu liefern, weil Frankreichs Hohe-Oefen dies innerhalb einer Reihe von Jahren nicht konnten. Darüber kam der Entwurf ins Stocken; das Vorurtheil der Handels-Balance und die Unbekanntschaft mit dem wahren National-Vortheil bewirkten die Verwerfung des Vorschlags.

Es giebt Betriebsamkeits-Unternehmungen, welche von den Regierungen geleitet werden. Einige derselben, z. B. das Prägen der Münzen, das Postwesen, die Fabrikation des Tabacks u. s. w. haben keinen anderen Zweck, als dem Fiskus, mit Hülfe des Monopols, große Vortheile zuzuwenden. Im Grunde sind solche Betriebsamkeits-Unternehmungen nur Mittel, Steuern zu erheben. Was auf diesem Wege geleistet wird, davon wird weiter unten die Rede seyn. In diesem Zusammenhange gedenken wir nur solcher Unternehmungen, bei welchen kein Privilegium im Spiele ist — bei welchen folglich die öffentliche Autorität sich die Konkurrenz aller Derjenigen gefallen läßt, welche sich ebenmäßig damit befassen wollen . . .

Dergleichen Unternehmungen nun sagen in keiner Weise den Völkern zu. Daß sie eine Quelle von Mißbräuchen sind, wird allgemein zugegeben; allein weil einige Wenige davon Vortheil ziehen, so werden sie aufrecht erhalten. Das sie vertheidigende Interesse ist ein persönliches, höchst thätiges; das öffentliche Interesse, das sie verwirft, ist unbestimmt, weil ihm die Einheit fehlt. Das Publikum schätzt seine Vertheidiger, aber es belohnt sie schlecht.

Die Ursache aber, weßhalb diese Unternehmungen dem öffentlichen Vortheil entgegen sind, ist keine andere, als daß sie, weit entfernt, dem Staate Gewinn zu bringen, nur Veranlassungen zu Verlusten geben — und zwar zu Verlusten, die sich leicht bemänteln lassen. Nur selten wird bei ihnen die Totalität der Produktions-Kosten in Anschlag

---

Hätte die preußische Regierung gleichen Beweggründen Raum gegeben: so würde Berlin noch immer einer Gaserleuchtung ermangeln.

gebracht; eben so selten erfolgt eine genaue Abschätzung der Produkte. Das Kapital, das in dem Boden, in den Gebäuden und in den Maschinen steckt, welche z. B. in den Manufakturen der Gobelins oder der Porcellane von Sevres gebraucht werden, ist nach und nach von dem Staate hergegeben worden, der davon keinen Zins zieht; denn dieser Zins ist gar nicht in Anschlag gebracht worden bei den allgemeinen und laufenden Kosten dieser Manufakturen. Ihre Produkte werden hauptsächlich von der Regierung gekauft, welche sie zu diplomatischen Geschenken benutzt; doch wie könnten die Preise in Betrachtung kommen zwischen einer Regierung, welche als Fabrikant verkauft, und derselben Regierung, welche kauft, um ein Geschenk zu machen, d. h. um Freigebigkeit zu üben? Treibt sie nicht Luxus, um einen Verlust zu decken? Jeder Verständige räumt ein, daß Geschenke, die auswärtigen Fürsten gemacht werden, eine wohlverstandene Ausgabe seyn können; allein würde es deßhalb ein Fehler seyn, die zu versendenden Geschenke von Privat-Unternehmern zu kaufen?

Man wendet ein, daß die Privat-Betriebsamkeit nicht gleich prächtige Gegenstände erzeugen würde . . . Nichts rechtfertigt diese Behauptung. Die Privat-Betriebsamkeit vermag das, was bei ihr bestellt wird, vollkommen eben so gut und ganz zuverlässig zu besseren Preisen zu fertigen, wie königliche Manufakturen. — Auch das wendet man ein, daß ein König nicht knickern darf mit Geschenken, welche er macht . . . Er knickere immerhin nicht hinsichtlich der Pracht; nur bezahle er diese nicht über ihren Werth. Man kann freigebig in prächtigen Geschenken seyn, wenn man aus dem eigenen Beutel zahlt und aus Einkünften

schöpft, die man sich selbst verdankt, und die keinem Andern etwas kosten; allein wo bleibt die wahre Freigebigkeit, wenn man aus Steuern schöpft, deren größter Theil aus kleinen Beiträgen besteht, welche von Leuten herrühren, die sich bisweilen das Nothdürftigste entziehen müssen, um dergleichen Verschwendungen zu unterstützen?

Wenn ein Etablissement, das einem Privatmanne angehört, anhaltende und jährliche Verluste erleidet: so findet diese sehr bald ihr Ziel. Ist nämlich der Unternehmer ein so schlechter Rechner, daß er sein Geschäft nach demselben Zuschnitt mit Hartnäckigkeit fortsetzt: so verliert er sein ganzes Kapital, und was die Vernunft nicht hat bewirken können, das wird durch die Kraft der Dinge herbeigeführt. In National-Unternehmungen dagegen kommt das Uebel selten zum Stillstand. Eine königliche Manufaktur, die im abgewichenen Jahre 10,000 Thaler eingebüßt hat, kann in dem laufenden und in allen darauf folgenden eben so viel einbüßen, weil die Verwaltung diesen Verlusten zu Hülfe kommen kann durch den unerschöpflichen Schatz, den die Steuern bilden. Die Produktion der Privatleute ersetzt, was durch die Regierung zerstört wird; denn jedes Unternehmen, das jährlich 10,000 Thaler mehr kostet, als es einbringt, stellt sich nicht als eine hervorbringende, wohl aber als eine zerstörende Betriebsamkeit dar. Nach der Versicherung eines spanischen Staatswirthschafts-Lehrers *) kostete die königliche Tuchmanufaktur zu Guadalaxara dem Könige von Spanien das Einkommen einer ganzen Provinz. Wodurch? Diese Manufaktur hatte einen

*) Ustariz im 96sten Kapitel.

Intendanten, einen Direktor, Buchhalter, Schatzmeister; ferner: Administratoren, Inspektoren, Agenten und eine Menge anderer Beamten, die sehr viel kosteten und nicht arbeiteten. Als Herr Delaborde diese Manufaktur besuchte, war die Zahl der Stühle, welche ursprünglich über tausend hinausging, auf 656 vermindert. Eine ganz natürliche Folge schlechter Berechnung!

Das Schlimmste ist, daß ein in Verfall gerathenes königliches Etablissement allen Privat-Unternehmungen derselben Gattung schadet. Ein berühmter Manufakturist sagte einmal: „Ich fürchte nicht die Konkurrenz anderer Manufakturisten, wie geschickt sie auch seyn mögen, vorausgesetzt nur, daß sie zu rechnen verstehen: denn, wenn sie gute Geschäfte machen, warum sollte ich deren nicht auch machen? Ich fürchte nur die Konkurrenz derer, die sich zu Grunde richten; denn es giebt kein Mittel, sie zu bekämpfen, und hat man ein Gewissen, so kann man es ihnen nicht gleich thun.“ Dieser Mann hatte die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite; denn für alle Arbeit und für die Produkte derselben muß es einen angemessenen Lohn und Preis geben, welche nicht wegfallen können, ohne Verwirrung in die Betriebsamkeit zu bringen.

Es läßt sich sogar behaupten, daß eine Regierung weder zu ihrem, noch zu des Publikums Vortheil handelt, wenn sie (außerordentliche Fälle allein ausgenommen) Privat-Unternehmungen mit ihrem Gelde unterstützt. Höchstens wird durch eine solche Großmuth der Bankrot hinausgeschoben; der glückliche Fortgang des einmal gestörten Geschäfts hingegen ist keinesweges gesichert. Ein Kapitalist, welcher aufgefordert wird, einen bedeutenden Theil

seines Vermögens zu einer Unternehmung herzugeben, erkundigt sich aufs Sorgfältigste nach der Sittlichkeit, Thätigkeit und Einsicht Desjenigen, welcher die Leitung einer Manufaktur oder Fabrik hat, und nach der Ordnung, womit er sein Geschäft treibt; er sucht sich die Gewißheit zu verschaffen, daß die Produkte dieser Manufaktur oder Fabrik um einen solchen Preis gefordert werden, welcher die Wahrscheinlichkeit mit sich führt, daß ihm mindestens die Zinsen seines Darlehns regelmäßig werden entrichtet werden. Mit Einem Worte; er wird von seinem persönlichen Vortheil geleitet; und dies ist gerade, was geschehen muß, indem die Furcht vor einem bevorstehenden Verlust, denselben am sichersten abwendet. Eine Regierung, welche Vorschüsse macht, befindet sich in einer minder vortheilhaften Stellung, um über den Werth eines Unternehmens und über das Verdienst des Unternehmers zu urtheilen; ihr fehlt die Engherzigkeit, welche den Erfolg in Dingen dieser Art sichert. Sie bewilligt ihre Kapitale der Intrigue, der Gunst; oder wenn sie von edleren Absichten geleitet wird, so stützen sich diese auf falsche Begriffe von der Natur des Handels und auf Verwaltungs-Maximen, deren Richtigkeit höchst zweifelhaft ist. Was geschieht alsdann? Das Darlehn zersplittert sich; der Bankrot erfolgt jedoch nicht minder. Denn eine Unternehmung, welche den Keim des Gedeihens nicht in sich trägt, eine Unternehmung, deren Fortgang nur auf den Opfern beruht, welche ihr dargebracht werden, kann nur so lange bestehen, als diese Opfer nicht aufhören; diese aber hören, früher oder später nothwendig auf. Zu diesem Schlusse muß man vorzüglich deßhalb gelangen, weil

nur Privat-Personen hervorzubringen verstehen. Die einzige Rolle, welche der Regierung dabei aufbewahrt ist, besteht darin, daß sie die Produzenten ihren Vortheil mit Freiheit erörtern läßt, und sie, so viel an ihr ist, vor allen Unfällen und Uebeln bewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachricht
von der
auf den Westküsten Afrikas angelegten Kolonie Liberia.

Zur Abschaffung des Negerhandels sind seit einigen Jahren mehr oder minder strenge Maßregeln ergriffen worden; doch diese Handlungen der Philanthropie haben nur einen sehr geringen Theil der unermeßlichen Schuld bezahlt, welche die afrikanische Raße von den zivilisirten Völkern Europa's und Amerika's zu fordern hat. Jener schändliche Handel hat, während seiner dreihundertjährigen Dauer, bei den Bevölkerungen des afrikanischen Festlandes, und in den, dem Vaterlande entführten Schwarzen, Wirkungen hervorgebracht, welche vielleicht eine zweite Periode von drei Jahrhunderten erfordern werden, ehe man dahin gelangt, sie gänzlich zu zerstören. Afrika ist demoralisirt und dem Zustande der Viehheit nahe gebracht worden. Seine Bewohner, welche um die Zeit, wo die Negerschiffe zuerst diesen Handel begannen, friedliche und glückliche Volksschaften bildeten, sind herabgesunken zu wilden Horden, die sich den niedrigsten Leidenschaften ergeben und allen Abscheulichkeiten eines ewigen Krieges bloßgestellt sind. Die in die Sklaverei geführten Schwarzen sind in eine noch beklagenswerthere Abgestumpftheit versunken: sie haben ihre Menschenwürde und mit dieser alle die Gefühle und Gesinnungen

eingebüßt, welche unserem Wesen angehören; denn man hat ihnen weder Vaterland, noch Familie, noch Rechte, noch Tugend gelassen. Endlich sind die freigelassenen Schwarzen, welche sich auf allen Punkten unseres Erdballs befinden, fast allenthalben als eine verworfene Kaste angeschaut und behandelt; und diese unglücklichen Schlachtopfer des Geldgeizes der Weißen erndten noch immer nur die Verachtung Derer, welche die ersten Urheber ihrer Herabwürdigung gewesen sind.

Dies Verfahren wird zu einer monströsen Undankbarkeit, sobald man erwägt, daß Afrika die Wiege der Zivilisation für die ganze Welt gewesen ist. Der Neger-Raße, wie Volney sehr richtig bemerkt, dieser jetzt zu Sklaverei herabgewürdigten und verachteten Raße, verdanken wir unsere Künste, unsere Gesetze, sogar die ersten Anfänge der Sprache. Die Zivilisation ist von Aethiopien nach Aegypten, von Aegypten nach Griechenland, von Griechenland nach Rom, von Rom nach dem Ueberreste Europa's und von Europa nach Amerika gewandert. Und doch sind es die Erben so unschätzbarer Wohlthaten, welche es zweifelhaft finden, ob der Verstand der Schwarzen gleichen Wesens mit dem der Weißen sei.

Wahrlich, es ist Zeit, daß die Philanthropie uns von einem Flecken zu reinigen versuche, über welchen unsere Nachkommen zu erröthen so lange Ursache haben werden, bis der letzte Sprößling afrikanischer Raße ein freies Loos, ein Vaterland, ein häusliches Obdach und Familienbande wiedergefunden haben wird. Was für die Erreichung dieses Zwecks geschieht, ist nicht bloß ein vollbrachtes Werk der Wohlthätigkeit; es ist ein Werk der Gerechtigkeit. Wir

schenken den Schwarzen nichts; wir geben ihnen bloß die Güter zurück, deren sie der grausame Geist unserer Väter beraubt hat; und in diesem Verfahren liegt, wenn ich nicht sehr irre, etwas Heiliges. Die Unterjochung der Neger ist die schreiendste Ungerechtigkeit, welche die Annalen christlicher Völker in sich schließen, und Maßregeln, welche auf Vergütung dieser Ungerechtigkeit abzwecken, müssen für uns zur Gewissenssache werden.

Die Nord-Amerikaner haben diese Pflicht zuerst erkannt; denn sie haben sich nicht darauf beschränkt, nach dem Beispiele der Europäer den Negerhandel bei den schwersten Strafen zu verbieten. Sie haben nämlich mehre Institutionen gestiftet, welche darauf abzwecken, die allmählige Abschaffung der Sklaverei zu beschleunigen und das Schicksal der Farbigen zu verbessern. Unter diesen Einrichtungen steht die Kolonisations-Gesellschaft oben an. Anfangs mit Kaltsinn angenommen, hat sie in der Meinung der einflußreichsten Männer große Fortschritte gemacht. Sie hat sich sogar den Beifall und die Unterstützung Derer erworben, welche ursprünglich ihre entschiedensten Gegner waren, und sie erregt gegenwärtig ein immer tiefer wurzelndes Interesse in den meisten der Vereinigten Staaten.

Unter den dreizehn Millionen Einwohnern, welche den Boden der Vereinigten Staaten bedecken, zählt man zwei Millionen Schwarze, theils Sklaven, theils Freie. Seit der letzten amtlichen Zählung belief sich, im Jahre 1820, die Zahl der Freigelassenen auf 253,592, die der Sklaven auf 1,543,688. Diese Bevölkerung ist hauptsächlich in den südlichen Staaten konzentrirt. Süd-Karolina zählt 1055 Sklaven auf 1000 freie Leute, und in Luisiana ist das

Verhältniß wie 818 zu 1000. Dieses numerische Verhältniß, wie bedeutend es auch seyn möge, deutet noch auf Wachsthum; denn die Sklaven verdoppeln ihre Zahl in einem Zeitraum von 20 Jahren.

Ein solcher Stand der Dinge hat ernstliche Befürchtungen einflößen müssen — zum wenigsten den aufgeklärten Einwohnern der Vereinigten Staaten. Allenthalben, wo es eine Klasse von Einwohnern giebt, welche von den Grundeigenthümern durch eine tiefe Verschiedenheit der Gefühle und Interessen gesondert ist, da ist die öffentliche Sache bedroht. Die Gefahr aber wird noch dringender, wenn die zurückgesetzte Klasse äußere Zeichen trägt, an welchen sie leicht erkannt werden kann, z. B. eine besondere Farbe der Haut. Dies verhängnißvolle Zeichen der Inferiorität höhlt, so zu sagen, einen Abgrund zwischen den beiden Menschen-Raßen aus. Die Beziehungen, worin sie auf eine unabänderliche Weise zu einander stehen, haben nicht den Charakter der Zutraulichkeit und Innigkeit, welcher sich von Gleichen zu Gleichen feststellt; es herrscht vielmehr, auf der einen Seite, der Ton der Anmaßung und der Verachtung, auf der andern ein gehässiger und bitterer Neid. Diese Demarkations-Linie zwischen den beiden Völkern, weit davon entfernt, daß sie im Verlaufe der Zeit verwischt werden sollte, spricht sich vielmehr immer stärker aus; denn die ungerechten Vorurtheile der vornehmeren Klasse werden für die neuere Generationen Gewohnheit — von Kindheit auf: — eine Art von Instinkt, der sich von den ersten Lebensjahren an in die Denkungs- und Empfindungsweise mischt; und eine niedrigere Klasse, indem sie sich auf eine unüberwindliche Weise verachtet sieht,

endigt damit, daß sie diese Verachtung verdient, indem sie sich dem Laster, der Trägheit und der Entmenschung hingiebt. Es giebt also auf einem und demselben Boden zwei Bevölkerungen — und zwar zwei feindselige; und wenn man außerdem bemerkt, daß der bei weitem größte Theil der einen von diesen Bevölkerungen Sklave ist in einem Lande, wo der Geist der Freiheit mit der Luft, die man einathmet, kommt, und wenn man hinzufügt, daß diese Masse von Sklaven auf eine erstaunliche Weise anwächst durch die bloße Thatsache der Erzeugung der Gattung — ist alsdann nicht einleuchtend, daß der gesellschaftliche Körper in einem solchen Lande später oder früher von einer abscheulichen Auflösung getroffen werden muß, wofern man sich nicht beeilt, die Ursache des Todes zu zerstören?

Dieser unermeßlichen Gefahr, welche ganz Nord-Amerika bedroht, zu entrinnen, würde es bei weitem nicht genug seyn, wie man wohl glauben möchte, die vorhandene Gesetzgebung zu verändern. Die im Norden gelegenen Staaten der Union haben dies Mittel versucht, doch ohne Erfolg. Die farbige Bevölkerung bleibt daselbst in ihrer niedrigen Stellung, wiewohl sie die Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte errungen hat. Der Gesetzgeber hat nur todte Buchstaben gemalt; die Stärke ist dem Vorurtheil gegen den Text des Gesetzes geblieben. Stellen sich die Sitten der Verschmelzung zweier Raßen entgegen, so ist die bürgerliche Gleichheit ein bloßes Wort. Ich sage noch mehr: sie ist eine bittere Ironie; denn was die Bürger unter sich gleich macht, ist bei weitem weniger der Genuß gleicher Rechte vor einem Tribunal oder bei einer Wahl, als die Gegenseitigkeit von Achtung und Berücksich-

tigung in den gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens. Man plaidirt nicht alle Tage, und eben so wenig hat man tagtäglich Deputirte zu ernennen; allein man hat, einen Tag wie den andern, zu schaffen mit seinen Nachbarn, mit den Bewohnern der Stadt, in welcher man sich niedergelassen hat. Was kann, was vermag da ein Gesetz dem National-Vorurtheil gegenüber, das jeden Augenblick Mittel findet, sich wieder zu erzeugen beim Anblick der Hautfarbe? Die freien Schwarzen der Vereinigten Staaten werden dem Reste der Bürger nicht eher gleich werden, als bis das Vorurtheil von der Farbe verwischt seyn wird. Doch wie dieses verwischen? Dies ist ein Problem, das bisher unauflöslich schien; und die beiden Raßen könnten in einem bürgerlichen Krieg an einander rennen, ehe man eine befriedigende Lösung gefunden hätte.

Der Erfolg würde um nichts besser seyn, wenn man versuchen wollte, das farbige Volk mit dem amerikanischen dadurch zu verschmelzen, daß man den Charakter, die Erziehung und die Sitten des erstern verbesserte. Wer afrikanisches Blut in seinen Adern hat, findet in den Vereinigten Staaten einen Schlagbaum, über welchen er nicht hinaus kann. Vergeblich würde er überlegene Fähigkeiten, ausgezeichnete Tugenden, eine heldenmäßige Beharrlichkeit entfalten: bei jedem Schritte, den er über den, um seine Kaste hergezogene Zirkel hinaus thun möchte, würde ein grausames Vorurtheil ihm zurufen: „bis dahin und nicht weiter!“ Ein farbiger Mensch in Amerika ist nicht, was er seyn kann; er bleibt, was er ist. Welche Beweggründe würde man also geltend machen können, um ihn dahin zu bringen, daß er hervorträte aus seiner Unwissenheit und

seiner viehischen Dummheit? Angenommen sogar, daß das Experiment mit dem einen oder dem andern gelänge: welche traurige Wohlthat für den amerikanischen Farbigen! Seine Erziehung würde ihn verhindern, mit seinen degradirten Gefährten zu sympathisiren; und bei dem allen würde diese Erziehung für ihn keine Sympathie in der weißen Raße wecken, und seine verbesserte Einsicht nur dazu dienen, ihm fühlbarer zu machen, daß er einer verworfenen Klasse angehört.

Was hier über die Erziehung bemerkt ist, kann angewendet werden auf alle Vervollkommnungen, auf alle Tugenden, deren die Schwarzen empfänglich sind. Weßhalb sollte der Farbige sich bemühen, Betriebsamkeit zu erwerben? Seinen physischen Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, bedarf er der Betriebsamkeit nicht; und über die physischen Bedürfnisse hinaus hat er fast nichts zu fordern. Wozu sollte der Farbige sich Mühe geben, ein großes Vermögen zu erwerben? Das Vermögen giebt den Unwissenden einen Firniß und umfaßt den Lasterhaften mit einem Schein von Achtung; allein für den freigewordenen Neger kann es nichts leisten. Soll man ihm ein redliches und offenes Betragen empfehlen? Was nützt ihm die äußerliche Redlichkeit, da es für ihn fast unmöglich ist, noch tiefer in der öffentlichen Achtung zu sinken? Der farbige Mensch in den Vereinigten Staaten dreht sich anhaltend in einem verhängnißvollen Kreise, wovon es kein Beispiel giebt bei irgend einer anderen Menschen-Raße: die Niederträchtigkeit seiner Lage setzt seinen persönlichen Charakter herab und die Herabwürdigung seines persönlichen Charakters verschlimmert seine Lage noch mehr. Dies ist die

Klippe, an welcher alle Bemühungen der Philanthropie gescheitert sind, so oft sie es unternommen hat die Erziehung und den Charakter der Farbigen zu verbessern.

Selbst das Christenthum, wie groß auch sein Einfluß in Amerika seyn möge, ist nicht im Stande gewesen, die beiden Raßen der Vereinigten Staaten zu verschmelzen. Religiösen Beweggründen sind bedeutende Opfer zuzuschreiben, welche man dargebracht hat, um die Schwarzen aufzuklären und zu zivilisiren: doch sie haben das Vorurtheil der Farbe nicht zu vertilgen vermocht, und mancher Amerikaner, der sein halbes Vermögen verwenden würde, um christliche Missionäre nach den Küsten Afrika's zu senden, so wie mancher andere, der sich fast gewissen Todesgefahren aussetzen würde, um den Negern das Evangelium zu verkündigen, fühlt eine unüberwindliche Abneigung, mit einem freigelassenen Farbigen in ein vertrauliches Verhältniß zu treten. Will man dies Inkonsequenz nennen: so wird der Vorwurf gerecht seyn. Man erblicke darin eine Grausamkeit, die sich nicht entschuldigen läßt, nichts ist der Wahrheit gemäßer; allein wir geben hier nur wirkliche Thatsachen an, die wir weder aufzuklären, noch zu rechtfertigen verlangen; am wenigsten das Letztere.

Da nun jede Art von Verschmelzung unthunlich ist: so giebt es für die Vereinigten Staaten nur Ein Mittel, der Gefahr zu entrinnen, welche daraus entspringt, daß ihr Territorium zwei feindliche, nicht mit einander zu versöhnende Bevölkerungen in sich schließt. Dies Mittel besteht in einer Verpflanzung der Schwarzen. Den Völkern ergeht es, wie den Individuen. Wenn zwei Leute nicht mit einander leben können, und sich sattsam kennen gelernt haben,

um die Ursache ihrer Unverträglichkeit angeben zu können: so trennen sie sich. Zwei Menschen-Raßen müssen es eben so machen; und während sie, in Folge eines erzwungenen Beisammenlebens, vielleicht die allerfeindseligsten Gesinnungen nähren, werden sie sich vielleicht verstehen, wenn eine Entfernung von einigen hundert Meilen sie trennt.

Dies ist der Muttergedanke, welcher der amerikanischen Kolonisations-Gesellschaft ihre Entstehung gegeben hat. Ohne die Beweggründe uneigennütziger Liebe, von welchen ihre Stifter beseelt seyn mochten, verkennen oder verkleinern zu wollen, stellen wir in ihrem Plane, wie sie es ohne Zweifel selbst gethan haben, den patriotischen Zweck, die Vereinigten Staaten von einer der gesellschaftlichen Ordnung nur allzu gefährlichen Bevölkerung zu befreien, oben an. Sie haben das Bedürfniß gefühlt, die Nation gleichartig zu machen — folglich auch stärker gegen innere und auswärtige Angriffe. Sie haben gewollt, daß ihr großes Vaterland nicht länger besudelt werde von der Gegenwart einer Parias-Kaste; und um diesen National-Wunsch zu verwirklichen, haben sie auf den afrikanischen Küsten eine Kolonie angelegt, welche bestimmt ist, farbige Menschen aufzunehmen.

Bei dem Allen würde es ungerecht seyn, andere Beweggründe, welche ihre Quelle eben so sehr in dem speziellen Vortheil der Vereinigten Staaten, als in der Liebe für das Menschliche haben, mit Stillschweigen zu übergehen. Amerika wirft die Schwarzen nicht auf dieselbe Weise aus seinem Schooße, wie einige Schweizer-Kantone die sogenannten Heimathslosen über die Gränze jagen, d. h. ohne die mindeste Sorge für ihr künftiges Schicksal zu

tragen, und ohne ihnen einen Ersatz für eine so strenge Maßregel zu geben. Die Expatriation der amerikanischen Farbigen ist eine freiwillige, und diese Expatriation, oder vielmehr diese Reimpatriation ist für sie mit wesentlichen Vortheilen verknüpft.

Sobald ein freigelassener Schwarzer den afrikanischen Boden berührt, befindet er sich in einer ganz neuen Welt. Wegfallen beleidigende Vorurtheile, wegfällt jede individuelle Herabsetzung; er wird ein freier Mann, ein Bürger und der Gleiche eines Jeden, der ihn umgiebt. Er ist nicht mehr gebeugt von der Last gesellschaftlicher Inferiorität und politischer Ausschließung; er besitzt ein Vaterland; die Erde gehörte ihm und seinen Kindern; Regierung, Heer, richterliche Gewalt, er ist von allen ein Theil *). Im Anblick dieses großen Landes, dieser mit ewigen Erndten bedeckten tropischen Ebenen, dieser mit Wald geschmückten Gebirge, dieser breiten und klaren Ströme, dieser Wälder, welche unter der Axt der Zivilisation zu fallen beginnen, belebt sich der farbige Mensch mit einer edlen Nacheiferung; er fühlt sich aufgeregt zur Betriebsamkeit, zur Arbeit und zu allen großen Unternehmungen, und zwar durch dieselben Beweg-

*) Die Gründer der Kolonie Liberia erlauben keinem Menschen weißer Rasse sich daselbst niederzulassen; die einzigen Ausnahmen von dieser Regel beziehen sich auf den Haupt-Agenten der Gesellschaft, auf Aerzte und Missionäre. Das freie farbige Volk bildet demnach das ganze Korps der Bürger. In diesem Gesichtspunkt ist der Unterschied zwischen Liberia und Sierra-Leone nur allzu groß; denn in der letzteren Kolonie sind alle öffentliche Beamten und alle vornehmen Kaufleute Europäer, und die Schwarzen bilden nur eine untergeordnete Kaste. Im Lande Liberia können die Farbigen sagen: der Staat sind Wir.

gründe, welche den Amerikaner begeistern; er hat das Land seiner Väter zurückerobert und wird es seinen Nachkommen zurücklassen. Mit Einem Worte, der freigelassene Neger, welcher aus den Vereinigten Staaten nach dieser amerikanischen Kolonie auswandert, verläßt das Land seiner Erniedrigung, um eine neue Erde zu bewohnen, wo er seine ganze Menschenwürde und das volle Glück der Freiheit genießt.

Doch die Vortheile, welche sich an die Stiftung einer afrikanischen Kolonie knüpfen, beschränken sich nicht darauf, daß sie den freigelassenen Farbigen ein Vaterland und politische Rechte gewähren: man hat auch Ursache, davon die allmählige Emanzipation von beinahe zwei Millionen Sklaven zu erwarten, welche die Staaten des Süden bevölkern. Enthusiastische Schriftsteller, denen man, ohne ungerecht gegen sie zu seyn, mehr edle Gesinnung, als Erfahrung beimessen kann, bilden sich ein, daß die Abschaffung der Sklaverei nur durch den bösen Willen der Eigenthümer verzögert werde, und daß nichts einfacher sei, als eine allgemeine und augenblickliche Maßregel für die Erreichung dieses Zwecks. Sie wissen nicht, daß die, zwischen den Herren und den Sklaven bestehenden Bande unendlich fester geknüpft und weit schwerer zu sprengen sind, als man auf den ersten Anblick glaubt. Der Herr ist dem Sklaven Beschützung, Nahrung und alles, was zur Erhaltung des materiellen Lebens nöthig ist, schuldig; der Sklave seinem Herrn, Gehorsam und Arbeit. Denken wir uns einen Herrn, der von den großmüthigsten Gesinnungen beseelt ist! Er erkennt das Ungerechte der Sklaverei nach dessen ganzem Umfange; er möchte sehr gern hundert menschliche

Wesen, welche er mit dem von ihm bearbeiteten Boden ererbt hat, in Freiheit setzen. Doch kann er es? Hat er das Recht, in dieser Angelegenheit nach Gutdünken zu verfahren? Zuvörderst giebt es in dem Süden Staaten, worin die Emanzipation durch gesetzliche Verbote beschränkt ist. Allein auch dies Hinderniß soll hinweggeräumt seyn. Der Grundeigenthümer sieht rund um sich her Tausende von farbigen Freien, deren Lage bei weitem kläglicher ist, als die seiner Sklaven, und er ist zum Voraus überzeugt, daß von hundert Negern, die er frei macht, höchstens sieben bis acht nützliche Mitglieder der Gesellschaft werden würden, während der ganze Ueberrest nur die Masse der Bettler, Uebelthäter und Vagabonden verstärken und das Obdach des Grundeigenthümers gegen die Löcher des Gefängnisses vertauschen würde. Dies nun wäre ein Werk der Wohlthätigkeit? Und wenn man gegen die Härte der Sklavenbesitzer mit Bitterkeit deklamirt, hat man alsdann wohl bedacht, daß sehr viele unter ihnen gern ihre Sklaven in Freiheit setzen möchten, aber durch Beweggründe der Klugheit und des Patriotismus davon abgehalten werden?

Die amerikanische Kolonisations-Gesellschaft hat einen andern Weg eingeschlagen. Sie hat sich angelegen seyn lassen, das Dilemma zu lösen, das den großmüthigen Eigenthümer in Verlegenheit brachte, als sich ihm die Gelegenheit darbot, seine Sklaven zu emanzipiren, ohne weder ihre Daseyns-Mittel, noch die öffentliche Sicherheit in Gefahr zu bringen. Sie bietet den in Freiheit gesetzten Farbigen einen Zufluchtsort an, wo sie ihre junge Unabhängigkeit zu Etwas ausbringen und sich der errungenen Freiheit würdig zeigen können. Sie muß also mächtig bei-

tragen zur allmähligen Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

Diese wichtigen Betrachtungen haben der Kolonisations-Gesellschaft die Zustimmung und die Unterstützung der aufgeklärtesten Männer Nord-Amerika's erworben. Mehre Staaten haben durch das Organ ihrer gesetzgebenden Versammlungen ihre Billigung amtlich ausgesprochen. Glieder aller politischen Partheien und aller kirchlichen Sekten haben sich zu dieser großen Unternehmung vereinigt, und die Vorurtheile, welche sich anfänglich gegen dieselbe erhoben hatten, werden mit der Zeit unstreitig gänzlich verschwinden. Die nördlichen Staaten, welche beim Beginn dieser Institution Mißtrauen an den Tag gelegt hatten, weil sie bei der Verpflanzung des farbigen Volks nur ein rein persönliches Interesse für die Sklavenbesitzer wahrzunehmen glaubten, sind die eifrigsten Vertheidiger derselben geworden; und die südlichen Staaten müssen anerkennen, daß diese Plan, mehr als alles Uebrige, ihr Eigenthum, ihre Rechte und ihre Zukunft sichert.

Ein ehrwürdiger Geistlicher des Staats New-Jersey, Namens Robert Finley, legte die ersten Fundamente zur Kolonisations-Gesellschaft in einer Versammlung, welche er im Monat Dezember 1816 zu Washington veranstaltete. Mehre Mitglieder des Kongresses, überzeugt durch seine Gründe und fortgerissen von seinem Eifer, unterstützten den Entwurf zu dieser Institution. Es wurden Agenten nach Afrika gesendet, um zu bestimmen, auf welchem Punkte der Westküste man einen schicklichen Ort zur Gründung der Kolonie wählen könne. Doch während der fünf ersten Jahre machte man nur unfruchtbare Versuche, und mehre

widerwärtige Ereignisse schienen die Beschützer der Gesellschaft entmuthigen zu müssen. Den amerikanischen Agenten fehlte es an Erfahrung; die Eingebornen, mit welchen sie wegen Abtretung eines Territoriums zu unterhandeln hatten, bewiesen sich treulos in ihren Zugeständnissen; ein für Menschen weißer Raße tödtliches Klima raffte den größten Theil Derjenigen hin, die sich dieser Unternehmung geweiht hatten, und die unvorhergesehene Angriffe der Eingebornen setzten so vielen Kalamitäten den Gipfel auf. Mehr als einmal war die Kolonie in Gefahr, für immer vernichtet zu werden; und nachdem die geringe Anzahl der Kolonisten, welche sich niedergelassen hatten, aufs Aeußerste gebracht war, sah sie sich im Jahre 1821 sogar genöthigt zu einer Flucht nach der Kolonie Sierra-Leone.

Alle diese Unfälle vermochten jedoch nicht, den Muth der amerikanischen Gesellschaft niederzuschlagen. Gegen das Ende des Jahres 1821 sendete sie zwei neue Agenten, welche von den Eingebornen ein Territorium erkauften, den man die charakteristische Benennung Liberia gab. Dies Territorium, dessen Mittelpunkt das Kap Mesurado oder Montserado ist, liegt im sechsten Grade nördlich vom Aequator und 250 Meilen südlich von der Kolonie Sierra-Leone. Es streckt sich auf der Küste in einer Länge von etwa 150 Meilen, und seine Breite ist im Durchschnitt eine Tagereise, d. h. 20 bis 30 französische Meilen. Von dem Innern der Ländern ist es durch einen dichten Wald geschieden. Zahlreiche Flüsse, von welchen einige eine beträchliche Breite haben, bewässern das Land in seinem ganzen Umfange. Der Boden ist ungemein fruchtbar, und man findet darauf alle Früchte des Klima's der Tropen-

länder. Die eingebornen Stämme, durch den Negerhandel dacimirt und gelichtet, sind allzu schwach, um den Fortschritten der Kolonisation wesentliche Hindernisse entgegenstellen zu können. Neun Jahre sind seit dem Ankauf des Territoriums Liberia durch die Amerikaner verflossen. Die Kolonie enthält gegenwärtig eine Bevölkerung von mehr als 2000 Individuen, welche sich in ihren eigenen Häusern und auf bebauten Grundstücken niedergelassen haben, und die mannichfaltigen Arbeiten eines Ackerbau und Handel treibenden Volks vollbringen.

Die Hauptstadt liegt auf dem Vorgebirge Montserado und hat die Benennung Monrovia erhalten, nämlich zu Ehren des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe. Diese Stadt hat 90 Häuser oder Magazine, ein Kommunal-Gebäude, 3 Kirchen und 700 Einwohner. Die Häuser sind im Allgemeinen gut gebaut und von anmuthiger Konstruktion. Monrovia liegt 70 Fuß höher als die Meeresfläche, und die Straßen, 100 Fuß breit, durchschneiden sich in rechten Winkeln. Auf dieser Höhe genießen die Einwohner den erfrischenden Meereswind. Die Temperatur ist sanft und gleich; der Fahrenheitsche Thermometer wechselt in der Regel zwischen 68 und 88 Grad. Monrovia's Hafen wird durch die Mündung des Flusses Montserado gebildet; er ist bequem und zugänglich für Fahrzeuge mittlerer Größe. Monrovia's Handel ist bereits beträchtlich, und da die Stadt in ihrem Wesen Handelsstadt ist, so nimmt er jährlich zu. Einige Individuen haben auf diese Weise ein Vermögen erworben, das sie auf 15 bis 20,000 Dollars abschätzen.

Sieben Meilen nördlich von der Mündung des Mont-

ferado ist die Mündung des Flusses St. Paul. Am Zusammenfluß dieser beiden Ströme liegt eine ackerbauliche Niederlassung von 600 Bewohnern, welche Caldwell genannt wird. Der Boden ist reich an Produkten aller Art. Die Temperatur ist hier minder hoch, als zu Monrovia. Die Stadt, nach dem Plane vieler amerikanischen Dörfer gebaut, wird durch eine lange Straße von anderthalb Meilen gebildet und ist mit zwei Reihen von Bananen und Plantanen bepflanzt. Diese ländliche Niederlassung befindet sich in einem blühenden Zustande; die Kultur vervollkommnet sich reißend durch den Fleiß und die Thätigkeit der Kolonisten.

Zwischen Caldwell und Monrovia befindet sich eine andere ackerbauliche Niederlassung von etwa 30 Familien. Auf der entgegengesetzten Seite der Bai Stockton hat man vierhundert Afrikaner angesiedelt, welche auf Negerschiffen gekapert sind. Endlich 20 Meilen von Monrovia befindet sich die Niederlassung Millsburg, welche 200 Einwohner zählt und sich fast täglich durch die Ankunft neuer Kolonisten vergrößert. Die Lage von Millsburg bietet besondere Vortheile dar. Der Boden ist eben so fruchtbar, wie der von Cadwell, und mehre schiffbare Ströme werden gestatten, daß sich hier Handelsbeziehungen zwischen dem Innern, dem Littoral und den Küsten feststellen. Die Wälder von Millsburg enthalten treffliches Zimmerholz.

Die oberste Verwaltung der Kolonie ist bisjetzt in den Händen der Gesellschaft. Der Kolonial-Agent ist in derselben die Hauptperson, und wird in diesem Lande als der Guvernör von Liberia anerkannt. Dabei aber vernachlässigt man kein Mittel, die Kolonisten zu republikanischen

Formen zu gewöhnen, und ihnen den Geist der Freiheit einzuhauchen. Die Bewohner wählen jährlich den größten Theil ihrer Magistrats-Personen; mit großem Eifer wohnen sie den Wahlen bei, welche nicht selten lebhaft bestritten werden. Ein Gerichtshof, bestehend aus dem Agenten und zwei Richtern, deren Jurisdiktion sich über die ganze Kolonie erstreckt, versammelt sich zu Monrovia den ersten Montag jeden Monats. In Kriminal-Sachen betreffen die Urtheile meistens Diebstähle, und die Angeklagten sind, mit wenigen Ausnahmen, Eingeborne, welche, um Räubereien willen, an den Gränzen der Kolonie angehalten sind. Seit 1827 zählt man nur sieben von der Justiz bestrafte Kolonisten. Die Urtheile werden ausgesprochen von einer Jury und von allen Formen begleitet, welche sich inmitten einer noch nicht zivilisirten Bevölkerung anbringen lassen.

Drei Dokumente oder Digesten enthalten die ganze politische oder bürgerliche Gesetzgebung Liberia's. Das erste von diesen Dokumenten ist die Konstitutions-Akte. Sie gewährleistet den Kolonisten Liberia's alle Rechte, welche die Bürger der Vereinigten Staaten genießen. Der fünfte Artikel erklärt, daß keine Art von Sklaverei in der Kolonie Platz findet; der sechste entscheidet, daß das gemeinsame Gesetz Liberia's die, in den Staaten der Union allgemein übliche Gesetzgebung ist. Das zweite Dokument regelt die Formen der Zivil-Regierung Liberia's. Man bemerkt im dreizehnten Artikel desselben die Einsetzung zweier Zensoren, welche bestimmt sind, über die öffentliche Sittlichkeit und über die Fortschritte der National-Industrie zu wachen, die Müßiggänger und Vagabunden zu bezeichnen, die verdächtigen Umtriebe und gefährlichen Gewohnheiten zu entdecken,

und eine gesetzliche Nachforschung hinsichtlich alles dessen einzuleiten, was der Wohlfahrt der Kolonie schaden könnte. Das dritte Gesetzgebungs-Dokument ist eine Zusammenstellung des Verfahrens und der Straffälligkeit, deren Verfügungen aus verschiedenen amerikanischen Gesetzbüchern geschöpft sind. Die Erfahrung hat bewiesen, daß diese drei Stücke in dem gegenwärtigen Zustande Liberia's hinreichen, um die öffentliche Ordnung und die verschiedenen Interessen der Bürger zu beschützen.

Die Kolonisten zeichnen sich aus durch ihre Sittlichkeit und durch ihren religiösen Sinn. Ein amerikanischer Kapitän versichert, daß er während der drei Wochen, die er in der Kolonie verlebte, keinen Betrunkenen gesehen und Keinen fluchen gehört habe. Ein anderer Amerikaner, welcher sich volle sieben Jahre in der Kolonie aufgehalten hat, sagt aus, daß er nur ein einziges Mal Zeuge einer Schlägerei gewesen, und daß diese aus einem politischen Streit mit einem Farbigen der Kolonie Sierra-Leone entstanden sei. Die Regierung fordert die Bezahlung einer Steuer von 300 Dollars, wenn sie die Berechtigung zum Verkauf spirituöser Getränke ertheilen soll; so viel ist ihr daran gelegen, die Kolonisten vor der Völlerei zu bewahren. Unter den Kolonisten selbst giebt es mehre Schwarze, welche sich mit dem Unterricht in der Religion befassen und sich durch mehr als gewöhnliche Intelligenz auszeichnen. Die Erziehung der Kinder stößt noch auf einige Hindernisse, welche von dem Mangel an brauchbaren Erziehern herrühren; doch es bildet sich in Amerika eine neue Gesellschaft zur Ausfüllung dieser wichtigen Lücke. Schon hat man zu Mon-

rovia eine öffentliche Bibliothek angelegt, und es erscheint ein Tagblatt, das zwei- bis dreihundert Unterzeichner zählt.

Die Lage der Kolonie im Mittelpunkte einer langen Küstenstrecke, ganz geeignet mit den betriebsamen Völkern im Innern des festen Landes Verbindungen zu knüpfen, eröffnet die Aussicht auf einen starken Handel. Die Ausfuhr-Artikel haben bisher bestanden in Reiß, Palm-Oel, Elfenbein, Gold, Schildkröten-Schaalen, Häuten, Wachs u. s. w. Im Ganzen kauft man diese Artikel von den Eingebornen der Küste und giebt ihnen dafür Tabak, Rum, Flinten, Eisen und andere Gegenstände, deren sie für ihre zunehmende Zivilisation bedürfen. Die Kolonisten besitzen mehre kleine Fahrzeuge, welche sie anwenden zu einem Küstenhandel zwischen dem Vorgebirge Montserado und sechs bis acht Faktoreien, welche, unter der Leitung der Kolonial-Regierung, gestiftet worden sind. Mehre größere Fahrzeuge werden nach den Vereinigten Staaten geschickt werden, um den Ausfuhrhandel nach einer größeren Skala zu betreiben, sobald sie unter dem Schutze der amerikanischen Flagge werden segeln dürfen. Völkerschaften, längs der Gränze der Kolonie seßhaft, bringen zum Austausch nach Monrovia Artikel, welche von noch unbekannten Nationen des Innern herrühren: von Nationen, welche bei weitem mehr zivilisirt zu seyn scheinen, als die Gränzbewohner. Die Ausfuhren eines einzigen Jahres nach Monrovia haben sich bis zu dem Werthe von 70,000 Dollars erhoben. Jedes Jahr bringt neue Konkurrenten auf dem seit kurzem geöffneten Markt. Lassen wir also die Kolonie Kraft gewinnen und zahlreichere Niederlassungen sowohl an der Küste,

als im Innern zu Wege bringen! Warten wir den Augenblick ab, wo Schiffe, die von Liberia ausgegangen sind, die Meere unter dem Schutze einer Flagge befahren, welche die Seeräuber nicht anzugreifen wagen! Vergegenwärtigen wir uns die, vielleicht nicht ferne Zukunft, wo die verschiedensten Produktionen des Bodens von Tausenden arbeitsamer Kolonisten kultivirt werden, und in einer von den fruchtbarsten Gegenden des Erdballs in üppiger Fülle gedeihen! Welch' weites Feld für Handels-Unternehmungen! Welches Gedeihen unter Himmelstrichen, bisher fast verlassen und unbekannt. Gummis, Gewürze, Färbehölzer, Kaffee, Indigo, Zucker und so viel andere Erzeugnisse tropischer Länder werden nach den Märkten Amerika's und Europa's wandern; und diese beiden Kontinente werden zum Austausch die Gegenstände ihrer Künste und ihre Betriebsamkeits-Produkte nach den Küsten Afrika's senden.

Der Ackerbau hat in der Kolonie bisher noch wenig Fortschritte gemacht. Viele Ausgewanderte wollen nicht die späteren Gewinne eines landbaulichen Unternehmens abwarten, und ziehen die kaufmännischen Spekulationen vor. Inzwischen werden die Vorzüge, welche früher angelangte Kolonisten in Handels-Angelegenheiten erworben haben, den später Angelangten die Lust zum Handel verderben, und diese werden sich dem ackerbaulichen Betriebe zuwenden. Schon haben die Grundbesitzer von Caldwell einen Agrikultur-Verein gestiftet, welcher sich alle Woche versammelt: Versammlungen, worin Jeder seine besonderen Versuche mittheilt, und von dem Fortgange seiner Pflanzungen spricht.

Ein nicht minder wichtiger Gegenstand, als alle bisher von uns berührten, ist die bewaffnete Vertheidigung

der Kolonie. Umgeben von einer begehrlichen und wilden Bevölkerung, welche nicht gewohnt ist, einen Vertrag zu achten, mußten die Kolonisten auf Mittel denken, wie sie sich, im Falle eines Angriffs, vertheidigen wollten. Man hat demnach eine National-Miliz errichtet: sie besteht aus sechs Kompagnien Freiwilliger, welche zusammen 500 Mann ausmachen, alle vollständig bekleidet und gut bewaffnet. Die Regierung verfügt über 20 Feldstücke und über so viel Gewehre, daß sie 1000 Mann bewaffnen kann. Die Eingebornen, welche schon bei der ersten Ansiedlung der Kolonie mehre Niederlagen erlitten hatten, werden es nicht wagen, sie aufs Neue anzugreifen, nachdem sie so bedeutende Vertheidigungsmittel zusammen gebracht hat. Minder groß ist die Sicherheit der Kolonisten hinsichtlich der Angriffe, welche vom Meere her auf dieselbe gemacht werden können. Wiewohl das Vorgebirge von einem Fort beherrscht wird, so können doch zwei bis drei gut bewaffnete Seeräuber der Kolonie den empfindlichsten Schaden zufügen, wenn sie das Mittel finden, in Abwesenheit aller englischen und amerikanischen Schiffe zu Werke zu gehen. Sehr gut ist man davon unterrichtet, daß diese elenden Schmarozzer der Kolonie Liberia den Untergang geschworen haben; die amerikanische Gesellschaft muß demnach die Dringlichkeit einer schnellen Befestigung der Kolonie fühlen.

Mit Einem Worte: die von andern Völkern und unter andern Umständen gemachten Kolonisations-Versuche bieten wenige Beispiele von Gedeihlichkeit in so kurzer Zeit dar. Trotz den zahlreichen Hindernissen und den höchst beschränkten Thätigkeitsmitteln ist die Niederlassung, die man Liberia nennt, auf sehr festen Grundlagen erfolgt;

auf Grundlagen, welche die Zukunft verbürgen, und große und schöne Aussichten eröffnen. Die ackerbaulichen und Handels-Hülfsquellen können eine Entwickelung erhalten, welche ausreicht für die Bedürfnisse einer großen Nation, und der bei weitem größte Theil der schwarzen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten würde auf diesen Landstrecken ehrenvolle und gesicherte Daseinsmittel finden. Wollte man Liberia mit Sierra-Leone vergleichen, so würde die Parallele ohne allen Widerspruch zum Vortheil der amerikanischen Kolonie ausfallen. Die brittische Regierung hat unermeßliche Summen aufgeopfert, um eine höchst prekär und schlecht geleitete Niederlassung aufrecht zu erhalten, in welcher die Schwarzen nichts weiter sind, als halbe Sklaven, verachtet von der weißen Bevölkerung. In Amerika hat die Zentral-Regierung nichts für die Kolonie Liberia gethan. Einige von Privatpersonen herrührende Geschenke und die beharrlichen Bemühungen weniger Individuen haben die von uns angedeuteten glücklichen Resultate zu Wege gebracht; so wahr ist es, daß in Dingen der Wohlthätigkeit, wie in Handels-Unternehmungen, und in allem, was durch Privatpersonen zu Stande gebracht werden kann, geringerer Aufwand nöthig ist, als Regierungen ihn zu machen pflegen.

Unter den Männern, welche zu dem Fortgang der Kolonisations-Gesellschaft das Meiste beigetragen haben, nimmt Herr Jehudi Aschmum, welcher im Jahre 1828 als Opfer seines unermüdlichen Eifers gestorben ist, den ersten Platz ein. Auf einer höheren Bühne und in einem zivilisirten Lande würde Aschmum den Ruf eines großen Mannes erworben haben. Er besaß alle die großen und seltenen Eigenschaften, welche Staaten gründen und erhal-

ten: einen Verstand, den man überwiegend nennen darf, einen heroischen Muth, eine unüberwindliche Beharrlichkeit, die Kunst, mitten unter den verzweiflungsvollsten Umständen Rettungsmittel zu finden, vor allem aber eine glühende Menschenliebe. Als er im Jahre 1822 auf den Küsten Liberia's anlangte, fand er die Kolonie ihrem Untergange nahe, ohne Vertheidigung gegen ihre Feinde, ohne Gesetze in ihrem Innern, preisgegeben den Ausschweifungen der Anarchie und den Schrecknissen der Verzweiflung. Aschmum sah sich genöthigt, gleichzeitig als Gesetzgeber, als Richter, als Ingenior und als Soldat zu wirken: er mußte herabgewürdigte Wesen in freie Bürger verwandeln, sich zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten machen, welche die innere Zwietracht unterhielten, Monrovia befestigen gegen die Angriffe von außen, den militärischen Geist der kleinen Zahl von Kolonisten, deren Oberhaupt er war, wecken und sie zum Kampf mit einem dreißig Mal stärkeren Feind anfeuern; dies alles, während ein Fieber seine physischen Kräfte verzehrte. Nicht selten sah man ihn, sich von seinem Schmerzenslager erheben, um Befehle zu ertheilen, die Festungswerke zu beaufsichtigen, den Eifer der Kolonisten zu beleben und alle öffentlichen Angelegenheiten zu betreiben. Er hatte die Gefährtin seines Lebens in die Gruft gesenkt, und war noch krank, als 800 Wilde die schwache Schaar der Kolonisten unversehens zu einer Zeit überfielen, wo sie nur 30 Bewaffnete aufzuweisen hatte. Aschmum setzte sich an die Spitze der Seinigen, und durch die ungemeine Herrschaft, die er über sich selbst ausübte, so wie über die, welche ihn umgaben, durch seine Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, gelang es ihm, den Feind zu vertrei-

ben. Bewundernswürdig an ihm war, daß er in der Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten eben so viel Güte und Sanftmuth zeigte, als Energie auf dem Schlachtfelde. Auch gewann, während der fünf Jahre seiner Oberleitung, in der Kolonie alles eine andere Gestalt. Elend, getheilt und muthlos war sie bei seiner Ankunft gewesen; in gedeihlichem Zustande, einig, frei und geachtet ließ er sie zurück. Als er, im Jahre 1828, wegen des beklagenswerthen Zustandes seiner Gesundheit, die Niederlassung aufgeben mußte, strömten sämmtliche Bewohner derselben — Männer, Weiber, Kinder — unter Thränen am Ufer zusammen, und nie trennte sich ein Volk von seinem Oberhaupte unter aufrichtigeren Beweisen der Erkenntlichkeit und Achtung. Angelangt im Vaterlande, widmete Aschmum den kleinen Ueberrest seines erlöschenden Lebens der edlen Sache, die er zu der seinigen gemacht hatte, und seine guten Wünsche für die Kolonie Liberia, erstarben mit dem letzten Hauche seiner Brust. Ehre diesem Aschmum! Sein Name finde einen Platz neben dem der Las Casas, der Vincenz von Paula, der Howard, der Clarkson! Wenn Afrika einst aus seiner Dumpfheit hervortreten, und große Nationen in seinem Schoße tragen wird — dann werden dem Andenken Aschmums Altäre errichtet werden, und die Afrikaner werden ihm dieselben Ehren bezeigen, welche Griechenlands Städte ehemals ihrem Zekrops und Theseus bewiesen.

Aus allen bisher mitgetheilten Einzelnheiten geht hervor, daß die Kolonie Liberia sich gegenwärtig in einem gedeihlichen Zustande befindet, und alle Mittel besitzet, um in ihrer ackerbaulichen und kommerziellen Entwickelung ra-

sche Fortschritte zu machen. Indeß stößt ein Umstand ernste Besorgnisse ein: nämlich das Klima. Unglückliche Erfahrungen haben gelehrt, daß Menschen weißer Abkunft die Temperatur der Tropenländer nicht lange ertragen können, und die Kolonisations-Gesellschaft hat davon mehr als einen Beweis erhalten; denn von 20 bis 30 Agenten, welche sie seit der Stiftung der Kolonie angestellt hat, sind die meisten in Folge des Klima's gestorben. Zu bemerken ist jedoch, daß die Schwarzen nicht derselben Gefahr ausgesetzt sind. Sehr viele von denen, welche aus Georgien, den beiden Carolina's und dem Süden von Virginien ausgewandert sind, haben nicht einmal Anfälle von dem Fieber gehabt, welches Neuangelangte in den ersten Monaten ihres Aufenthaltes auszuhalten haben; und sehr glaubliche Berichte sagen aus, daß die Sterblichkeit zu Liberia nicht größer ist, als zu Baltimore, Philadelphia und New-York. Die Westküsten Afrika's werden nicht regelmäßig und periodisch heimgesucht von der Pest, wie die Türkei, auch nicht von der Cholera, wie Indien, oder von der Malaria, welche auf den Antillen herrscht. Das Klima ist gesund für die Schwarzen; und wenn es ungesund ist für die Weißen, so muß man sich vielleicht dazu freuen. Die schwarzen Bevölkerungen werden darüber sich selbst überlassen bleiben; sie werden in Afrika vollständige Nationen bilden, und dadurch in den Stand gesetzt werden, sich mit Energie und Beharrlichkeit zu entwickeln.

Wir fügen diesen historischen und statistischen Angaben einige allgemeine Betrachtungen über die wahrscheinli-

chen Resultate der Kolonie Liberia bei, theils mit Rücksicht auf die Schwarzen Amerika's, theils in Betreff des afrikanischen Kontinents.

Die Staatswirthschaftslehre hat bewiesen, daß die freie Arbeit bei weitem gewinnbringender ist, als die Arbeit der Sklaven. Sehr viel Pflanzer in den Vereinigten Staaten erkennen diese Wahrheit tagtäglich in ihrer eigenen Erfahrung. Das Sklaven-System ist wesentlich unproduktiv; der glücklichste Boden verliert seine Fruchtbarkeit, wenn er von Sklavenhänden bestellt wird. Es kommt dazu, daß diese abgestumpfte Raße sich allen Lastern der Trägheit und der Selbstsucht hingiebt. Ein Sklave leistet so wenig als möglich, und verzehrt, so oft er dazu gelangen kann, eben so viel, wie ein Verschwender. Zwanzig freie Leute vollbringen eben so viel Arbeit, als funfzig Sklaven; die Unterhaltung jener aber kostet weniger. Es folgt hieraus, daß Sklaven-Besitzer nicht fertig werden können, ohne Privilegium und Monopol, um die Konkurrenz mit andern Produzenten auszuhalten. Da nun die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten je mehr und mehr dahin strebt, eine vollkommene Gleichheit unter den verschiedenen Theilen der Union fest zu stellen, und da außerdem die Waaren des Süden mit denen zu kämpfen haben werden, welche aus Afrika selbst auf amerikanische Märkte kommen: so befinden sich die Pflanzer in der Alternative, entweder ihr verderbliches System fortzusetzen, oder ihren Sklaven die Freiheit zu bewilligen. Das Resultat ist nicht zweifelhaft. Das letzte dieser Mittel bot zwar, wie wir gezeigt zu haben glauben, schon vor der Stiftung der Kolonisations-Gesellschaft, große Unbequemlichkeiten dar; diese verschwin-

den jedoch in demselben Maße, worin befreite Schwarze einen Zufluchtsort auf den afrikanischen Küsten finden können. Man hat demnach Ursache, zu vermuthen, daß die Niederlassung Liberia dem verabscheuungswürdigen System der Sklaverei ein Ziel setzen, und daß der Antrieb dazu von den Eigenthümern selbst ausgehen werde.

Mehre Thatsachen gereichen zur Unterstützung der vorhergehenden Betrachtungen. Die letzten Berichte der Gesellschaft versichern, daß mehr als 2000 Sklaven der südlichen Staaten werden in Freiheit gesetzt werden, sobald sie die Mittel zur Ueberfahrt nach Afrika werden erhalten haben. Dies war also einer von den glorreichen Zwecken, welche eine philanthropische Gesellschaft sich setzen konnte. Der Herr und der in Freiheit gesetzte Sklave müssen sich gleich sehr dazu freuen. „Ich zittere für mein Land," sagte der berühmte Jefferson, „wenn ich die traurigen Folgen der Sklaverei erwäge, und wenn ich bedenke, daß die göttliche Gerechtigkeit diese Verletzung der unvergänglichen Menschheitsrechte bestrafen muß." Möge die neue Gesellschaft die südlichen Staaten vor den Unfällen und den Abscheulichkeiten Sant Domingo's bewahren.

Die Niederlassung Liberia wird einen nicht minder wohlthätigen Einfluß auf die freien Schwarzen ausüben, die in Amerika zurückbleiben. Je geringer sie der Zahl nach sind, desto weniger Furcht werden sie dem amerikanischen Patriotismus einflößen; und eben deßhalb werden sie auf weniger Hindernisse stoßen, um sich mit dem Ueberreſt der Einwohner zu verschmelzen. Ist es nun dahin gekommen, daß es in Afrika ein freies, mächtiges und aufgeklärtes Volk giebt, daß die Flagge dieses Volks auf dem Ozean

weht und sich Achtung verschafft, daß endlich die Abgesandten dieses schwarzen Geschlechts in den Hauptstädten zivilisirter Völker auftreten und mit ihnen auf dem Fuß der Gleichheit unterhandeln, dann wird das Vorurtheil, das den Neger degradirt, indem es ihn verleumdet, keinen Vorwand mehr haben, und selbst die Bürger der Vereinigten Staaten — sie, die mit so viel Einsicht und Aufklärung eine so ungerechte Verachtung gegen die Schwarzen verbinden — werden sich gefallen lassen, in ihnen Landsleute und Brüder anzuerkennen. Es gewinnt sogar das Ansehn, als ob der Geist der Liebe schon jetzt in dieser Republik zum Besten der Schwarzen erwache. Zu Anfang des abgewichenen Jahres hat sich eine neue Gesellschaft zu Washington gebildet, um den jungen Schwarzen eine liberale Erziehung zu verschaffen. Dieser Verein wird die Bemühungen der Kolonisations-Gesellschaft unterstützen, indem er ihr aufgeklärte Erzieher verschafft, welche zu Liberia Schulen eröffnen und ein Volk bilden werden, das fähig sei, seine Rechte zu fassen und zu vertheidigen. Dies wäre demnach ein Resultat, das unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdient. Auf beiden Seiten des Ozeans werden die Afrikaner in der öffentlichen Meinung und in ihrer eigenen Achtung steigen; sie werden wahrhaft frei werden, weil sie es zu seyn verdienen.

Es ist wahrhaft merkwürdig, zu sehen, in welcher edlen und stolzen Sprache die Schwarzen der Kolonie sich an ihre amerikanischen Brüder wenden. „Wir sind frei," sagen sie, „wir sind Grundeigenthümer; unsere Rechte sind gleich den Rechten der amerikanischen Bürger. Unsere Zustimmungen, und, was noch mehr sagen will, unsere Ge-

sinnungen und Meinungen, leiten den Gang unserer Regierung. Unsere Gesetze — wir haben sie gemacht; unsere Obrigkeit — wir haben sie ernannt; unsere Richter — sie sind von uns ausgegangen. Wir wissen nichts von jener herabwürdigenden Erniedrigung, womit unsere Farbe in Amerika gebrantmarkt ist. Hier genießen wir der wahren Emanzipation, der sittlichen, die aus der Freiheit des Geistes entspringt. Frei athmen wir in dem Lande unserer Väter; doch ihr — nur dem Namen nach kennt ihr die Freiheit. Sagt selbst, welcher Mann weißer Raße würde mit euch eine Assoziation auf dem Fuße der Gleichheit eingehen? Und fragt uns demnächst, welcher Mann weißer Raße eine solche Assoziation mit einem Kolonisten Liberia's ablehnen würde?" . . .

Doch auch das afrikanische Festland wird in der Niederlassung Liberia sehr große Vortheile finden; und selbst wenn man diesen Gesichtspunkt allein auffassen wollte, würde sich die amerikanische Gesellschaft um das menschliche Geschlecht verdient gemacht haben.

Trotz den Maßregeln, welche zur Unterdrückung des Negerhandels genommen sind, trotz allen gesetzlichen Verfügungen, die man in dieser Beziehung getroffen hat, ist dieser verruchte Handel noch immer nicht unterdrückt. Schiffe, welche von Brasilien, Spanien, Portugal, ja Schiffe, die selbst aus französischen Häfen ausgelaufen sind, setzen diesen Handel fort, welcher heut zu Tage mit um so abscheulicherer Ausschweifung verbunden ist, je mehr die, welche ihn treiben, ihre eigene Sicherheit in Gefahr bringen. In der That, es ist leicht zu begreifen, weßhalb Neger, die zu einer Kontrebande-Waare geworden sind, in

einen engeren Raum zusammengepreßt, und strenger, als jemals, behandelt werden. Die bewaffneten Kreuzfahrten und die gesetzlichen Verbote sind also unzureichend, zum wenigsten bis auf den heutigen Tag, um diesen Handel mit Menschenfleisch zu zerstören.

Einen solchen Zweck zu erreichen, giebt es, wie es mir scheint, nur zwei Mittel. Das eine würde darin bestehen, daß man eine allgemeine Abschaffung der Sklaverei ausspräche. Sobald sämmtliche Märkte dieser Waare verschlossen wären, würde der Handel mit derselben ganz von selbst aufhören. Doch es leuchtet ein, daß diese allgemeine Maßregel nur nach einem langen Zeitraum realisirt werden könnte, wofern sie überhaupt zu realisiren ist; nur allzu viele Vorurtheile, nur allzu starke Eifersüchtelei und allzu heftiger Eigennutz tritt ihr noch jetzt entgegen. Das zweite Mittel, den Negerhandel abzuschaffen, ist einfacher. Es besteht darin, daß man, nach und nach, auf dem gesammten Littorale Afrika's Kolonien anlege. Diese Kolonien sind Bollwerke oder Vorposten Afrika's gegen Neger-Piraten. Sie werden auf der einen Seite den Weg zu den Stämmen im Innern verschließen, welche Sklaven zu stellen bereit sind, und auf der andern werden sie die Schiffe anhalten, die sich, Behufs des Negerhandels, den Küsten nähern. Der Negerhandel würde also faktisch unterdrückt seyn, und dies Repressions-Mittel würde unstreitig weit sichere Bürgschaften gewähren, als alle Allianz-Traktate und Strafverfügungen.

Die Kolonie Liberia, wie die Kolonie Sierra-Leone, nehmen freilich bis jetzt nur einen sehr kleinen Theil des afrikanischen Littorale's ein; allein es ist doch bereits eine

Strecke von 150 Meilen, welche den Abscheulichkeiten des Negerhandels entzogen ist; und wenn andere Niederlassungen derselben Art sich im Süden des Aequators bilden, und Afrika mit einem Kreis zivilisirter Völker umschließen sollten: so würde der Handel mit Schwarzen für immer vernichtet seyn.

Wir fügen hinzu, daß die Kolonie Liberia für den Ueberrest Afrika's zu einem Zivilisations-Heerd werden kann. Der Inhalt der Geschichte lehrt uns, daß die Völker zivilisirt worden sind durch Kolonien, welche ihre Einsichten, ihre Künste, ihre Gesetze mitbrachten. Kolonisten, die aus Afrika und Asien anlangten, begannen die Zivilisations-Epoche, bis zu welcher die historischen Jahrbücher Europa's aufsteigen. Auch das amerikanische Festland verdankt Kolonisten den Grad von Kultur, den es heute besitzt. Die Vereinigten Staaten brauchen nicht einmal volle zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um ihren ersten Ursprung in einer kleinen Schaar von Puritanern und Verbannten zu finden, die den ersten Saamen der Zivilisation für ihre Nachkommen ausstreuten. Wer hätte damals geglaubt, daß diese Unglücklichen, welche nur allzu lange den bittersten Mangel litten, ja, welche nicht einmal ein Obdach hatten, um auf der Nebelstrecke von Plymouth ihr Haupt zu bewahren, der Keim zu einer mächtigen und berühmten Nation werden würden; wer hatte sich zu ahnen getraut, daß ihre Nachkommenschaft sich über ein unermeßliches Erdreich verbreiten und Hunderte von Eingebornen Völkerschaften verdrängen und dem alten Europa große Beispiele geben würde? Giebt man sich nun wohl chimärischen Erwartungen hin, wenn man, bei Stiftung neuer Kolonien, die

Fortschritte der Zivilisation auf dem afrikanischen Festlande ahnet?

Afrika kann aber nur durch die Rückkehr seiner exilirten Kinder zivilisirt werden. Seine Völkerschaften sind allzu barbarisch, um ein solches Werk von selbst zu beginnen; sie sind allzu unwissend, allzu getheilt unter einander, um die ersten Keime ihrer intellektuellen und politischen Kultur zu pflanzen. In einer ganz anderen Lage befinden sich die Afrikaner, welche in das Land ihrer Väter zurückkehren, nachdem sie lange unter zivilisirten Völkern gewohnt haben. Sie tragen in sich den Saamen der Zivilisation; sie bringen einige Kenntnisse von den Künsten der Betriebsamkeit und von den angemessensten Bestellungsarten des Bodens; sie haben Begriffe von einer regelmäßigen Regierung, sie fühlen religiöse, intellektuelle und politische Bedürfnisse, welche, unter begünstigenden Umständen, eine schnelle Entwickelung gewinnen müssen; mit Einem Wort: sie sind, was Aegyptens Kolonisten für Griechenland, und Europa's Kolonisten für Amerika waren.

Welche große und glänzende Zukunft für Afrika, wenn die Kolonie Liberia sich vergrößert, und andere ähnliche Niederlassungen ihren wohlthätigen Einfluß um sich her verbreiten! Schon offenbart sich dieser Einfluß in den Stämmen, welche an die Kolonie gränzen. Die Eingebornen haben die Kleidung der Kolonisten angenommen und zeigen ein lebhaftes Verlangen, die Gewohnheiten des zivilisirten Lebens von ihnen anzunehmen. Einige Kinder dieser Eingebornen besuchen die Schulen; und sobald die Unterrichtsmittel eine größere Ausdehnung werden erhalten haben, wird, ohne allen Zweifel, die Zahl der Lernbegierigen sich ver-

vermehren. Einzelne Stämme haben sich aus freier Bewegung unter den Schutz der Kolonial-Regierung gestellt; und so wie die Kolonie an Macht und Stärke zunehmen wird, kann es ihr nicht an Gelegenheit fehlen, ihr Patronat weiter auszudehnen. Noch andere Volksschaften, die sich in allzu weiter Entfernung von der Kolonie befinden, um ihre Unterstützung anrufen zu können, flehen, wie um eine Gunst, daß Kolonisten sich auf ihrem Territorium niederlassen mögen; man nennt mehr als ein afrikanisches Oberhaupt, das Unterhandlungen, diesen Gegenstand betreffend, mit dem Haupt-Agenten Liberia's angeknüpft hat.

Mögen die großmüthigen Direktoren der amerikanischen Gesellschaft also kräftige Aufmunterungen in dem Erfolge ihres edlen Unternehmens finden! Mögen sie sich nicht abschrecken lassen, weder durch materielle Hindernisse, welche eine thatkräftige Beharrlichkeit besiegt, noch durch das Geschrei einiger kurzsichtigen Sklavenbesitzer, welche die größten Angelegenheiten der Menschheit ihrer engherzigen und jämmerlichen Selbstsucht ohne Bedenken aufopfern würden! Zwei Kontinente werden einst die Kolonie Liberia segnen: das eine, weil es befreit ist von einer feindlichen Bevölkerung, die seine innere Sicherheit bedroht hat; das andere, weil es der frohe Erbe dieser Bevölkerung geworden ist, die ihm neues und herrliches Leben gegeben hat.

Im Norden Aegypten und Algier als französische Kolonie; im Süden das Vorgebirge der guten Hoffnung; im Westen Sierra Leone und Liberia: dies zusammen sind die Licht-Heerde, welche die Finsternisse der Barbarei vertreiben werden aus einem Erdtheil, welcher funfzig Millionen Menschen in sich schließt. Beschleunigen wir also durch

unsere Wünsche und Bestrebungen den Eintritt einer Epoche, welche die zivilisirten Völker allein von der Schmach des Sklavenhandels lossprechen kann: einer Epoche, wo das wiedergeborne Afrika die Wohlthat unserer Einsichten, unserer Künste, unserer Gesetze mit uns theilen, und seinen Platz in der großen Familie des menschlichen Geschlechts wieder einnehmen wird *).

G. v. F.

---

*) Die diesem Artikel zum Grunde liegenden Dokumente sind: 1) The Reports of the American Colonisation Society, from 1322 to 1830. 2) The African Repository from 1825 to 1831. 3) The Quarterly christian spectator, Sept. 1830. 4) Plan for Africa, by Leonard Bacon. 5) Report of the African Education Society, Washington 1830.

B.

Die polnische Frage.

(Eingesendet.)

Die polnische Frage hat ihre allgemeine und besondere, ihre philosophische, historische und politische Beobachtungsseite, und ihre Beleuchtung ist in dem Grade mehr von Bedeutung, worin ihre praktische Lösung die Gränzen der Warnung gegen ähnliche Dispositionen über Staaten und Völker überschreitet. Denn daß diese an und für sich nichts taugen, liegt auf flacher Hand.

Es raisonniren nicht bloß Journalisten und Zeitungsschreiber darüber; auch Behörden schließen sie nicht von sich aus, und dem Einfluß der erstern dürfte es zuzuschreiben seyn, daß sich hin und her die sogenannte öffentliche Meinung mit Enthusiasmus und Wortgepränge für sie ausspricht, leider nicht immer einzig mit der Wirkung, uns zu erinnern, daß auch dem Vox populi vox Dei mitunter innere Wahrheit abgeht.

„Wieder ein unterdrücktes, braves Volk, das in Fesseln „schmachtete, mit den Ketten der Verzweiflung über den „Verlust seiner Nationalität rasselt, nur Selbstständigkeit „seines Vaterlandes will, Gut und Blut dafür opfernd! „Wie mag man ihm das verdenken! wie es nicht loben, daß es lieber ehrenvoll sterben, als sein Vaterland ausgestrichen wissen und auf eigene Existenz verzichten will!“

Dergleichen Deklamationen, wie die Rodomontaden desselben Anstrichs aus denselben Federn machen es zweifelhaft, ob wir für eins der edelsten Güter, für die Preßfreiheit, reif sind. Sie rechtfertigen ihre Beschränkung und erklären manchen Zensor-Akt, gegen den sich sonst dies und jenes einwenden ließe; sie erhitzen und überfüllen die Phantasie, indeß der Verstand hungert, und bringen die Völker um den doch gewiß vernünftigen Vorsatz, sich doch ja nicht ohne Noth in den betreffenden Angelegenheiten eins um das andere zu bekümmern, so lange, möchte das auch bis in Ewigkeit der Fall seyn, jedes noch mit sich selbst genug zu thun hat.

Kommen wir nicht immer darauf zurück, daß die innere Republik der äußern vorangehen muß? Lehren uns das nicht die Zeiten, die durch ein Jahr so an Erfahrungen bereichern, daß wir seit etwa vierzig Jahren eigentlich Jahrhunderte zurückgelegt haben? Sind die Erfahrungen dieser Zeit wohl genügend benutzt?

Was sollen denn dergleichen Völker-Theilnahmen, auch die, welche nicht von der Propaganda eines Alten ausgehen, der nun schon aus Eigensinn, oder weil sein Treiben eben so leicht und bequem, als kitzelnd ist, den Einfluß des Alters gewaltsam von sich zurückweiset — was sollen sie denn eigentlich bedeuten oder wirken? Wir alle, die wir nun so reges Mitleid, z. B. für Polen äußern, weniger für Belgien, weil wir ohne Ueberlegung uns überhaupt gegen Rußland, oder von der Besorgniß einnehmen ließen, die der Ausdruck „Koloß" in uns weckt, weniger für Italien, weil wir außerdem auch noch den Italiänern keine Glanzthaten persönlicher Bravheit nachrühmen können, we-

niger für Irland, bis das irische Volk bemerkenswerth aufgestanden seyn wird, weniger für Portugal, weil zwischen Regent und Volk keine große Kluft lag — also für — Polen; was bewegt uns dazu? — Etwa gründliche Kenntniß seines Zustandes? Das ist sehr zu bezweifeln, und dann zu erklären, daß wir machen, was so oft gemacht wird — unüberlegt reden, schreiben, schreien.

Abgerechnet die jungen Leute, die im November des Jahres 1830 das Zeichen zum Aufstande gaben, und gern das Novemberfest feiern wollen, wie andern Orts das Julifest gefeiert ist; abgerechnet ferner die, welche ihrer selbst und der Sache sich nicht bewußt, dazu, wie zum Spektakel traten, das wohl auch Gewinn aller Art abwerfen könnte, wie sich denn auch in Warschau die gierigen Blicke bald nach den Judenläden hinwarfen, können wir vernünftigerweise nicht in Abrede seyn:

„daß sich die Aristokratie bald an die Spitze stellte und an der Spitze blieb, daß eine volksthümliche Revolution nicht von uns aufgeführt worden.“

Ohne weiteres ist diese Behauptung damit bewiesen:

daß die Repräsentation nicht nur erst die Frage aufwerfen ließ, ob dem Bauernstande das Staatsbürgerrecht zuzugestehen, sondern der Welt auch die Beantwortung derselben schuldig blieb.

Ein dergleichen Faktum, begleitet mit seinen Verboten patriotischer Vereine, um den volksthümlichen Charakter von der Revolution abzuhalten, hat vor dem Richterstuhl der Vernunft mehr Gewicht, als Millionen Redensarten, deren Aussprechen weiter nichts als Gewandtheit in der Sprache beweiset. Die polnische Aristokratie vor

Augen behaltend, müssen wir zugestehen, daß sie mit „Herrschaft der Bessern" am schlechtesten übersetzt ist, können wir nicht glauben, daß Polens Aristokraten revolutionirten, um das Volk zu retten, um dem Volke Freiheit, Eigenthum und diejenige Gleichheit zu geben, ohne welche die geregelte und überlegende Monarchie, sich selbst aufzugeben besorgt, müssen wir zugestehen, daß an eine Repräsentation des Volks nicht gedacht ward. Das alles paßt aber zum jetzigen Zeitalter so wenig, wie nicht zu bestreiten ist, daß von der ersten Sitzung an bis zu der letzten, die Regierungskammern dem Militär mit dem Beispiel der Uneinigkeit vorangingen, und ziemlich jeder Tag an die ewige Quelle des Unglücks Polens erinnern und überzeugen sollte, daß Jahrhunderte erfolglos an den Polen vorübergegangen waren. Ist es etwa nicht faktisch, daß sich erst Ende Juli 1831, die bis dahin immer feindlich gegenüber standen, einander die Hand boten, weil das russische Heer schon ziemlich vor Warschau's Thore stand? ! Ich kann es keine Tugend nennen, wenn man sich mit dem anerkannten Krebs am Körper dem Operations-Messer hingiebt; deßhalb gewinnt man dies Messer nicht für immer lieb, wirft es vielmehr wieder weg, sobald die Gefahr vorüber ist.

Für eine solche Revolution kann sich die ruhige Vernunft, deren gerechtfertigtes Interesse gern einen Tag in Braunschweig verweilte, unmöglich eingenommen finden, geht sie auch gar nicht einmal so weit, zu fragen:

„ob denn auch wirklich mit Ueberlegung angefangen ward?"

eine Frage, die doch nicht umgangen werden darf, wenn

mehr geschehen soll, als geschrien, oder mit Floskeln um sich geworfen werden.

Der aufmerksame Beobachter kann nicht anders, als aussagen, daß man namentlich seit 1791, in welchem Jahre sich übrigens mehr Volkssinn zeigte, im damaligen Polen, wie in allen seitdem getrennten Provinzen nicht aufgehört hat, es mit der sogenannten Auferstehung des Vaterlandes zu versuchen, und das immer auf die Erwartung hin, daß Frankreich insbesondere, und das in rein moralischer Tendenz, gewiß helfen, und England, nach dessen Küsten sich der harrende Blick in den neuesten Zeiten unmittelbar hinrichtete, es gerne sehen würde. Was nun jene rein moralische Tendenz anbetrifft, so können wir sie erstens dem Jakobinergetreibe nicht zuschreiben, und ist es viel gescheuter, daß wir an ihre Durchführung von dem Augenblick an nicht glauben, mit welchem sich die Moral nach der Politik richten muß, und sie nirgends, davon getrennt, in den Gewissen derer vermuthen, die selbst nicht anstanden, oder anstehen durften, zu erobern, oder an Eroberungen Theil zu nehmen, so gewiß Polen nicht das erste Reich war, das darüber ganz unterging. Auch in der neuesten Zeit hat es die polnische Regierung nicht fehlen lassen, Frankreich, England, Ungarn, Italien, Belgien und den Sultan für sich in Bewegung zu setzen und — jedesmal die bekannteste aller Fabeln vergessen. Nach den Pariser Juli-Szenen waren die Sprecher des Tages ihrer Sache gewiß. In Frankreich mußte das Volk aufstehen, und es bald dem Comité directeur gelingen, seinen rothen Faden über Europa zu ziehen. Wie wäre es möglich, daß es in England ruhig bleiben könnte? war es dort nicht das

Uebergewicht des Volks, das sich dem Beitritt zur heiligen Allianz in den Weg stellte? Und Rußland erst: — was haben wir von Rußland zu besorgen? Zum zweitenmal wird der Kaiser den Brand nicht löschen, der noch unter der Asche glimmt! Die Ukraine, Volhynien, Podolien und Lithauen werden uns den Weg nach Petersburg bahnen. Ungarn will seine Dankbarkeit zeigen, im Kampfe für uns den Manen Sobiesky's huldigen. Oesterreich wird mit Italien genug zu thun haben, und Preußens Kräfte werden unsere Posener Brüder theilen. Der Sultan schnaubt nach Rache, und die Deutschen harren des Tages, an dem sie ihre Regenten sammt und sonders aus dem Lande verweisen werden.

Das waren die sanguinischen, zum großen Theil verrückten Hoffnungen, die man sich in und außer Warschau in den Kopf gesetzt hatte, mit denen so viele Familien-Väter im Großherzogthum Posen Weib, Kinder und Vermögen verließen, um — auf Preußens Boden das Gewehr zu strecken.

So leichtsinnig hin muß man aber nicht revolutioniren, vielmehr fein bedenken, daß der Erfolg immer ausbleibt, wenn ihm die Mittel nicht entsprechen.

Wahre Achtung können wir also für das polnische Beginnen nicht hegen, und es auch darum nicht loben, weil es dem Soldaten neuerdings Gelegenheit gab, seine Bravour zu beweisen. Diese Bravour verdient ein besseres Schicksal, als ihre Lenker ihm gewährten, und ist übrigens nie der richtige Maßstab zur Würdigung eines Unternehmens, von dessen Ausgange das Wohl und Weh des ganzen Volkes abhängt.

Zwar war der Warschauer Kurier im Monat Juli 1831 der Meinung, „zu Preußens Bestrafung, weil es mit den Polen nicht nur nicht gehalten, sondern auch die Russen noch gegen sie unterstützt, sei die Cholera nach Posen gekommen;" wir aber wollen uns enthalten, ihnen weitläufiger vorzuwerfen, daß sie an der Verbreitung eines Leidens Schuld sind, das so viel tausend Unschuldige opfert.

Es ist nicht an uns, den Zustand der Bewohner des Großherzogthums Posen mit dem der Bewohner des Königreichs Polen zu parallelisiren; wir wollen auch gar nicht Aeußerungen, die noch vor Jahr und Tag im undankbaren Posen gäng und gebe waren, wie glücklich jenes Königreich gegen das Großherzogthum sei, auch nur momentan der Geschichte geben: doch wenigstens wissen wir so viel, daß die erstern ihrer Regierung das nicht vorwerfen konnten, was die letztern der ihrigen vorgeworfen haben, unverschämt und dreist in Paris und in Warschau, einfältig genug bis zu der Heringslake, die man den Eingekerkerten in Warschau gegeben, damit ihr unbefriedigter Durst desto brennender würde. Dennoch war der Wille der Posener ein und derselbe: nur die zeitig erfolgte militärische Besatzung der Provinz hielt den Aufstand zurück, woraus wir denn schließen, daß auch im Königreich die Revolution, die nothgedrungene, nichts, und überhaupt nichts weiter war, als:

die Frucht einer Zeit, die sich unglücklich machen wird, wenn es nicht bald gelingt, der fluchwerthen Propagenda ein Ende zu machen und den Völkern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß es von ihrer Bildungsstufe abhängt, um gegen nichts so sicher zu seyn, als gegen den Despotismus.

Dieser Wahrheit sollten die Regierungen recht viele dazu nicht führende An- und Rücksichten opfern, und um ihrentwillen können wir es nur mißbilligen, wenn es sich eine Regierung ohne wirkliche Noth merken läßt, wie sie froh ist, wenn die Unruhen nur einstweilen wieder gedämpft sind, ihre Freude darüber durch allgemeine Amnestie zu erkennen giebt, und aus Besorgniß, zu viel bestrafen zu müssen, Keinen bestraft.

Unter **Volk** die Gesammtzahl der Bewohner eines Territorial-Besitzes verstanden, läßt sich zwar die Möglichkeit einer so durchgreifenden Zivilisation (oder, wie ich, wenn es nicht zweideutig wäre, lieber sagen mögte, durchgegriffenen), daß von einem Gesammtwillen die Rede seyn kann, nicht bestreiten; aber dann auch nicht annehmen, daß, wenn ein so zivilisirtes Volk aufsteht, **sein** Aufstehen das Ergebniß der bisjetzt gewesenen Revolutionen haben wird. An der Spitze **dieser** standen einzig mit Willen Einzelne, die sich entweder zu viel zugetraut hatten, oder sich, nachdem sie ihren ursprünglichen Zweck, reich zu werden, erreicht hatten, zurückzogen und die Schlechten unter ihnen zuletzt noch Verrath an dem Volke übten, das dumm genug gewesen war, auf sie zu hören. Darum hat es eigentlich keinen Sinn, wenn auf diesem Felde von Völkern gesprochen wird. Wo ein Volk ohne Propaganda aufsteht, ergeben sich andere Dinge, und zwar solche, die sich sofort klar, öffentlich und mit Bestand in der Zeit rechtfertigen. Das ließ sich von der polnischen Revolution nicht erwarten: **ihr** muß man das Recht, begründete Veranlassung zur Aufwerfung der polnischen Frage zu seyn, absprechen, um **ihrentwillen** müssen sich die mittelbaren Interessenten

derselben für ihre Beantwortung nicht bemühen, vielmehr die Wahrheit vor Augen behalten:

daß man, wie es jetzt noch mit der gesellschaftlichen Zivilisation stehet, von der Revolution erst zu fürchten hat, wenn man sich mehr um sie bekümmert, als zu ihrer Dämpfung Seitens Dessen nothwendig ist, gegen den sie sich gerichtet hat.

Es darf unbegreiflich gefunden werden, daß wenn man sich auf der einen Seite zum Grundsatz der Nicht-Intervention bekennt, man auf der andern eine dergleichen Frage fremderseits Gegenstand einer amtlichen Verhandlung werden läßt. Der Widerspruch liegt doch wohl gewiß auf flacher Hand, und solch ein Widerspruch muß besonders vermieden werden, wenn die Regierten auch schon zu urtheilen verstehen, und von solchen Urtheilen durch nichts mehr abzuhalten sind. Sie haben dann die Bahn gebrochen, auf der sich die Regierungen nicht mehr von ihnen trennen dürfen, weil sie es auf ihr mit ihnen dahin bringen können, daß keine böse Einflisterung die verdiente Achtung für sie zu untergraben vermag, daß die Regierten nur das wirkliche Laster angreifen. Sollen vernünftige Menschen auf diese Gewißheit, auf die aus ihr fließende beseligende Hoffnung verzichten: so verdient die Menschheit, in Fesseln zu schmachten.

Wie nahe sind wir der Frage gekommen: ob und wer von beiden Theilen an den überstandenen politischen Unruhen mehr, oder ob sie nicht vielleicht beide gleich schuld waren?!

Wer sich an ihre Beantwortung macht, thue es nur an der Hand der Geschichte. Wir müssen heute fragen:

Was will man nun mit der polnischen Frage?

1) Die Kette anerkennen, die Glied bei Glied als das Wahrzeichen der Ungerechtigkeit durch die Geschichte läuft.

Ist es damit Ernst, so gehört dieser Ansicht die Gewißheit, daß es in der Welt nicht eher ruhig werden kann, bis es überall nur Patriarchie des Paradieses geben wird, und nicht ruhig bleiben, bis Wissen, Schrift und Pulver auf der Erde ausgerottet und vergessen sind. Sind es Mächte, die sich der polnischen Sache um der abstrakten Gerechtigkeit willen annehmen, so mögen sie erst ihre eigenen Schuldbücher zerreißen, und schwören, daß ihr Blut erstarren soll, wenn sich je in ihrem Kopfe wieder ein Gedanke an Eroberung festsetzt. In die größte Verlegenheit werden sie mit den Rechten des Krieges kommen. Sie werden sich, als unabhängige Staaten, das Recht, Krieg zu führen, nicht abstreiten lassen wollen, und nun unmöglich läugnen können, daß Rußland zu wiederholten Malen mit Polen Krieg führte, daß Polen unterlag und die Einverleibung eines Theiles seiner Provinzen mit dem russischen Reiche die Folge davon war. Kein Lexikon, keine Geographie, keine Charte, keine Enzyklopädie, kein Geschichtbuch, kein Wissen, kein Verstand wird ausreichen die Gränzen zu bezeichnen, die durch Eroberungen verletzt sind; sie werden sich selbst nicht mehr wieder erkennen, sie werden sich selbst in der einfältigsten Gestalt sehen.

Sind es Völker, die das fragliche Streben theilen, so mögen sie wenigstens erwägen, daß sie sich selbst ihr Schwert zu bewahren haben, um einem Zustande zu entgehen, der

außer aller Berechnung liegt, so mögen sie jenes „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig" nicht vergessen, und beide, Mächte und Völker, bedenken, wie schwach der Glaube an das Streben nach solcher Gerechtigkeit ist, in der Geburt schon geschwächt, weil es sofort auf Ereignisse führt, die am Ende das Ergebniß eigner Schuld besorgen lassen.

2) Prüfen, mit welchem Rechte Polen getheilt ward.

Grade mit dem Recht und mit dem Unrecht, womit ihr alle, die ihr prüfen wollt, Länder gewonnen und Länder verloren habt. Bleibt doch ja hierbei im Allgemeinen stehen, hört auf zu prüfen, macht stracks das Thor zu; denn es führt auf den Weg, auf welchen jede Spur die eigne Schuld der willensfähigen Getheilten zeigt. Blieb Polen ein Erbreich, so bedurfte es nur des gesellschaftlichen Fortschreitens, damit die Aristokratie den Thron nicht zum Schatten machte, und — Polen blieb in der Reihe der Staaten. Aber seine Aristokratie schuf das Wahlreich, um von und für sich nichts zu verlieren, nichts aufzugeben, sich zu erhalten, nicht ohne fortdauernden Zank, Streit und Eifersucht, und — finis Poloniae: Polen ward das Opfer seiner mit sich und der ganzen Welt uneinigen Aristokratie. Alle, die davon nichts erhielten, erhielten nur darum nichts, weil sie nicht zur Hand waren. Um des Rechts oder Unrechts willen zog sich Keiner zurück, und außer allem Zweifel ist, Polen hörte auf zu leben, weil es nicht mehr leben konnte. Frankreich hat freilich noch nicht aufgehört, rühmend von sich auszusagen, daß es nie in die Theilung Polens gewilligt; aber es ist ihm so wenig unter der

Dynastie der Bourbons, wie unter Napoleon's Regierung eingefallen, alle gemachten Eroberungen und Theilungen von der Einwilligung der Mächte Europens abhängig seyn zu lassen. Nahmen Oesterreich und Preußen an Rußlands Eroberungen nicht Theil, so nahm Rußland alles, und das hätte freilich den Nutzen gehabt, daß man heute der polnischen Frage den Mantel nicht umhängen könnte, den man ihr umhängt. Erobert mag werden, so viel als da will, theilen aber soll man nichts. So weit sind wir nach Jahrtausenden gekommen: reich geworden an sinnlosem Tadeln und Entschuldigen, leeren Redensarten und argen Trugschlüssen, nicht so weit, daß wir, uns um ungelegte Eier zu bekümmern aufhörten, nicht so weit, um einzusehen, daß, bis der ewige Friede feststeht, wir mit Rechten des Friedens nicht ausreichen können, sondern auch Rechte des Krieges seyn müssen, über die Hugo Grotius erleuchteter war, als wir es zu seyn scheinen.

3) Polen wieder herzustellen.

Denn, mag es auch jetzt noch nicht reif zur Selbstständigkeit seyn — unterwerfen und zerreißen wird es das nie.

Das ist so gewiß wahr, wie es wahr ist, daß man den Juden erst das Bürgerrecht geben muß, ehe sie Bürger werden.

Aber entweder ganz, oder gar nicht. Denn, was die Schöpfung von 1815 für einen Erfolg gehabt hat, das haben wir gesehen, und daß eine solche Schöpfung einen andern nie haben kann und wird, das mogte man sich 1815 nicht verschweigen, wenigstens konnte man es wissen.

Es war doch zuverlässig nicht anzunehmen, daß der Antheil Rußlands mit einmal gut russisch, der Antheil

Oesterreichs mit einmal gut österreichisch, der Antheil Preussens mit einmal gut preußisch werden würde. Traute sich Rußland die Kraft zu, es dahin für sich zu bringen, so mußte es aus Rücksicht auf Preußen und Oesterreich, was es gethan, nicht thun, denen wenigstens die Mittel, die Rußland anwandte, Königthum, Konstitution und polnische Armee, nicht zu Gebote standen. Für beide befreundete Mächte trat freilich die Gefahr eines Aufstandes in ihren polnischen Provinzen erst wieder mit dem im Königreich ein; aber Rußland täuschte sich auch von Anfang an über die Kraft seiner Mittel. Es war damals so wenig wahr, wie 1830, wo aus Krakau geschrieben ward: „daß sich die Wünsche aller Vernünftigen im Königreich Polen bei einer Wiedervereinigung der Rußland einverleibten Provinzen, und bei einer strengen Ausführung der bestehenden Konstitution, in der Person des jetzigen Herrschers vereinigen werden," es wäre denn, daß der Briefsteller nur im Allgemeinen, was vernünftig seyn möchte, ausdrücken wollen. Ueber diese Gränze hinaus, ist das nicht mehr gesagt, als ich im Febr. d. J. aus dem Munde einer polnischen Dame zu einem hohen preußischen Beamten sagen hörte: „Sobald die Polen Rußland überwunden, werden sie ihre Waffen dem Könige von Preußen zu Füßen legen." Zu solchen Aeußerungen gehört nur einigermaßen Dreistigkeit, wenn man es nicht Unverschämtheit nennen will. Wenn Rußland wirklich eine noch freisinnigere Konstitution gegeben hätte, als die gegebene war, und sie in allen Punkten und Klauseln gehalten: Polens Stimmführern schien von je her und fortgesetzt der Regent aufgedrungen, und das Königreich zu klein, zu abhängig von Rußland, ohne Stimme

in Europa, die Theilungswunden auffallend geblieben, und nun die Theilung eben recht grell gemacht, weil Gallizien und Posen und Westpreußen abgerissen blieben.

Angenommen, daß dem Kaiser Alexander wirklich die Stimmung zugekommen, mit der er, aus Gutmüthigkeit, frommer oder politischer Ueberzeugung, das sogenannte Völkerstreben nach Verfassungs-Urkunden nicht nur gerechtfertigt, sondern auch das Nachgeben der Regierungen nothwendig hielt: so ist doch mit der Kraft, womit man eine solche Stimmung in sich aufnimmt, nicht eo ipso auch die Kraft gegeben, sich alles Unausbleibliche zugleich mit gefallen zu lassen. Schreibe- und Redefreiheit, mehr oder weniger unbeschränkte Preßfreiheit: das pflegen die Repräsentanten gleich zu verlangen, und damit die Empfindlichkeit, wäre es auch nicht einmal die eines Autokraten, auf eine harte Probe zu stellen. Auf die Minister geht es bald los, auch wohl so kleinlich, wie in Warschau, wo ein Landbote den Zajaczek fragte, woher er das Geld zu seinen Meubles in Paris genommen, wo man in der neuesten Zeit den Minister Beinski wegen einiger Scheffel Getraide in der Kammer konstituirte; und es gehört wieder eine sehr geübte Resignation dazu, sich selbst nicht anzuziehen, was den ersten selbst gewählten Staatsdienern, den nächsten Organen und Inhabern des herrschenden Willens angethan wird. Die bisher amtlich nicht besprochenen Dispositionen über Einnahmen und Ausgaben mit einmal öffentlich geprüft, bemängelt, für Einschränkungen beantragt hören zu müssen, sich auf indirekten Wegen bemühen zu sollen für das, was man bisher auf dem direkten, d. h. auf dem des Befehls zu erreichen gewohnt war: das und dergleichen ist weit

schwe-

schwerer zu übersehen, als die angedeutete Stimmung in und bei sich aufnehmen. Oder war in Edlen eben darum dergleichen nicht zu besorgen, weil sich in andern Staaten nur der in Polen am wenigsten zu fürchtende Bürgerstand beschwerlich gemacht hatte? Ein großer Irrthum, der daran glaubte! Gerade in Polen hielt sich der Adel zur Theilnahme an der Regierung berufen, und seine Vorliebe dafür ist eine so große, daß er sich lieber der Liberalität hin- als jene aufgeben würde. In Polen war zuverlässig die Einführung der Konstitution durch den Kaiser von Rußland nicht angebracht und von Hause aus kein wirksames Versicherungsmittel.

Und nun ließ man gar der patriotischen, nicht royalistischen Aristokratie eine patriotische, nicht royalistische polnische Armee, mit Offizieren, die theils für die Wiederherstellung eines anderen Vaterlandes gefochten, theils dafür noch fechten wollten. Ein Fehlgriff, den die Ueberlegung wieder so wenig zu begreifen vermag, wie sie dagegen nicht anders als aussagen kann, daß gerade diese Armee die Rebellion ermöglicht und ihre Unterdrückung so schwierig macht. Im Augenblick regten sich wieder die Willen der Kosciusko's und Dabowicki's, deren Fähigkeiten zwar fehlten, für andere Zwecke aber von der russischen Regierung gewiß desiderirt seyn würden.

Wenn man sich also wirklich in Europa, von Staatswegen amtlich und thätig, für die Wiederherstellung des Königreichs Polen von 1815 mit allen seinen Accidenzien und Pertinenzien, so weit man durch den Tod der Sorge um sie nicht überhoben ist, bemüht: so will man die Erscheinungen des Jahres $18\frac{30}{31}$ über kurz oder lang wiederkeh-

ren sehen, damit sich doch ja die sogenannte Volkskraft in in ihrem Lichte zeige.

Irren wir nicht sehr, so sind die Regierungen durch die Zeit zu andern Beschäftigungen aufgerufen.

Oder ist für diese Wiederherstellung nichts zu fürchten, wenn nur mit dem Regenten-Hause gewechselt wird?

Mochten Soltyk und Konsorten das Napoleonische, „das Haus N. N. hat aufgehört zu regieren," sich nur auswendig gelernt haben, und übrigens ihr Fehler nur darin bestehen, daß sie zu früh damit herausplatzten: die Mächte werden wohl anders denken. Es möchte sich so, wie einstweilen mit Belgien geschehen, nicht ergeben. Ehe sich die Polen von daher ein aufmunterndes Beispiel nahmen, mochten sie 1830 lieber der Idee oder Einbildung nachhängen, daß Oesterreich, würde ein österreichischer Prinz zum polnischen Throne berufen, sich zur Abtretung seines Antheils entschließen, wohl gar den Polen gegen die Russen helfen und es sich dann mit der Abtretung des Großherzogthums Posen schon machen würde. Rücksichtlich Belgiens dachten sie freilich, daß Artik. 6. des Pariser Traktats v. 30. Mai 1814 schon zu den Antiquitäten gehöre. Damals schien es den Verbündeten unerläßlich nothwendig, der französischen Regierung an der flamländischen Gränze einen importanten Staat entgegen zu setzen; insbesondre schien England für die Operationen seiner Armee dabei das dringendste Interesse zu haben. Siebzehn Jahre später waren Zeiten, Umstände und Ansichten verändert. Indeß ist theils das Schicksal Belgiens noch nicht abgefertigt und es wohl zu verzeihen, wenn der Eine und der Andre seine für die Ewigkeit ausgesprochne Schöpfung für eine provisorische hält,

theils möchte man zweifeln dürfen, daß der Eisbär im Norden sich so bald fügen wird, wie sich der Löwe im Westen in eine Trennung fügte, die von seinem Stammvolke gewünscht ward.

Indeß, was vermögen nicht Ver- und Unterhandlungen alles, insbesondre, wenn die Zeit zum Intermistik drängt, und es für die Perpetuität an Energie oder Möglichkeit fehlt! Wie will man aber uns Polen mit den Gränzen von 1815 zufrieden stellen, die wir öffentlich von der Nothwendigkeit sprechen, daß auch Podolien und Volhynien, Samogitien, die Ukraine, Lithauen und Posen zu uns gehören müssen? Posen — seit wir so dreist seyn dürfen, der preußischen Regierung vorzuwerfen, daß sie unsere Feinde gegen uns unterstützt; — Gallizien laut darum noch nicht, weil wir es nicht auf einmal mit allen verderben wollen, und — Krakau nicht erwähnt, weil dessen freiwilliger Zutritt sich schon ausgesprochen hat.

Wir sehen, welche Bahn die auswärtigen polnischen Fragen eröffnen!

Ja, es ist unleugbar — sich in Europa amtlich und thätig von Staatswegen für die von den Polen gewünschte Beantwortung der polnischen Frage zu einer Zeit bemühen, wo ihr unmittelbar Betheiligter, Polen selbst, aufgestanden ist, aufgestanden gegen eine Regierung, die jede Macht Europens, der die Sache anging und die darum gefragt ward, anerkannt hat, — das heißt doch offenbar den Völkern winken und sie winkend darauf aufmerksam zu machen, daß es mit der Aufrechthaltung der Monarchien und des monarchischen Prinzips Seitens deren, die das nächste Interesse dafür haben, nicht viel auf sich habe. Eine Incon-

sequenz, die nicht wohl zu begreifen wäre und zu erkennen geben würde, daß man über die Zugeständnisse und ihren Umfang nicht gehörig nachgedacht hat.

Oder Polen so herstellen, wie seine neuern Zeitungsschreiber es hergestellt schon sahen, und seine Stimmführer es hergestellt wissen wollten?

Es will uns dünken, daß dann die auswärtigen Frager vergessen, was die Insurgenten von 1830 vergaßen, daß Rußlands Regierung, ehe das geschieht, erst ziemlich bis nach Asien zurückgedrängt und dort für immer fest gebannt und eingezwängt seyn muß. — Da liegt doch wohl noch so manches zwischen inne?

Oder alles das bei Seite gesetzt, und nur das rein Politische vor Augen behalten: so drängt sich uns zweierlei auf. Einmal, daß die Polen mit ihrem Wahn von Frankreichs und Oesterreichs Hülfe ganz vergessen haben, was sich Frankreich und Oesterreich nach des braven Sobieski's Tode von ihrer Politik sagen ließen, wie Oesterreich für den Sohn Jakob nur Worte spenden zu müssen glaubte, und Frankreich es seinem Herrn von Polignac nur erlaubte, das Geld der Wittwe Königin seinen Einfluß auf die Königs-Wahl versuchen zu lassen. Zweitens, wie es den Mächten politisch richtig scheinen darf, daß für die Ruhe von Polens Gränznachbaren, was beinahe so viel sagen will, als, für die Ruhe eines großen Theils von Europa, Polen unter dem russischen Scepter weit weniger gefährlich ist, denn als selbstständiges Reich, das neutral nur bleiben will und wird, so lange es noch ermattet ist, was es zu seyn entweder nie geglaubt hat, oder lange wenigstens wohl nicht glauben möchte. So leicht hingeblich, wie es war, will es nicht wieder werden.

Uebrigens verräth die Furcht vor dem kolossalen Uebergewicht überhaupt nur, wie wenig man noch mit dem Wesen und mit der Kraft der Intelligenz, mit den Wirkungen und Ereignissen der gesellschaftlichen Zivilisation bekannt ist und darum ihnen weniger, als den Bajonetten vertraut.

Schließlich mögen die, welche über die polnische Frage von Staatswegen verhandeln, doch bedenken: für wen sie sich interessiren, wenn sie über die Gränzen des Königreichs von 1815 hinausgehen! Nicht anders, als für

der Sprache nach:	der Religion nach:
700,000 Polen,	2,400,000 Katholische,
880,000 Lithauer,	1,640,000 Griechisch-Katholische,
5,520,000 Klein-Russen,	3,230,000 Orientalisch-Griechische,
180,000 Russen,	180,000 Roskolniks (Alt-Russen)
50,000 Tartaren,	50,000 Muhamedaner,
120,000 Letten,	1,300,000 Juden.
50,000 Moldauer,	
1,300,000 Juden;	

Die einzige Hoffnung wäre, daß sich da an einen Sinn, an einen Willen nicht denken ließe, sondern nur an eine Aristokratie, welche die Zeit zurückführen möchte, wo der Großherzog von Lithauen hochmüthig die königlichen Zimmer mit dem Bewußtsein betrat und verließ: „auch ein Sobieski kann dich nicht zur zweiten Theilnahme am Heereszuge gegen die Türken zwingen.“

Je näher die polnische Frage beleuchtet wird, desto helleres Licht erhält das Feld, auf dem zu fragen ist:

Wie sich die Innhaber des vormaligen Polens seinen ruhigen Besitz sichern können?

Am wenigsten dadurch:

wenn sie Bekümmerniß über Mangel an Liebe, Anhänglichkeit und Treue äußern.

St . . . r.

Schluß einer im Edinburgh Review (No. CV.) enthaltenen Abhandlung

über

die Ursachen und Heilmittel der Brandstiftungen und der Verarmung in England.

Doch angenommen, daß die jetzt unbeschäftigten Arbeiter nach unseren Kolonien versetzt werden, daß man die Mißbräuche der Armentaxe beseitigt, und daß die Jagdgesetze entweder abgeschafft, oder den offen daliegenden Prinzipen der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes gemäß entworfen werden: so wird uns zur Sicherung unserer öffentlichen Ruhe noch genug zu thun übrig bleiben. Die Lage Großbritanniens ist gegenwärtig ohne Beispiel in der Weltgeschichte, und geht schwanger mit allerlei Schwierigkeiten. Daß ein sehr großer Theil unserer Bevölkerung in seinen Subsistenzmitteln von Manufakturen und Handel abhangt, und folglich plötzlichen und ernsten Glückswechseln unterworfen ist, bildet einen Umstand, der die Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner nicht genug beschäftigen kann. Niemand kann daran zweifeln, daß es unumgängliche Pflicht für die Regierung sei, alles, was in ihren Kräften steht, zu thun, um den Handelsverlegenheiten dadurch zu begegnen, daß man den Kaufleuten freieren Spielraum giebt, besonders aber dadurch, daß man die vorhan-

denen Beschränkungen für den Kornhandel aufhebt: Beschränkungen, welche die möglichen Fälle eintretender Hungersnoth vervielfältigen, während sie den Landbautreibenden gleichzeitig schaden. Was wir aber auch in dieser Beziehung thun mögen: die manufakturirende Bevölkerung ist stets der Gefahr ausgesetzt, außer Beschäftigung zu kommen, und folglich die gewohnten Unterhaltsmittel einzubüßen, dadurch, daß im Aus- wie im Inlande sich die Moden und Einrichtungen verändern. Es ist demnach von der größten Wichtigkeit, daß sie angehalten werden, dergleichen Prüfungen, wenn sie wirklich eintreten, mit geduldiger Standhaftigkeit zu ertragen, ohne durch eigenes rasches Zugreifen ihr Elend zu vergrößern. Die Ausschweifungen der Landbauer können mit unvergleichlich geringerer Schwierigkeit unterdrückt werden; doch sollte sich unter den Manufakturisten in Lancashire derselbe Geist entwickeln, der vor kurzem in den südlichen Provinzen vorgewaltet hat: so würde der National-Bankrot und Untergang die letzte Wirkung davon seyn. Möge sich doch Niemand einbilden, daß, wenn der Geist des Mißvergnügens und der Ausschweifungen jemals in unsere Manufaktur-Distrikte eindringen sollte, er durch die Gewalt unterdrückt oder baniedergehalten werden könne. Eine so starke Masse kann durch Dragoner nicht zum Gehorsam gebracht werden. Wollen wir jene Sicherheit, welche die Hauptgrundlage unserer Wohlfahrt gewesen ist, beibehalten; so müssen wir den Arbeitern zeigen, wie sehr sie für die Erhaltung derselben betheiligt sind; sie müssen erfahren, daß alles, was auf die Schwächung dieser Sicherheit abzweckt, ihnen unendlich nachtheiliger wird, als jeder andern Klasse. Aus diesem Grunde sind wir tief

durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das Parliament keine Zeit zu verlieren hat, um ein wahrhaft nützliches System öffentlicher Erziehung in Gang zu bringen. Die Sicherheit des Reichs hängt gänzlich ab von der Aufführung der Menge, und da dies nun einmal unabänderlich ist — wie kann man daran zweifeln, daß Verbreitung eines gesunden Unterrichts eine Hauptangelegenheit sei?

Dies ist keiner von den Gegenständen, mit welchen man Kurzweil treiben, oder welche man Individuen oder auch Vereinen überlassen kann. Die erstaunlichen Beweise von Unwissenheit, welche, bei Gelegenheit der letzten Prozesse wegen Aufruhrs, zur Sprache gekommen sind, zeigen, wie elend unsere agrikultorische Bevölkerung erzogen wird. Von unserer manufakturirenden Bevölkerung kann allerdings ein bei weitem größerer Theil lesen und schreiben; allein dies reicht nicht aus. Nicht bloß in diesen einfachen Künsten und in den von der Religion und der Moral aufgelegten Pflichten und Verbindlichkeiten muß der Arme unterrichtet seyn; man muß ihn auch bekannt machen mit den Umständen, welche seine Lage im Leben hauptsächlich bestimmen. Diese Klasse muß, vor allen Dingen, unterwiesen werden in den einfachen und elementarischen Lehren, welche die Bevölkerung und den Arbeitslohn betreffen; in den Vortheilen, welche aus den Instituten des Privat-Eigenthums entspringen, so wie aus der Einführung der Verbesserung des Maschinen-Wesens; endlich in den Ursachen aus denen Abstufung des Ranges und Ungleichheit der Glücksgüter hervorgehen: Dinge, welche der Gesellschaft eben so natürlich sind, als Hitze zu Feuer und Kälte zu Eis. Der Vortheil der Armen beruht auf der Unterstützung

aller dieser großen Prinzipien, deren Aufrechthaltung für das Wohlsein der übrigen Klassen so wesentlich ist. Würden jene aufmerksam gemacht auf das Thatsächliche in den gesellschaftlichen Erscheinungen: so würde es zu einer Art von Widerspruch und Absurdität werden, zu glauben, daß Sicherheiten für Friede und gute Ordnung dabei nicht unendlich gewinnen sollten. Jene revolutionären und gegengesellschaftlichen Lehren, die man gegenwärtig so verschwenderisch verbreitet, würden ein für allemal von einer gut unterrichteten Bevölkerung verworfen werden. Es ist jedoch nicht leicht zu beurtheilen, wie groß ihr Einfluß seyn dürfte in einer Periode der Aufregung und öffentlichen Noth, wenn sie gerichtet würden an diejenigen, deren Erziehung bisher gänzlich vernachläßigt ist, und deren Urtheil folglich nur von Wahnbegriffen und nicht von Prinzipien geleitet wird.

Wir hoffen, die Aufmerksamkeit des Parliaments und des Landes werde sich ohne Zeitverlust diesem wichtigen Gegenstande zuwenden. Die Grundlagen reeller Sicherheit gehen hinaus über alles, was durch Gesetz und Gerechtigkeitspflege geleistet wird; sie befinden sich in der Einsicht und Moralität des Volks. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Regenten, welche es vernachläßigen, ihre Unterthanen mit den Mitteln, sich eine unkostspielige und wahrhaft nützliche Unterweisung zu verschaffen, zu versehen, eine ihrer wesentlichsten Pflichten unerfüllt lassen.

Nachschrift des Herausgebers.

Wiederum eine Stimme, welche sich über die Unzulänglichkeit des öffentlichen Unterrichts vernehmen läßt!

Kein Wunder! Was liegt, bei der gegenwärtigen Zusammengesetztheit der Gesellschaft, noch mehr in den Bedürfnissen derselben, als belehrt zu werden über das, was ihre Stärke und ihre Schwäche, ihr Wohlseyn und ihr Elend ausmacht? Gleichwohl ist die Zahl derer, welche hierüber Auskunft geben können, nur allzu gering; und die wahre Ursache dieser Erscheinung ist keine andere, als daß man sich fortschleppt in den gewohnten Bahnen des Unterrichts, und etwas Ausreichendes zu lehren glaubt, wenn man mittheilt, was die Vorfahren befriedigte. Nein, diese Art von Unterweisung für Erwachsene und Nicht-Erwachsene reicht nicht länger aus. Es bedarf eines vollständigen Unterrichts über die mannichfaltigen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens: eines Unterrichts, der, hinausgehend über die allgemeinen Vorschriften der Moral, die gesellschaftlichen Thatsachen erklärt, und, indem er die Erkenntniß erweitert, die Gemüther für Ordnung und Frieden gewinnt. Man sage also über die Bemühungen der St. Simonianer in Frankreich, was man wolle: sofern ihr Zweck auf nichts Anderes geht, als die Lehre den gesellschaftlichen Bedürfnissen anzupassen, verdienen sie die größte Achtung — und täuscht uns nicht alles, so wird dieselbe ihnen zu Theil werden.

B.

Ueber Charakter=Größe.

Wie das Genie die Vollendung des Geistes ist, so ist ein großer Charakter die Vollendung des Willens. Die Vollendung des ganzen Menschen besteht in der Vereinigung des Genies und des Charakters.

Fehlt es an einer großen Macht des Charakters und des Genies, die mit einander aufs Innigste verbunden sind: so gilt man immer noch, wenn man wenigstens Harmonie zwischen seinem Geist und seinem Charakter herzustellen verstanden hat. Die meisten Menschen bieten in dieser Hinsicht auffallende Differenzen dar. Dem einen fehlt es an dem Geist ihres Charakters; den andern an dem Charakter ihres Geistes. Die Letztern haben mehr Genie als Willenskraft; sie gehen neben ihren eigenen Ideen her; ihrer Einsicht fehlt es nicht an Richtigkeit, aber sie handeln wider ihre Einsicht und ihre Ueberzeugung; dies sind die schwachen Menschen. Die erstern haben mehr Willenskraft als Genie; sie haben wenig Ideen, und diese sind eng und klein, allein sie befolgen dieselben in der Praxis mit einer seltenen Beharrlichkeit; dies sind die Eigensinnigen, die Hartnäckigen.

Ein guter Charakter ist derjenige, dessen Liebhabereien, Affektionen und Gewohnheiten, vermöge ursprünglicher Anlage, d. h. vermöge einer Wohlthat der Natur, nichts Bösartiges in sich tragen. Ein sittlicher Charakter setzt voraus, daß die Gefühle, die Ideen, die Handlungen eines Men-

schen eine entschiedene Richtung nach Ordnung und Regel haben. Jener hat ein negatives, dieser ein positives Verdienst. Mit einem guten Charakter wird man geboren; einen sittlichen Charakter erwirbt man. Der erstere ist das Resultat der Umstände; der letztere die Wirkung der Uebung und Anstrengung. Ein guter Charakter ist nicht selten ein schwacher; ein sittlicher braucht keinen Adel in sich zu schließen.

Ein schöner Charakter ist derjenige, dessen Hauptzug die Uneigennützigkeit ist. Ihm sind alle kleine Leidenschaften, alle persönliche Betrachtungen fremd; seine natürliche Bewegung bringt nichts so sicher mit sich, als das Vergessen seiner selbst. Er hat für nichts Gefühl, als für die Schönheit der Handlungen; er lebt von Wohlwollen; er besteht in einer entzückenden Harmonie der Gefühle mit dem Ideal der Großmuth. Und doch kann ein schöner Charakter ein schwacher seyn, dem es an der nöthigen Energie zur Vollbringung schöner Handlungen fehlt.

Ein großer Charakter ist das Vollkommenste und Seltenste, das sich antreffen läßt. In ihm vereinigt sich das Schöne und das Erhabene. Die Stärke des Willens, wäre sie von Eisen, konstituirt nicht den großen Charakter; doch giebt es keinen großen Charakter ohne Stärke des Willens. Die Thatkraft garantirt in einem Menschen weder die Natur seines Zwecks, noch die seiner Mittel. Ein hoher, edler, großmüthiger Charakter ist noch nicht ein großer Charakter; denn es kann ihm an Stärke und Festigkeit fehlen; allein es giebt keinen großen Charakter ohne Seelenadel: denn dieser allein entscheidet über die Größe des Zwecks und entfernt alle niedrigen Mittel.

Ein großer Charakter setzt also zwei Dinge voraus: die Stärke des Willens und die Herrschaft der Ideen über die Bedürfnisse und die Interessen.

Diese beiden Elemente wollen entwickelt seyn.

Archimedes sagte: „Gebt mir einen Stützpunkt, und ich will die Welt aus ihren Angeln heben.“ Der Mann von Charakter findet diesen festen Punkt in sich selbst; und dieser feste Punkt ist sein Wollen, sein Bestreben, die größten Wirkungen in der sittlichen Welt hervorzubringen. Es ist dazu nichts weiter nöthig, als ein ernstes Wollen.

Denn im Universum giebt es nur zwei Kräfte: die Natur und den Willen, das Nothwendige und das Freie. Das Eine wie das Andere ist, seinem Wesen nach, undurchdringlich, seinen unsterblichen Wirkungen und seiner Dauer nach, unendlich. Auf den ersten Anblick scheint es, als müsse die Natur die Freiheit zermalmen. Doch wie drohend, wie thätig, wie unermeßlich die Natur auch sei; der Mensch hat weder ihre Ausforderungen, noch den Kampf mit ihr zu fürchten. Kann der Wille nicht immer die Natur unterjochen und umwandeln, so kann diese, ihrer Seits, nicht über den Willen triumphiren; denn der Wille widersteht der Natur und modifizirt sie dadurch, daß er sich ihr unterwirft: ein Akt, wobei sie noch Gebieterin ihrer selbst zu bleiben scheint.

Der Wille steht also unter den Kräften oben an; und die erste Eigenschaft, welche der Charakter haben muß, ist die Thatkraft. Wem diese erste Eigenschaft fehlt, der hat keinen Charakter. So stellt sich die Sache in dem Urtheil aller gebildeten Völker; und wer möchte dies Urtheil verwerfen? . . .

Die Stärke des Willens allein konstituirt jedoch den großen Charakter nicht. Der wesentlichste Punkt ist die Richtung des Willens.

Was dem Willen Gegenstand und Zweck gewährt, sind Bedürfnisse, Interessen oder Ideen.

Die Bedürfnisse können zuweilen nachhaltige Anstrengungen, eine erstaunliche Beharrlichkeit und einen starken Kraft-Aufwand hervorrufen. Dem Wilden kostet eine glückliche Jagd bisweilen mehr, als die Eroberung einer Provinz einem General. Die Arbeiten in Handwerk und Kunst setzen, vorzüglich in ihrer Kindheit, sehr viel Willenskraft voraus. Nichts ist bewundernswürdiger, als die Geduld der Bienen und der Biber; der Wille, welcher einzig dem Instinkt gehorcht, scheint selbst eine Art von Instinkt zu werden.

Die Interessen setzen einen höheren Grad von Entwickelung und Kultur voraus; denn sie beruhen auf dem Nützlichen, das Nützliche aber ist die Frucht des Nachdenkens und der Berechnung. Der, welcher seinen Vortheil zu Rathe zieht, umfaßt ein bei weitem größeres Feld, als der Sklave augenblicklicher Bedürfnisse. Er ordnet die Gegenwart der Zukunft unter; er bringt Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung an einander. Da jedoch alle diese Berechnungen, alle diese Ueberlegungen immer nur auf ihn selbst, d. h. auf sein Wohlseyn abzwecken, so hat er zwar mehr Geist, doch nicht mehr Größe, als der, welcher sklavisch der Richtung folgt, die sein Bedürfniß ihm giebt. Mag er einen Thron oder einen Titel erstreben, eine Million oder einige Friedrichsd'ore erwerben, einem großen Kreise oder den Bewohnern einer großen Stadt gefallen: — dies alles ver-

schlägt sehr wenig, wenn er nur sich im Auge hat, nur sein und der Seinigen Glück gründen will. Gelangt er ans Ziel, so wird der Erfolg beweisen, daß er Talent, Thätigkeit und Haltung hat; man kann einen profunden Verstand und einen kräftigen Willen haben, und dabei kleinen und engen Gemüths seyn.

Unglücklicher Weise erheben sich die meisten Menschen nicht über ihre Bedürfnisse und ihre Interessen; sie verwenden ihre Willenskraft, um die einen zu befriedigen und den andern zu dienen. Die Freiheit ist für sie nichts weiter, als ein Werkzeug, wodurch sie angenehme oder nützliche Gegenstände in ihre Nähe bringen. Das Göttliche in der menschlichen Natur ist für sie dem Irdischen und Gröbsten untergeordnet; der Gott wird von dem Menschen-Thier zu den gemeinsten Verrichtungen gebraucht — zu einem Apoll herabgedrückt, der Admets Heerden weidet. Gemeinhin vergessen die Menschen, daß sie die Künstler ihres Lebens oder vielmehr ihres Charakters werden, und diesem das Gepräge der Freiheit aufdrücken sollen; sich auf eine mechanische Arbeit beschränkend, werden sie zu bloßen Vollziehern derselben. Bei den Meisten gleicht die Charakterbildung jenen Figuren, welche die Bewegung der Luft im Sande hervorbringt, oder die Arbeit der Elemente der Materie ertheilt. Jene, wie diese, sind die Wirkungen blinder Ursachen, nicht die eines thätigen Gedankens. Daher denn der Mangel an Charakteren, die dieses Namens würdig sind. Nur diese traurige Wahrheit erklärt das düstere Gemälde, welches die Weltgeschichte mehr als einmal dargeboten hat: ein Gemälde, auf dessen Vordergrund man einige mit Verwegenheit und mit der zum Verbrechen nöthigen Thatkraft

ausgerüsteten Menschen erblickt, welche sich eine ganze Generation unterwerfen, während man rund um sie her und im Hintergrunde nichts wahrnimmt, als elende Werkzeuge, oder beklagenswerthe Schlachtopfer und gefühllose Zuschauer ihrer Leiden.

Ueber Bedürfnisse und Interessen erheben sich die Ideen in dem, von aller Materie am meisten befreiten Sinne, so weit sie irgend ein Ideal der Vollkommenheit darstellen, oder vielmehr, so fern sie einen allgemeinen und unendlichen Gegenstand haben.

Diese Ideen haben alle einen gemeinschaftlichen Charakter, wie verschieden sie auch in anderen Beziehungen seyn mögen; sie abstrahiren sämmtlich von dem Individuum, das immer nur einen Punkt im Raum und in der Zeit einnimmt: denn sie umfassen alle Zeiten und alle Räume.

Die Ideen, von welchen hier die Rede ist, sind Prinzipe von Handlungen. In ihnen steckt der Heroismus in dem ausgedehntesten Sinne dieses Worts.

Dieser Heroismus ist nichts weiter, als eine vollendete Uneigennützigkeit. Wer das verachtet, was die meisten Menschen fürchten; wer sich am weitesten von dem entfernt, was sich nur auf sein Individuum bezieht und sich gänzlich einem großen Gegenstande weiht, der ist ein Held, was auch immer sein Gegenstand seyn möge. Nur Ideen können jedoch die Gegenstände dieser Aufopferung seyn; denn welche Gegenstände würden übrig bleiben, wenn man sich durch Gedanken von jeder Art des persönlichen Vortheils trennt, und kein anderes Interesse hat, als die Uneigennützigkeit?

Diese Ideen entsprechen den Gegenständen, die man um ihrer selbst willen lieben soll: jenen Gegenständen, welche der intellektuellen Welt angehören, und sich hienieden durch nachfolgende Zeichen ankündigen: Gott oder die Religion; die Wahrheit oder die Wissenschaft; das Schöne oder die Kunst; das Sittliche oder die Tugend; das allgemeine Wohlseyn oder die Menschheit; die Freiheit und National-Macht oder das Vaterland.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Begebenheiten im Innern des Königreichs nach der Beendigung des nordischen Krieges.

Als Fürst und Oberhaupt des Staats bildet Friedrich Wilhelm der Erste so sehr seine eigene Gattung, daß man, um die einzelnen Erscheinungen seiner Regierung richtig aufzufassen, nicht lange genug bei seinem persönlichen Charakter verweilen kann; denn fast alles, was während der Periode von 1713 bis 1740 im preußischen Staate geschah, ging von diesem persönlichen Charakter aus. Wir kehren also noch einmal zu den Eigenthümlichkeiten dieses ausgezeichneten Königs zurück . . .

Verzogen von seiner Mutter und fast vernachlässigt von seinem Vater, war er, bis zum Eintritt in das Jünglingsalter, unter den Eindrücken aufgewachsen, welche ein mehr oder minder zahlreiches Hofpersonal zu machen pflegt;

und es versteht sich wohl von selbst, daß es in diesem Hofpersonal keinen Einzigen gab, der es gewagt hätte, dem jungen Prinzen die seiner zukünftigen Stellung entsprechende Richtung zu geben; jeder bemühte sich vielmehr, seinen Neigungen und Einfällen Vorschub zu leisten. In einem gewissen Sinne des Worts könnte man also sagen: Friedrich Wilhelm sei, unter der Leitung seiner geistreichen Mutter, wie ein Wildling aufgewachsen. Das einzige Korrektiv für eine so vernachlässigte Erziehung lag in den natürlichen Anlagen des Kronprinzen, über welche man sich sehr bescheiden ausdrückt, wenn man sie untadelich nennt. In seinem kraftvollen Physischen verband sich ein energischer Wille mit einem thätigen Geiste; und wer möchte sich darüber wundern, daß jener den Ausschlag über diesen gab, da alles, was Erziehung genannt zu werden verdient, keine andere Bestimmung hat, als die beiden Kräfte, aus welchen unser Inneres zusammengesetzt ist (die treibende und die leitende) in Harmonie zu bringen? Wenn der junge Prinz die Gegenstände seiner Kraftübung so nahm, wie sie sich ihm darboten, so geschah dies nur, weil Niemand ihn aufmerksam machte auf das Schickliche und Unschickliche in der Wahl dieser Gegenstände. Auch in dieser Beziehung war seine Mutter die Nachsicht selbst. Als nämlich Sophie Charlotte eines Tages ihren Sohn den jungen Herzog von Kurland (den seine Mutter Elisabeth Sophie, eine Tochter des großen Kurfürsten, nach Berlin gebracht hatte, damit er daselbst erzogen werden möchte) mißhandeln sah, bestand ihre ganze Zurechtweisung in den Worten: mais mon cher fils, que faites vous là! Friedrich Wilhelm selbst konnte so viel Nachsicht nicht vergessen, und

so oft er sich derselben in einem späteren Alter erinnerte, schloß er seine Erzählung mit dem Zusatz: „Meine Mutter war wohl eine kluge Frau, aber eine böse Christin." Eine Bezeichnung, welche ihm um so geläufiger war, weil sie mit seinem theologischen Moral-System in der engsten Verbindung stand . . .

„Fürsten," sagt man häufig, „müssen vom Schicksal erzogen werden." Will man damit sagen, „die Unterweisung der Fürsten muß dem Zufalle überlassen bleiben, weil es für sie keiner positiven Kenntnisse bedarf:" so dürfte sich diese Behauptung schwerlich mit einem Beweise vertragen. Denn allerdings bedarf es für Fürsten der positiven Kenntnisse, und zwar solcher, deren Erwerbung am wenigsten dem Zufalle anheimgestellt werden darf. Gegenstand derselben würde die Gesellschaft in ihrem Zusammenhange und mit ihren Tendenzen seyn, damit es, so oft schiedsrichterlich eingegriffen werden muß, nie an einer sicheren Grundlage für Entscheidung fehlen möge. Was man allein zu beklagen Ursache hat, ist, daß die Zahl Derer, die über diesen Gegenstand etwas Gründliches und Brauchbares lehren können, sehr gering ist. Spezielles Wissen reicht nur für untergeordnete Wirkungskreise aus; von diesem kann also nicht die Rede seyn, wenn es sich um die Bildung eines Fürsten handelt. Was nun die Wissenschaft der Gesellschaft (die einzige, deren Erwerbung sich für einen Fürsten paßt) betrifft: so hört sie nicht auf, eine achtungswerthe Wissenschaft zu seyn, weil die Mehrzahl der Gelehrten, in Spezialität verloren, davon so viel als gar nichts versteht.

Für Friedrich Wilhelm den Ersten war der Umgang

mit Personen jeden Ranges die einzige Schule, worin er sich zu dem ausbilden konnte, was er als König war. In dieser Schule wechselseitigen Unterrichts zeigte er eben so viel Bereitwilligkeit, die Erfahrungen Anderer zu den seinigen zu machen, als Scharfsinn, so oft es darauf ankam, das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden. Ausschließende Beschäftigung mit dem Militär gab seinem ganzen Wesen die Präzision, ohne welche sich die Rolle eines Oberbefehlshabers nicht durchführen läßt. Dieselbe Beschäftigung aber erweiterte seine Gesichtskreise hinsichtlich alles Gesellschaftlichen. Je mehr er bei sich selbst überzeugt war, daß sein Vater sich dem Hause Oesterreich unnöthiger Weise aufgeopfert habe, desto fester stand sein Entschluß, Preußens Politik nicht durch das Ausland bestimmen zu lassen. Als König aber fand er sehr bald Veranlassung, diesen Unabhängigkeitsgeist geltend zu machen. Denn als der Kaiser nach dem Rastadter Friedensschluß, der den spanischen Erbfolgekrieg beendigt hatte, fortfuhr, vom deutschen Reiche jene vier Millionen Thaler, die ihm, während jenes Krieges, waren gezahlt worden, zu fordern, um den Türkenkrieg mit desto besserem Erfolge führen zu können, widersetzte sich Friedrich Wilhelm diesem Begehren, nicht ohne die meisten Stände auf seine Seite zu ziehen. Er that noch mehr: denn er trug darauf an, daß das deutsche Reich sich künftig nicht mehr in die Privat-Kriege des Hauses Oesterreich mischen solle. Mit gleicher Entschlossenheit vereitelte er den Versuch, welchen Karl der Sechste machte, einen bleibenden Wahlvertrag mit den Ständen des Reichs abzuschließen; und als der sächsische Kurprinz, um die polnische Königskrone mit größerer Sicherheit zu erwer-

ben, zur katholischen Kirche überging, war es Friedrich Wilhelm, der darauf antrug, daß die Direktion des evangelischen Reichskörpers wieder auf einen protestantischen Fürsten übertragen werden möchte, weil dies das wirksamste Mittel sei, die Reformation gegen ihre Feinde zu beschützen. Alle diese Schritte zeigten dem österreichischen Hofe an, wie wenig er von der Gefügigkeit des jungen Königs zu erwarten habe; er erhielt hiervon jedoch einen noch sprechenderen Beweis, als Friedrich Wilhelm, um den Verfolgungen der Protestanten in der Pfalz und in dem Kurfürstenthum Mainz eine Gränze zu setzen, verschiedene Klöster einzog, und, nachdem er auch den Dom zu Minden hatte schließen lassen, Hannover und Hessenkassel zur Befolgung seines Beispiels beredete. An der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten stand zwar noch immer der Herr von Ilgen; doch war die Stellung, welche Preussen schon in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms in Europa gewann, so wenig sein Werk, daß Niemand sich darüber täuschte, wer als der eigentliche Urheber zu betrachten sei.

Weder Ehrgeiz, noch Eroberungssucht war die Triebfeder, welche Friedrich Wilhelms politisches Verfahren leitete; er bezweckte nur, Herr in seinem eigenen Hause zu bleiben, um das, was er vorhatte, desto ungestörter durchsetzen zu können, hierin ähnlich einem Edelmann, der, um sein Landgut in Aufnahme zu bringen, sich nur auf die Kultur seiner Scholle beschränkt. Ehe man ihn im Auslande von dieser Seite kannte, war wohl nichts natürlicher, als daß man ihn nach einem ganz anderen Maßstabe beurtheilte, nicht ohne ihm Beweggründe beizumessen,

die seinem Herzen eben so fremd waren, als seinem Geiste; und wenn dies vorzugsweise zu Wien geschah, so hatte die Besorgniß, daß das Haus Brandenburg mächtiger werden könnte, als es sich mit dem Vortheil des Kaisers vertrug, daran gewiß einen sehr wesentlichen Antheil. Wie aber auch am kaiserlichen Hofe über Friedrich Wilhelm geurtheilt werden mochte: immer war die Folge davon, daß es einem Intriguanten i. J. 1720, also in derselben Zeit, wo der Friede mit Schweden geschlossen wurde, gelang, den König in eine heftige Unruhe zu setzen und den Frieden des Hofes, wie des Staats, zu stören: ein Auftritt, den wir hier um so weniger mit Stillschweigen übergehen können, weil sich, während desselben, Friedrich Wilhelms Charakter nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit entfaltete.

Der Intriguant, dessen wir so eben gedacht haben, war ein ungarischer Edelmann, Namens Element. Ausgestattet mit ungemeinen Geistesgaben, hatte Element seine politische Laufbahn als Sekretär des Fürsten Rakoczi angefangen, der, als Anführer der ungarischen Insurgenten, dem Kaiser Leopold dem Ersten so viel zu schaffen gegeben hatte. Als nun Rakoczi im Jahre 1711 aus Ungarn nach Polen verdrängt wurde, und von hier, weil er die Pazifikations-Artikel des Wiener Hofes verwarf, nach Frankreich ging, begleitete ihn Element dahin, weniger aus Anhänglichkeit an seinem Herrn oder an der Sache, für welche er bis dahin thätig gewesen war, als weil er nichts Besseres mit sich anzufangen wußte. Seine Treulosigkeit wurde nicht eher offenbar, als bis Rakoczi von Frankreich, wo seine Freiheit bedroht war, nach der Türkei flüchtete. Auf dem Wege dahin trennte sich Element von ihm, nicht

ohne die wichtigsten Papiere mitzunehmen, welche er dem Prinzen Eugen verkaufte. Sobald dies Sündengeld durchgebracht war, wendete sich der Verräther nach Dresden und erwarb sich die Gunst des Marschalls von Flemming, damaligen Premier-Ministers des Kurfürsten von Sachsen, durch allerlei Mittheilungen in einem so hohen Grade, daß es nur von ihm abhing, ob und wie er im sächsischen Staatsdienste angestellt seyn wollte. Doch Clement strebte nach höheren Dingen, als dieser Dienst ihm gewähren konnte. Unterrichtet von den Mißhälligkeiten, welche zwischen dem österreichischen und sächsischen Hofe einer- und dem Könige von Preußen andererseits obwalteten, bauete er in Gedanken sein Glück auf die genauere Kenntniß, die er sich von Friedrich Wilhelms Charakter verschafft hatte. Wirklich konnten zwei menschliche Wesen sich nicht leichter befreunden, als Friedrich Wilhelm und Clement: denn, was dem einen fehlte das hatte der andere im Uebermaße, und je unbefangener und offener der König war, desto freieren Spielraum gewann die List des Betrügers.

Auf zugesicherte Verschwiegenheit in Berlin angelangt, eröffnete Clement dem Könige: „daß eine Verschwörung wider ihn im Werke sei; daß es auf nichts Geringeres ankomme, als ihn zu Königswusterhausen aufzuheben und gefangen zu halten; daß die Regierung dem Kronprinzen unter kaiserlicher Vormundschaft übergeben werden sollte; daß der Wiener und der Dresdener Hof in diesem Plane einverstanden wären; daß sich die vornehmsten Generale und Minister, namentlich der Fürst von Anhalt und der Kriegsminister von Grumbkow, für denselben hätten gewinnen lassen, und daß es nur noch darauf ankäme, die Zu-

stimmung der Seemächte zu erhalten; zu welchem Endzweck er nach dem Haag zu gehen bestimmt sei." Zur Bewahrheitung dieser Aussage legte Element dem Könige Briefe vor, welche angeblich von dem Prinzen Eugen und von dem Marschall von Flemming herrührten, und seine Angaben Punkt für Punkt bestätigten: Briefe, welche für echt gelten mußten, sofern die Handschrift entschied, welche Friedrich Wilhelm genau kannte . . .

Nicht leicht hat sich ein Fürst in größerer Verlegenheit befunden, als die war, worein der König gerieth, sobald er sich dem materiellen Beweise, daß er mit Verräthern umgeben sei, nicht versagen konnte. Je mehr er sich seiner guten Absichten bewußt war, und je unbedingter er den Männern vertraute, die man ihm als seine ärgsten Feinde darstellte, desto heftiger erschrak er vor den Abgrund, der sich ihm aufthat. Daß Element ein Betrüger sei, dem es nur auf eine Geldsumme ankomme, fiel ihm um so weniger ein, weil der Schlaue jeden Dank ablehnte, und von einer Belohnung nichts vernehmen wollte, bevor sein Verdienst um das königliche Haus vollendet seyn würde. Das Vertrauen Friedrich Wilhelms des Ersten wußte er im höchsten Maße dadurch zu gewinnen, daß er zur reformirten Kirche überging: er, der bis dahin der katholischen angehört hatte. Nach vielen Weigerungen entschloß er sich endlich zur Annahme von 12,000 Thalern, nicht etwa als Geschenk, sondern als Ersatz für gehabte Auslagen, und als Mittel, die kaiserliche Partei im Haag auf seine Seite zu bringen. Nach dieser niederländischen Residenz ging er wirklich ab, nachdem der König ihm aufs Feierlichste versprochen hatte, weder seinen Ministern, noch

seinen Generalen, noch selbst seiner Familie das Geheimniß zu verrathen.

Was Clement mit aller List, die ihm eigen war, in Anschlag zu bringen vergessen hatte, war das Gemüth eines Königs, der sich seines Verdienstes bewußt war. Gefoltert von dem Gedanken, daß seine ersten Werkzeuge Verrath wider ihn spännen, entzog sich Friedrich Wilhelm jedem Umgange; und nur allzubald erfuhr man, daß er sich nicht schlafen lege, ohne zwei geladene Pistolen auf seinem Nachttische bei der Hand zu haben. In den Regierungs-Organismus kam hierüber ein Stillstand, der nicht lange ertragen werden konnte. Je größer nun die Verlegenheit der Generale und Minister war, desto schneller fand sich der Mann, der, es koste was es wolle, die Ursache der Schwermuth des Königs zu erforschen entschlossen war. Der Fürst von Anhalt-Dessau war dieser Mann. Die Achtung, welche Friedrich Wilhelm seit mehren Jahren für ihn hegte, erleichterte das Geständniß, doch knüpfte der König daran die Forderung, daß der Fürst sich auf der Stelle rechtfertigen solle. „Das ist unmöglich,“ erwiederte der Fürst, „weil schriftliche Beweise gegen mich aussagen; doch bitte ich mich so lange in Verhaft zu nehmen, bis ich mit dem Niederträchtigen, der mich verläumdet hat, zusammengestellt bin.“ So viel Entschlossenheit veränderte die Ansicht des Königs; und indem er begriff, daß Clement ein Betrüger seyn könne, erlaubte er eine Untersuchung, die Echtheit der Handschrift betreffend, welche dahin ausfiel, daß der Prinz Eugen, ohne die auffallendste Aehnlichkeit der Handschrift mit der seinigen zu läugnen, auf sein Ehrenwort versicherte, daß solche nicht von ihm herrühre.

Von jetzt an war die Aufgabe, Element nach Berlin zurückzulocken. Er ging in diese Falle; und voll Vertrauen zu dem Argwohn, den er in Friedrich Wilhelms Seele gebracht hatte, benahm er sich in den ersten Verhören, die mit ihm angestellt wurden, mit so viel Würde und Zuversicht, daß der König von neuem wankte. Dem bösen Handel ein Ende zu machen, gerieth der General-Auditör Katsch, dem die Untersuchung übertragen war, auf den Gedanken, im dritten Verhör den Scharfrichter eintreten und Folterwerkzeuge entfalten zu lassen. Bei diesem Anblick sank dem Betrüger der Muth: er gestand nunmehr, daß der dem Könige mitgetheilte Plan nichts weiter sei, als seine Erfindung, und daß er, wie das Wappen des Prinzen Eugen, so dessen Handschrift nachgemacht habe. Wer sich am schwersten davon überzeugte, war Friedrich Wilhelm; denn er begriff sehr wohl, daß der Anblick der Folter ein falsches Geständniß abdringen könne. Nicht eher stellte sich die Meinung des Königs über den Betrüger fest, als bis dieser, da er nicht mehr zurück konnte, verschiedene Beweise von seiner Fertigkeit, fremde Handschriften aufs Täuschendste nachzumachen, gegeben hatte. Auch jetzt noch konnte Friedrich Wilhelm der Bewunderung nicht entsagen, die er für Elements Talente gefaßt hatte: er besuchte ihn fast täglich in seinem Gefängnisse zu Spandau, ließ sich erzählen, welche Abenteuer von ihm bestanden waren, und schied alsdann von ihm mit den merkwürdigen Worten: „Könnte ich dich retten, so machte ich dich zum geheimen Rathe; da ich es nicht kann, so mußt du hangen."

Der gegen Element angestellte Prozeß wurde dadurch verwickelter, daß dieser, zum zweiten Male mit der Folter

bedroht, seine Mitschuldigen nannte. Es waren ihrer drei: der Baron von Heidekamp, der sich zum Spioniren hatte gebrauchen lassen; ein gewisser Lehmann, der sich für einen Residenten des Herzogs von Sachsen-Weimar ausgegeben und mit Nachrichten über die Finanzen aufgewartet hatte; und der geheime Kriegs-Sekretär Bube, beschuldigt, die Geheimnisse des Kriegs-Kollegiums verrathen zu haben. Der Letztere vergiftete sich im Gefängnisse. Die beiden Andern suchten das ihnen bevorstehende Schicksal dadurch zu verzögern, daß sie wider mehre Beamten aussagten. Als dem Prozeß ein Ende gemacht werden mußte, fiel die Sentenz dahin aus, daß der Baron von Heidekamp auf dem Blutgerüste von dem Henker entehrt, Element gehenkt, Lehmann erst mit glühenden Zangen gezwickt und sodann enthauptet werden sollte. Diese Bestrafung erfolgte den 19. April 1720.

In dem Auftritt, so wie wir ihn erzählt haben, spiegelt sich der Geist des Jahrhunderts, in welchem er erfolgte, auf das Vollständigste ab. Wäre die Politik in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts weniger in der unsicheren Kenntniß des Persönlichen abgeschlossen gewesen, und hätte man die Angelegenheiten der großen Familie, welche man Staat nennt, minder als Geheimnisse behandelt: so würde es weder einen Element gegeben haben, noch hätte er Mitschuldige erzeugt . . . So sind denn die Gebrechen der gesellschaftlichen Organisation die nächsten Ursachen der Verbrechen, welche bestraft werden; womit wir übrigens keinesweges sagen wollen, die Zeit einer vollendeten Aufklärung sei in dieser Beziehung bereits gekommen; denn nur die Erscheinungen haben sich geändert.

Friedrich Wilhelm befand sich in einem Alter von 32 Jahren, als die Elementsche Betrügerei zu Ende ging. Nach ausgetilgtem Argwohn seiner natürlichen Unbefangenheit und Heiterkeit zurückgegeben, nahm er seine frühere Lebensweise wieder an, welche nichts so sicher mit sich brachte, als — vielseitigen Umgang. Gab es jemals einen Fürsten, dem Popularität Bedürfniß war: so war es dieser König. Von seinen Abendgesellschaften wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn. Zeigte sich in ihnen ein Verlangen nach gegenseitiger Mittheilung: so lag den Mittagsessen, welche der König entweder selbst gab, oder bei seinen Generalen und Ministern annahm, dasselbe zum Grunde. Die Unterhaltung bewegte sich nicht immer in den Gränzen der strengen Schicklichkeit; und so wie Friedrich Wilhelm selbst gern ein freies Wort sprach, so gestattete er auch seinen Kommensalen, sich rücksichtsloser zu äußern, als es die Majestät des Throns (um uns dieses modernen Ausdrucks zu bedienen) erlaubte. Dies nun führte Auftritte herbei, welche, als einzig in ihrer Art, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Indem wir einen derselben mittheilen, sehen wir uns genöthigt eine Bemerkung voranzuschicken, welche von dem Verfasser der „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten" entlehnt ist.

„Der Fürst von Anhalt," heißt es daselbst *), „welcher den Krieg als Handwerk studirt hatte, war dahinter gekommen, daß man von dem Feuergewehr nicht allen Vortheil ziehe, der sich davon erwarten lasse. Er hatte also den eisernen Ladestock erfonnen **), und so das Mittel

*) S. Mémoires de Brandebourg, p. 343.

**) Ob der Fürst von Anhalt der Erfinder des eisernen Lade-

erfunden, die Soldaten mit unglaublicher Geschwindigkeit laden zu lassen ... Das Exerzitium geschah auf folgende Weise: Man begann mit der Handhabung (maniement) der Waffen; man griff sodann Pelotons= oder Divisions=Weise an; langsam rückte man unter demselben Feuer vor; auf die nämliche Art ging man zurück; man bildete hierauf zwei Vierecke (quarrés), wie sie sich dem Feinde gegenüber nicht bilden lassen, und endete zuletzt mit einem sehr unnützen Heckefeuer. Alle diese Evolutionen erfolgten mit so viel Bestimmtheit, daß die Bewegungen eines Bataillons die größte Aehnlichkeit hatten mit dem Triebfederspiel der gelungensten Uhr."

So war denn alles Militärische in bloßen Mechanismus abgeschlossen, und der Fürst von Anhalt der Privilegirte, der diese Uhr aufzog und ablaufen ließ. Das Preußische Heer war wenigstens 60,000 Mann stark; aber dies Heer hatte keinen Zentralpunkt, von welchem aus die Wissenschaft der Kunst zu Hülfe gekommen wäre. Man hatte nicht einmal in der Annäherung eine Vorstellung von einem solchen Zentralpunkt, Generalstab genannt, und von der Nothwendigkeit desselben. Ganz unstreitig kannte man das Wort „Taktik;" denn es bedurfte einer Benennung für das, was man übte, wie sehr man auch zurück seyn mochte hinter dem, was gegenwärtig Taktik genannt wird. Doch eben so unstreitig würde man in der ersten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts die größten Generale durch das Wort „Strategie" in Erstaunen gesetzt haben; denn

stocks gewesen, ist deßhalb zweifelhaft, weil dieser Ladestock schon früher in Savoyen eingeführt war.

man steckte noch viel zu sehr im Erbunterthänigkeits-System, um eine klare Anschauung zu haben von dem Verhältniß, worin Kraft und Zeit zu einander stehen, und um diese Anschauung auf die Kriegführung anzuwenden. Im Allgemeinen genommen hielt man den für einen schlechten Soldaten, der über das Hergebrachte raisonnirte; die Aufgabe war, ein Virtuos in diesem Hergebrachten zu seyn, indem man glaubte die persönliche Tapferkeit verliere keineswegs dadurch, daß der Tapfere in Reihe und Glied eingeklemmt worden. Wer sich durch die Idee über das Hergebrachte erhob, wurde ein B..sch..er genannt: eine Benennung, welche der militärische Pedantismus späterhin durch „Dintenklecker" oder „Federfuchser" ersetzt hat...

In diesem Zustande des Militär-Wesens erfolgte jener Auftritt, den wir oben als einzig in seiner Art bezeichnet haben...

Zu den Kommensalen Friedrich Wilhelms des Ersten, es sei an seiner eigenen oder an einer fremden Tafel, gehörte ein Major von Jurgas, von welchem ein Zeitgenosse sagt, daß man auf ihn, als Militär, das französische Sprichwort, nach welchem die Einäugigen unter den Blinden Könige sind, habe anwenden können. Genug der Major von Jurgas galt in Friedrich Wilhelms Urtheil für einen Bl...sch...er. Man hatte gut gegessen und noch besser getrunken, als die Sache zwischen dem Könige und dem Major zur Sprache kam. „Du bist doch nur ein Bl..sch..er," sagte der König zu dem Major. Dieser, weil er sich auf das Verhältniß der Theorie zur Praxis nicht besser verstand, als der König, fand darin eine Beleidigung, und erwiederte in der Aufregung seiner Lebens-

geister: „das sagt ein H..f..t.“ Das Wort war ausgesprochen, und die damit verbundene Gefahr ahnend, verließ der Major von Jurgas die Gesellschaft auf der Stelle. Alle Anwesenden waren, wie vom Blitz getroffen; nur nicht Friedrich Wilhelm. Er erklärte, daß er als ein rechtschaffener Offizier, der nichts auf sich sitzen lassen dürfe, die ihm widerfahrene Beleidigung mit dem Degen oder auch mit Pistolen auszumachen bereit sei. Jetzt traten die Besonnenern ein und gaben ihre Meinung dahin ab, „daß, obgleich ein König, trotz einem Bayard, ein chevalier sans peur et sans réproche sei, und folglich nichts auf sich sitzen lassen dürfe, der Unterschied zwischen einem Könige, der dem ganzen Staat angehöre, und einem Major viel zu groß sei, als daß es zwischen beiden zu einem Zweikampf kommen dürfe.“ Diese Erklärung war dem Beleidigten nichts weniger als genehm; ängstlich fragte er: „wie er denn Genugthuung für seine verletzte Ehre suchen und erhalten sollte?“ Die Sache wurde jetzt in ernstliche Ueberlegung genommen, und der Entscheid fiel dahin aus: „daß ein anderer Offizier den Beleidiger herausfordern und den Schimpf in einem Zweikampf auf den Degen rächen sollte. Zum Champion wurde der Oberst von Einsiedel als derjenige ernannt, welcher des Königs Stelle beim Leib-Bataillon zu vertreten habe. Friedrich Wilhelm ließ sich diese Auskunft gefallen.

Der Zweikampf zwischen dem Major von Jurgas und dem Oberst-Lieutenant von Einsiedel erfolgte à la barbe der beiderseitigen Beistände (wie man sich in diesen Zeiten auszudrücken pflegte) zu Potsdam, hinter den Hecken des Parade-Platzes. Der letztere wurde leicht am Arm ver-

wundet. Als Bericht erstattet werden mußte, begab sich der Verwundete selbst zum Könige. Dieser freute sich, daß der Zweikampf nicht schlimmer geendigt hatte. In dem Zimmer des Königs lag ein Probe-Tornister, der den Herrn von Einsiedel sehr beschäftigte, bis er — hier gleich viel mit welcher Absicht — auf den Gedanken kam, denselben überzuhängen. Dies erinnerte den König an den Dank, den er seinem Champion schuldig war. „Wolltet Ihr wohl," fragte er den Herrn von Einsiedel, „mit diesem Tornister über die Straße gehen, wenn er voll Geld wäre?" „Warum nicht?" war die Antwort. „Ich halte Euch beim Wort," versetzte der König und begab sich sodann in ein Nebenzimmer, um den Tornister mit Thalern füllen zu lassen. Als dies geschehen war, half er mit eigener Hand dem Champion den Tornister umhängen, kommandirte: „Marsch!" und legte sich darauf ins Fenster, um den Beladenen in seinem Hause ankommen zu sehen.

So endigte sich dieser Auftritt, in welchem alles den heutigen Sitten widerspricht, ohne daß man deshalb berechtigt ist, ihn spaßhaft oder lächerlich zu finden; denn, was dem Geiste einer gegebenen Zeit angehört, vertheidigt sich durch sich selbst, und ist folglich über jeden Spott erhaben. Am wenigsten läßt sich die Quelle tadeln, aus welcher der Auftritt herfloß; denn das Einlernen des militärischen Mechanismus war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß jedes selbstgeschaffene Hinderniß einer unzeitigen Kritik daraus entfernt werden mußte, wenn es gelingen sollte. Friedrich Wilhelms Gemüthsart aber bewährte sich auch in diesem Falle, als gut und bieder, sofern er dem

dem Major von Jurgas, nachdem er sich geschlagen hatte, nichts nachtrug, und folglich den Charakter eines wahren Königs, der über jede Privat-Beleidigung erhaben ist, standhaft bewahrte. Was dem Herrn von Einsiedel betrifft: so überlassen wir ihn dem Urtheil des Lesers.

Ueberhaupt macht man sich eine durchaus falsche Vorstellung von Friedrich Wilhelm dem Ersten, wenn man in ihm nichts weiter erblickt, als einen finsteren Despoten, welcher, weil er keine fremde Individualität verzeihen kann, alles unter seinem Willen beugen will. Dieser Fürst hatte seine Eigenthümlichkeiten, die man nur als das Ergebniß seiner verfehlten Erziehung betrachten kann; wie aber sein Ausdruck auch immer seyn mochte, so fehlte es ihm doch nicht an Wohlwollen, weder für das Allgemeine, noch für Einzelne. Man darf, wenn man sein Leben durchmustert, sogar behaupten, daß das Wohlwollen in ihm vorherrschend gewesen sei. Der ihm eigenthümliche Epikureismus brachte nichts so sicher mit sich, als daß Haß und Groll nie tiefe Wurzeln in seinem Herzen schlagen konnten. Nur eine einzige Antipathie ging durch sein ganzes Leben. Sie hatte sich sehr früh gebildet und bezog sich auf seinen Schwager, den König Georg den Zweiten von England, welcher in unfreundlicher Gesinnung nicht hinter Friedrich Wilhelm zurückblieb.

Georg der Zweite sprach von seinem Schwager nie, ohne ihn „seinen Bruder den Sergeanten" zu nennen; Friedrich Wilhelm rächte sich, indem er den König von England „seinen Bruder den Komödianten" nannte *).

*) S. Mémoires de Brandebourg, p. 282.

Ueber diese gegenseitige Antipathie wäre es zwischen den beiden Monarchen fast zu einem ernstlichen Kriege gekommen: zwei kleine streitige Wiesen an den Gränzen der Altmark und des Herzogthums Zelle, und einige von preußischen Offizieren angeworbene hannöversche Eingeborne drohten, eine Veranlassung zum Blutvergießen zu werden. Denn, um so viel als möglich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ließ der König von England, der sich gerade in Hannover aufhielt, vierzig preußische Soldaten, welche das Kurfürstenthum mit Päßen durchreiseten, verhaften. Dies nun hieß, Friedrich Wilhelm'n aufs Empfindlichste beleidigen. Je mehr er von Jugend auf gegen seinen Schwager eingenommen war, desto freieren Spielraum gewann sein Haß und sein Wunsch, sich zu rächen. Der österreichische Hof, dem es Freude machte, zwei deutsche Fürsten, welche zu den mächtigsten gehörten, an einander gerathen zu sehn, blies in die Flammen, indem er dem Könige von Preußen Beistand versprach; und auch der König von Polen, damals sehr unzufrieden mit England, versprach ein Hülfskorps von 8000 Mann.

Schon war der Krieg seinem Ausbruche nahe; schon bewegten sich die preußischen Truppen nach der Elbe hin. Georg der Zweite, welcher seinem Schwager weniger Entschlossenheit zugetraut hatte, forderte Schweden, Dänemark, Hessen und Braunschweig zu seinem Beistande auf, indem er Subsidien versprach; zugleich regte er Frankreich, Rußland und Holland an. Gleichzeitig gewährleistete der Kaiser, um einen Bruch zu bewirken, dem Könige von Preußen alle Besitzungen an der Weser und am Rhein. Die Sache gewann ein ernstlicheres Ansehn, als sie plötzlich eine

Wendung nahm, auf welche Niemand gerechnet hatte. Friedrich Wilhelm versammelte nämlich seine Generale und Minister, legte ihnen den Stand der Frage vor und verlangte ihre Meinung. In dieser Versammlung nun hielt der Feldmarschall Natzmer (ein eifriger Protestant) eine lange Rede, worin er den Untergang der protestantischen Kirche prophezeihte, wenn es zwischen den beiden Fürsten, welche in Deutschland ihre einzigen Beschützer wären, zum Bruch käme. Die Sache von dieser Seite auffassen, hieß einen starken Eindruck auf einen König machen, in welchem sich der Soldat dem Menschen unterordnete. Die Minister halfen nach, indem sie von den geheimen Beweggründen sprachen, wodurch das kaiserliche Kabinet bestimmt würde, in einer an und für sich so unbedeutenden Sache, deren Beilegung nur allzu leicht wäre, die Gemüther zu erbittern.

Nicht eines bloßen Scheines wegen hatte Friedrich Wilhelm seine Generale und Minister zusammenberufen; er wollte ihren Rath befolgen, wenn dieser ihm als verständig einleuchtete. So geschah es denn, daß er, zum Besten seines Volks, jede Empfindlichkeit unterdrückte, und Einleitungen traf, welche damit endigten, daß die Herzoge von Braunschweig und Sachsen-Gotha den Streit beilegten. Die Ausgleichung kam dadurch zu Stande, daß die verhafteten preußischen Soldaten in Freiheit gesetzt und die hannöverschen Rekruten zurückgegeben wurden. Wenn der Urheber der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten diese Erzählung mit den Worten schließt: „daß dieses Beispiel von Mäßigung von Seiten Friedrich Wilhelms vielleicht einzig in der Geschichte sei:“ so erschrickt der besonnene

Leser vor dem Leichtsinn, womit, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Kriege begonnen wurden, doch nicht ohne sich glücklich zu schätzen, daß die Zeiten vorüber sind, wo wegen streitiger kleiner Wiesen und widerrechtlicher Anwerbung ein europäischer Krieg entstehen konnte. Wie wenig galten in jenen Zeiten die Dinge neben den Personen! . . .

Wir können dies Kapitel nicht endigen, ohne der Regel zu gedenken, welcher Friedrich Wilhelm, vom ersten Antritt seiner Regierung an, sein Leben unterworfen hatte; die Quelle, aus welcher wir schöpfen, ist ein Schriftsteller, dessen Aussagen um so zuverlässiger sind, weil er, einen längeren Zeitraum hindurch, Gelegenheit hatte, die Lebensweise des von ihm sehr hochgeachteten Königs aus der Nähe zu beobachten *).

Die täglichen Verrichtungen dieses Königs begannen damit, daß er in dem Andachtsbuche Amadeus Creuzbergers einen Abschnitt las, wiewohl er es damit nicht genau nahm, und in diesem Punkte den katholischen Geistlichen, sofern sie ihr Bevier mit Bequemlichkeit lesen, sehr nahe kam. Hierauf kam es zum Waschen; und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß Friedrich Wilhelm die Sauberkeit in einem so hohen Grade liebte, daß er sich täglich mehr als einmal wusch. Sodann traten die Kabinetsräthe ein, von welchen jeder vortrug, was zu seinem Fache gehörte, und sich die Beschlüsse des Königs mit Röthel aufzeichnete. Dieser trank inzwischen seinen Kaffee und ließ sich von

*) Der Professor Morgenstern in seinem Werke: „Ueber Friedrich Wilhelm den Ersten.“

seinem Kammerdiener ankleiden. War dies vollbracht, so unterzeichnete er die Resolutionen des vorigen Tages, doch nicht ohne sie vorher noch einmal erwogen zu haben. Auf diese Weise verstrichen fünf bis sechs Stunden. Der Ueberrest des Vormittages war der Parade gewidmet; und wenn diese zu Berlin erfolgte, war es nichts Ungewöhnliches, daß der König fremden Gesandten und vornehmen Reisenden auf derselben Gehör ertheilte. Nach beendigter Parade wurde Tafel gehalten. Sie dauerte zwei volle Stunden, und wurde durch reichlichen Weingenuß belebt, indeß die Zahl der Gäste selten über 30 Personen hinausging, unter welchen die fremden Gesandten den ersten Rang hatten. Nach Tische ritt der König in der schlichten Begleitung einiger Pagen oder Reitknechte aus; und dies war der Zeitpunkt, den Bittsteller benutzten, um die Adresse zu finden, von welcher sie sich eine Abstellung ihrer Beschwerden versprachen. War schlechtes Wetter, oder wurde der König durch Unpäßlichkeit am Ausreiten verhindert, so trat der Maler Hänschen ein, den Friedrich Wilhelm zu seinem Lehrer in der von ihm vorzugsweise geübten Kunst erkoren hatte. Der eigentliche Name dieses Mannes war Johann Adelfing. Gern hätten wir gesagt: dieses Künstlers; doch alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß er das Letztere nicht gewesen, und dem Könige am meisten durch seine Bereitwilligkeit, sich alles gefallen zu lassen, zugesagt habe. Hänschen erhielt ein Jahrgehalt von 100 Thalern, und als Ersatz für gelieferte Farben einen Gulden, so oft gemalt wurde; dabei fehlte es aber, nach Morgensterns Aussage, nicht an tours de bâton, so oft dem Könige ein Pinselstrich mißglückte. Das Malen gehörte zu den

Liebhabereien des Königs, der es darin nie zu einer großen Fertigkeit brachte, sich deßhalb aber nicht weniger geschmeichelt fühlte, als ein Bilderhändler, Namens Schütz, sich verbindlich machte, für jedes von dem Könige herrührende Bild fünf Thaler in Gold zu bezahlen . . .

Wurde Friedrich Wilhelm weder durch schlechte Witterung, noch durch Krankheit verhindert, so nahm das sogenannte Tabacks-Kollegium regelmäßig um 5 Uhr Abends seinen Anfang. Dies war eine Art von Klub, in welchem Jeder, dem der Eintritt gestattet war, Taback rauchen durfte, er mochte angehören welchem Stande er wollte; denn auf den Unterschied der Stände wurde in dieser Abendgesellschaft, deren Kosten der König bestritt, sehr wenig geachtet. Die, welche in ihr nur eine Verletzung des Anstandes und der königlichen Würde gesehen haben — und wem wäre das wohl nicht begegnet? — haben unerwogen gelassen, in welchen Umständen und in welchen Neigungen des Königs selbst, das Tabacks-Kollegium gegründet war.

Obgleich Wissenschaft und Kunst dem Zeitalter Friedrich Wilhelms nicht ganz fremd waren: so hatten beide doch in Deutschland nicht so bedeutende Fortschritte gemacht, daß sie einem Könige, den nur die Thatsachen der Gegenwart anzogen, nachhaltige Unterhaltung hätten gewähren können. Gelehrsamkeit war das Erbtheil Derer, welche in der Gesellschaft für erleuchtet galten; doch diese Gelehrsamkeit war so beschaffen, daß wer alle Aussprüche der Weisen des Alterthums kannte, deßhalb nicht weniger in Verlegenheit gerieth, sobald es darauf ankam, die eigene Meinung mit haltbaren Gründen zu unterstützen. Nur allzu

oft kam der König in den Fall, seinen Staatsweisen sagen zu müssen: „ich will nicht wissen was Aristoteles gesagt hat, sondern was ihr selbst für eine Meinung von der Sache habt, die ich euch vorlege.“ Kein Wunder also, wenn er den Umgang mit Leuten, welche eigene Anschauungen und Erfahrungen hatten, dem Umgang mit jenen Pedanten vorzog. In ihm vereinigte sich eine gesunde Beurtheilung mit Wißbegierde und Streben nach Popularität; und das Einzige, das ihn befriedigen konnte, war ein auf genauere Kenntniß der Thatsachen gestütztes Urtheil. So nun wurde er Stifter des Tabacks-Kollegiums, wo sich nur solche Personen versammelten, welche auf Gelehrsamkeit nicht Anspruch machten. Indeß wurde bei der Stiftung dieses Klubs der doppelte Fehler begangen: 1) daß er allzu zahlreich wurde, 2) daß man der Unterhaltung durch Tabackrauchen und Biertrinken nachhelfen wollte. Beides brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor. Der König wollte unterhalten seyn; in demselben Falle aber befanden sich sämmtliche Mitglieder des Tabacks-Kollegiums. Wollte man nun nicht vor langer Weile sterben: so blieb nichts anderes übrig, als einen Haselanten aufzufinden, d. h. irgend ein Individuum, das sich durch Lebendigkeit des Geistes und Kenntnisse aller Art auszeichnete, und damit so viel gute Laune und Witz verband, daß er unterrichtend belustigte. Die Geschichte des Tabacks-Kollegiums gedenkt dreier Haselanten. Der Reigen wurde durch Jakob Paul Gundling eröffnet. Er war, als er in den Klub berufen wurde, Professor an der von Friedrich dem Ersten zu Berlin gestifteten Prinzen- und Ritter-Akademie, die sich zum Untergange hinneigte: ein Mann von guten

Kenntnissen und schnellem Witze, nur daß er den Wein liebte, vielleicht als bloßes Anregungsmittel. Das Glück, das er im Tabacks-Kollegium machte, war reißend. Der König selbst ernannte ihn zu seinem Hofrath und zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, ohne mit der letztern Anstellung gerade den Begriff einer Auszeichnung zu verbinden; die übrigen Mitglieder aber bewiesen dem Haselanten ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie sich seiner Trinklust annahmen. So wurden Auftritte herbeigeführt, die wir hier nicht ausführlicher beschreiben, die aber damit endigten, daß der erste Haselant nach wenigen Jahren in einem Weinfaß-ähnlichen Sarge in der Kirche zu Bornstädt begraben wurde. Der Nachfolger Gundlings war ein gewisser Graben zum Stein, minder kenntnißreich und witzig als sein Vorgänger, aber dafür desto aufgelegter, den Spaßvogel oder Narren zu machen. Die Art von Ironie, welche in Friedrich Wilhelm war, brachte indeß nichts so sicher mit sich, als Personen, welche dem Gefühl des eigenen Werths entsagten, auf alle Weise zu demüthigen. So geschah es denn, daß, wenn der König vom Podagra befallen war, und nicht einschlafen konnte, der als Präsident bezeichnete Graben zum Stein in dem königlichen Schlafzimmer wachen und Mährchen erzählen, d. h. den König in den Schlaf plaudern, und auch dann noch damit fortfahren mußte, wenn der Patient wirklich eingeschlafen war. Der letzte Haselant war derselbe Morgenstern, welcher eine Charakteristik Friedrich Wilhelms hinterlassen hat. Von allen Haselanten des Tabacks-Kollegiums scheint dieser am besten gefahren zu seyn; vielleicht nur deßhalb, weil er sein Amt in den letzten Regierungs-

jahren des Königs verwaltete. Friedrich Wilhelm, der von dem, was zu seiner Zeit auf Universitäten gelehrt und gelernt wurde, eine sehr mittelmäßige Meinung hatte, ernannte ihn zum Vize-Kanzler der Universität zu Frankfurt, so wie er einen entsprungenen Mönch Namens Arnold Dobrslav, wegen seines Possenreisser-Talents, erst zum Professor an dieser Universität machte, und ihn sodann, weil er nichts gelernt hatte, als sein Brevier lesen, auf das joachimsthalische Gymnasium schickte *). Dies waren freilich nicht die wirksamsten Mittel, einen todten Schul- und Universitäts-Unterricht ins Leben zurückzuführen; allein das ganze Verfahren beweiset, daß Friedrich Wilhelm wohl eine Idee von zweckmäßiger Erziehung hatte, und daß er Bewundernswürdiges geleistet haben würde, wenn er von seinem Jahrhundert besser unterstützt worden wäre: denn Vieles ist gegenwärtig federleicht geworden, was vor einem Jahrhundert selbst durch Riesenkräfte nicht zu bewirken war.

Die gewöhnliche Lebensweise des Königs litt nur dann eine Unterbrechung, wenn die Zeit der Parforce-Jagden gekommen war, oder die Fasanen- und Rebhühner-Jagd in den Revieren von Königs-Wusterhausen und Mackenow ihren Anfang nahm. Mit jenen verband Friedrich Wilhelm den Zweck, sich seinen Unterthanen nützlich zu machen; denn diese litten nur allzu sehr durch die Fülle des Hochwildes, welches in der ersten Hälfte des achtzehnten

*) Dieser Dobrslaw erhielt einmal ein Königliches Schreiben mit der Aufschrift: „An unsern lieben Getreuen den Hofrath und Gymnasiasten Dobrslaw."

Jahrhunderts die Wälder der Kurmark belebte. Diese gehörte zu seinen Privat-Vergnügungen. Nur von seinen Jägern begleitet, begab er sich an Ort und Stelle, verweilte daselbst in der Regel acht Tage, schoß alles allein und übersendete es, wie ein guter Familien-Vater, seiner Gemahlin, welche dafür die Auslage für Pulver und Blei ersetzen mußte.

Außerdem pflegte Friedrich Wilhelm alljährlich die eine oder die andere Provinz des Königreichs zu bereisen. Wo er auch erscheinen mochte: allenthalben zeigte er sich in derselben Gestalt, vergnügt und heiter, wenn er Fortschritte in der Kultur entdeckte, mürrisch und verdrießlich, wenn er zu bemerken glaubte, daß sich alles in gewohnten Bahnen fortbewegt habe. Im Ganzen genommen war seine Erscheinung in den Provinzen ein Gegenstand des Schreckens. Nichts fürchtete man noch mehr, als seine expedite Verwaltung der Gerechtigkeit. In dem Ideal, das ihn in dieser Beziehung vorschwebte, vertraute er seinem Gefühl bei weitem mehr, als den Institutionen des Landes und dem Geiste, der von diesen ausging. „Die schlechte Justiz," sagte er beim Antritt seiner Regierung, „schreit gen Himmel, und wenn ich nicht remedire, so lade ich die Verantwortung auf mich." Dem gemäß erhielt der Minister Katsch den Auftrag, einen Bericht über die Justiz-Verfassung aufzusetzen; und sobald diese Arbeit vollendet war, ernannte der König eine Kommission, welche sie prüfen und Vorschläge zu Verbesserungen einreichen mußte. So erschien denn bald eine verbesserte allgemeine Gerichtsordnung, in welcher die Zahl der Advokaten sehr vermindert war. Alle noch schwebenden Hexen-Prozesse wurden

dem erleuchteten Thomasius zu Ehren niedergeschlagen, die Duelle verboten und die Strafe für Selbstrache geschärft. Der ganze gesellschaftliche Zustand dieser Zeiten, verbunden mit dem Aufklärungsgrade, der sich daran knüpfte, brachte eine verzögerte Justiz-Pflege mit sich. Dieser entgegen zu wirken, traf der König eine noch fortbestehende Einrichtung, daß von allen Landesgerichten alljährlich Bericht über den Stand der Prozesse (eine Art von Statistik der Justiz-Pflege) erstattet werden mußte; und zur Abkürzung der Prozesse schuf er 3 neue Gerichtshöfe, nämlich das Kriegs-, das Hof- und das Kriminal-Gericht. Bei dem Begriff, den er von den allgemeinen Bedingungen der gesellschaftlichen Wohlfahrt hatte, verletzte ihn nichts so sehr, als ein langer Aufenthalt in Gefängnissen; nicht daß ihm irgend eine Sentimentalität in Beziehung auf Verhaftete beigewohnt hätte, sondern nur wegen der von ihm vorausgesetzten Schläfrigkeit der Justiz-Verwaltung. Er ging hierin so weit, daß er, von einer Zeit zur anderen, selbst die Rolle des Richters übernahm. Ein Kriegsrath von Schlubhut hatte die preußischen Kolonisten um 11,000 Thaler verkürzt. Als dies, bei der Anwesenheit des Monarchen zu Königsberg, zur Sprache kam, der König mit dem Galgen drohete, und der Ueberführte den Edelmann geltend machte, den man nicht hängen lasse, am wenigsten wenn er ersetzen könne, war Friedrich Wilhelms Entschluß auf der Stelle gefaßt; dem Sessions-Zimmer des Kammergebäudes gegenüber wurde, auf seinen Befehl, ein Galgen errichtet, und an diesen der Kriegsrath von Schlubhut, zur Warnung für seine Kollegen, gleich am folgenden Tage erhängt.

An einem Staats-Organismus, der so etwas zuläßt, ist freilich wenig zu loben; allein war es Friedrich Wilhelms des Ersten Schuld, daß man in den gesellschaftlichen Institutionen noch so weit zurück war? und würde er selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, sowohl seinen Zeitgenossen als der Nachwelt nicht in einem ganz anderen Lichte erschienen seyn? Das große Verdienst dieses Königs besteht gerade darin, daß er nie Bedenken trug, seine Persönlichkeit da einzusetzen, wo eine Lücke ausgefüllt werden mußte; und wenn er dabei in den Banden seines Zeitalters ging, das keinen Anstoß an seinem Verfahren nahm, so darf man wohl fragen: ob sich dies vermeiden ließ, und ob die Zukunft, was diesen Punkt betrifft, zur Gegenwart nicht in dasselbe Verhältniß treten werde, worin diese zur Vergangenheit steht? Der größte aller Irrthümer ist, anzunehmen, daß die gesellschaftliche Organisation jemals einer Formel unterworfen werden könne, die für alle Zeiten dieselbe bleiben soll. Am wenigsten verträgt sich die Justiz-Pflege mit einer solchen Formel, und man hat einen sehr fehlerhaften Begriff vom Rechte, wenn man diesem irgend eine Unveränderlichkeit zuschreibt: eine Eigenschaft des Rechts, die nicht in der Natur der Gesellschaft und im Wesen des Entwickelungsgesetzes liegt, das über jenes, wie über alles Uebrige, waltet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Zu welchen Ansprüchen ist ein Volk durch den Aufwand berechtigt, den es alljährlich Behufs des öffentlichen Unterrichts macht?

Ehe wir an die Beantwortung dieser vielumfassenden Frage gehen, sei es uns erlaubt, einige Bemerkungen voran zu schicken, welche keinen anderen Zweck haben, als die Frage selbst in ein helleres Licht zu stellen . . .

Unsere erste Bemerkung ist, daß die Institutionen die Menschen zu dem machen, was sie sind. Wenn also der Türke ein Türke, der Engländer ein Engländer, der Franzose ein Franzose, der Deutsche ein Deutscher u. s. w. ist: so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als daß diese verschiedenen Nationalitäten hervorgegangen sind aus den verschiedenen Einrichtungen, welche in den bezeichneten Ländern die Bestimmung haben, irgend eine gesellschaftliche Ordnung zu bewirken, wodurch die Einheit und Harmonie der Vergesellschafteten gesichert wird. Auf ursprünglich verschiedene Anlagen zurückzuschließen, verbieten alle physiologische Beobachtungen, welche jemals über Menschen angestellt sind. Ein junger Deutscher, bald nach seiner Geburt nach Konstantinopel versetzt und von Mufti's erzogen, wird Mahomed für den größten Propheten halten, die Christen als Götzendiener betrachten, die Weiber einsperren und durch

täglich fünfmal wiederholte Abwaschungen das Paradies zu erwerben glauben. Dagegen wird ein junger Türke, der bald nach seiner Geburt nach Deutschland versetzt und von deutschen Erziehern gebildet worden ist, in Mahomed einen ehrgeizigen Betrüger sehen, sich mit Künsten und Wissenschaften befreunden, den Frauen den Hof machen und die Rechte seiner Nebenmenschen ehren lernen. Bedarf es noch mehr, als solcher Thatsachen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die menschliche Organisation zu allen Klimaten wesentlich dieselbe ist, und daß alle National-Unterschiede von den Einrichtungen herrühren, welche auf verschiedenen Punkten unseres Erdballs getroffen worden sind, die Gesellschaft gut oder schlecht erkannten Zwecken gemäß zu leiten?

„Unterricht und Unterweisung,“ wird man vielleicht einwenden, „bilden nur einen Theil der Erziehung, dieses Ganzen von guten oder schlechten Gewohnheiten, aus welchen die Meinungen und Handlungen der Menschen entspringen.“

Wer möchte daran zweifeln? Allein Erziehung und Gewohnheiten gehen aus den Institutionen hervor, und diese sind das Werk der Menschen. Rohe und barbarische Völker können nur solche Institutionen schaffen, welche ihrem Wesen entsprechen. Schreiten sie vor in ihrer Entwickelung, lernen sie ihren Vortheil besser kennen, machen sie sich, nach und nach, vertraut mit der Natur der Dinge und mit den wahrscheinlichen Ergebnissen jeder Maßregel: so verbessern sich ihre Institutionen. So lange der Erdball von Menschen bewohnt wird, hat es noch nie ein Volk gegeben, dessen Institutionen einen unbedingten Werth

gehabt hätten: einen Werth, der ewige Dauer verbürgt hätte. Dies nun rührt daher, daß in der Gesellschaft ein natürliches Entwickelungs-Gesetz wirksam ist, das den Anschlag giebt über alles, was der menschliche Verstand theils erfunden hat, theils noch erfinden kann, um eine Ordnung hervorzurufen, welche für alle Zeiten dasselbe Gepräge bewahrt. Gerade in Folge dieses Entwickelungs-Gesetzes, dessen Wirkungen kaum bemerkbar sind, bleiben die Institutionen nicht selten hinter den gesellschaftlichen Bedürfnissen zurück; und so oft dieser Fall eintritt, entsteht in der Gesellschaft eine Unruhe, welche nur dadurch beschwichtigt werden kann, daß das Mißverhältniß der Institutionen zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen aufgehoben und durch ein besseres Verhältniß ersetzt wird. Die Zeit, welche hierüber verloren geht, bezeichnet man am schicklichsten dadurch, daß man sie „die kritische Periode" nennt. Ihren Gegensatz bildet „die organische Periode," d. h. diejenige, worin die höchste Uebereinstimmung der Institutionen und Lehren mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen anzutreffen ist.

Die Frage: „was soll gelehrt und gelernt werden?" beantwortet sich übrigens im Allgemeinen nach einer sehr einfachen Beobachtung. Da nämlich die Wahrheit, selbst wenn sie uns verletzt, nützlich ist: so folgt daraus, daß man nur das lehren und lernen soll, was als wahr erwiesen werden kann. In der That, jeder Einzelne ist nur in sofern wirklich unterrichtet, als er eine gewisse Summe von Wahrheiten in sich aufgenommen hat. Meinungen sollten also immer nur in sofern einen Gegenstand des Unterrichts ausmachen, als sie den Weg bezeichnen, auf welchem man zur Wahrheit gelangt ist. Zwar sind nicht alle Meinungen

ungegründet; allein die Hauptsache ist, zu beweisen, daß sie gegründet sind, und sobald dieser Beweis geführt wird, treten sie in die Reihe der Wahrheiten.

Beobachtung und Erfahrung sind die einzigen Grundlagen aller menschlichen Erkenntnisse. Allein unser Leben ist so kurz und unsere Kräfte sind so beschränkt, daß die Beobachtungen und Erfahrungen der Einzelnen sehr wenig ausmachen würden, wenn man sie nicht zu den früher gemachten hinzufügte. Dank sei es der Sprache, vor allem aber der Schriftsprache, wir können uns der Ideen bemächtigen, welche vor uns erworben sind. Bereichert durch den Schatz von Kenntnissen, welche frühere Generationen erworben haben, schreitet jede Generation im Leben vor; und was sie an spätern Generationen abgiebt, wird durch diese vermehrt bis zu einem Grade, über welchen sich nichts aussagen läßt, weil man das Nicht-Erlebte nicht vorweg nehmen kann. Wir bemerken nur noch, daß, da fast jeder Irrthum eine Wahrheit verbirgt, das menschliche Wissen sich auf eine gedoppelte Weise vermehrt; nämlich durch die positiven Kenntnisse, die man erwirbt, und durch die Irrthümer, von welchen man sich befreit . . .

Was, wenn von einer nützlichen Unterweisung die Rede ist, vor allen Dingen ins Auge gefaßt werden muß, ist, daß kein Einzelner alle Erkenntniß seines Zeitalters vereinigt. Der Eine studirt das Mineralreich; ein Anderer das Pflanzenreich; ein Dritter die Struktur thierischer Körper u. s. w. Wie man sich aber auch in das Gebiet des Wissenswerthen theilen möge: jede Eroberung, welche auf diesem Gebiete gemacht wird, gehört der menschlichen Gesellschaft an, und was von richtiger Erkenntniß in den

Köpfen

Köpfen eines Volks anzutreffen ist, bestimmt den Aufklärungsgrad dieses Volks. Im Allgemeinen aber entscheidet die Masse der Einsicht über das Wohlseyn der Gesellschaft. Wenn der Landbauer alle die Kenntnisse vereinigt, die sich auf den Ackerbau beziehen; wenn der Kaufmann in gleicher Weise seine Waaren, der Künstler seine Kunst, der Gelehrte seine Wissenschaft kennt und gegenwärtig hat: so werden alle Ergebnisse auf die einfachste und leichteste Weise erzielt. Die ganze Gesellschaft gewinnt dabei auf das Unverkennbarste: der Verzehrer sowohl, als der Produzent. Damit ist jedoch nicht alles abgemacht; denn der Mensch ist noch mehr, als bloßer Produzent und Verzehrer: er ist zugleich (zum wenigsten ist dies die Regel) Gatte, Vater, Sohn, Bruder, Bürger; und um in allen diesen Beziehungen würdig zu verfahren, sind ihm gewisse besondere Kenntnisse nöthig. Als Bürger muß er außerdem wissen, worauf der wahre Vortheil des gesellschaftlichen Körpers, dem er angehört, beruht. Selbst das ist noch nicht Alles. Bessere Einsichten machen die Sitten sanfter, und geben selbst den heftigsten Charakteren eine gewisse Geneigtheit, auf die Stimme der Vernunft zu achten. Daraus nun läßt sich folgern, daß, wenn sie Individuen nützlich sind, sie der Gesellschaft nicht gleichgültig seyn können. Wie könnten wir das, was unsere Wissenschaft bildet, wohl zu unserem Vortheil benutzen, wenn wir mitten unter einem unwissenden und barbarischen Volke lebten? . . .

Aus allen diesen Vorbemerkungen folgt, daß die Opfer, welche eine Nation der Unterweisung ihrer Mitglieder darbringt, an und für sich keinesweges vergebliche Opfer sind;

und da die Regierung die Angelegenheiten der Gemeinen zu leiten hat, so begreift man, daß sie einen Theil der öffentlichen Ausgaben auf die Unterweisung verwenden wird . . .

* * *

Folgt hieraus jedoch, daß die Regierung sich der Unterweisung bemächtigen müsse, dergestalt sogar, daß jedes Mitglied der Gesellschaft, von seiner Kindheit an, keinen anderen Unterricht empfangen darf, als denjenigen, der in den, von dem Staate errichteten Schulen, durch verordnungsmäßig angestellte Lehrer, nach vorgeschriebenen Lehrbüchern oder Kompendien ertheilt wird?

Es läßt sich bezweifeln, ob dies Monopol zum Vortheil der Regierung sei. Was dabei außer allem Zweifel liegt, ist, daß es zum Nachtheil der Gesellschaft gereichen würde; sogar bis zur Verderblichkeit. Als Bestandtheil der Nation hat jede Regierung unstreitig ein und dasselbe Interesse mit der ganzen Nation gemein; allein die Regierenden, d. h. diejenigen, die einen Theil der Regierung bilden, haben, in Folge beschränkter Ansichten, leicht besondere Interessen, welche nur allzu oft den Ausschlag geben über den National-Vortheil. Wenn man also unter dem Vorwande, die gute Ordnung und die gesunde Unterweisung aufrecht zu erhalten, den Eltern das Recht nähme, die Studien ihrer Kinder zu leiten, und diesen selbstgewählte Lehrer zu halten; wenn man hierin so weit ginge, daß der Verkehr zwischen Eltern und Kindern ganz wegfiele; wenn endlich der menschliche Verstand gewaltsam in die, von

einem gefügigen Minister gezeichnete Bahn gebracht würde, um darin fortzurollen, wie ein Wagen in einer Eisenbahn: was würde die Folge davon seyn? Es würden keine Fortschritte Statt finden, weil dergleichen nur auf Befehl möglich wären. Wohl könnte man es mit der Zeit auf diesem Wege dahin bringen, daß das Volk nur das glaubte, was ihm vorgeschrieben wäre; allein dabei würde es die größte Aehnlichkeit haben mit einer Heerde von Schafen, die dem Hirten folgt, ohne jemals zu fragen, wohin er sie führt. Ein so behandeltes Volk würde in eine geistige Infirmität verfallen, welche sich selbst der Regierung mittheilen würde. Wird die Erziehung der Jugend einem geistlichen Orden anvertraut, der den jesuitischen Grundsatz hat, daß alle Erkenntniß sich der Theologie unterordnen müsse (philosophiam debere ancillari Theologiae), und der diesen Grundsatz mit Konsequenz durchführt: so kann man sich darauf verlassen, daß ein schmachvoller Bigottismus sich in kurzer Zeit der Geister bemächtigen wird; ein Bigottismus, der, indem er auf die Nachkommen übergeht, den freien Gedanken in seiner Geburt erstickt, und an das Verfahren der Karaiben erinnert, welche die Köpfe ihrer Kinder zwischen zwei Brettern platt drücken, ohne dazu irgend einen anderen Beweggrund zu haben, als daß die ihrigen platt gedrückt worden sind.

Kurzsichtige Staatsmänner rechtfertigen ihr pedantisches Verfahren hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts zwar durch den Satz, „daß wohlmeinende Regierungen nicht zugeben dürfen, daß Ausschweifung und Immoralität sich in den öffentlichen Unterricht mischen:“ allein haben sie dabei wohl erwogen, welche Schutzwehr die elterliche Sorgfalt

in dieser Hinsicht bildet? Welcher Vater wird jemals gestatten, daß sein Sohn in Ausschweifungen und Unsittlichkeiten unterrichtet werde? Und kann wohl eine Privatschule jemals einen Unterricht ertheilen, der ein Geheimniß bliebe? Ist es auch nur denkbar, daß sie ihren Vortheil dabei finden könnte? Hängt ihr guter Ruf nicht, wie der jeder anderen Anstalt, von dem glücklichen Erfolge ab? Ist sie freigesprochen von der Konkurrenz anderer Erziehungshäuser? freigesprochen von der Aufsicht der ihr zunächst stehenden Obrigkeit? Spricht endlich wohl irgend eine Erfahrung für schreiende Mißbräuche der Erziehung und des Unterrichts in Ländern, wo die Regierung nicht das Monopol der Erziehung hat, wie in England und in Preußen? . . . Der unglücklichste Gedanke, des seit Jahr und Tag aus Frankreich vertriebenen Fürstengeschlechts war unstreitig, den Jesuiten die Erziehung der Jugend anzuvertrauen, und zwar in einem so hohen Grade, daß das Maß ihrer Einsicht über die geistigen Bedürfnisse der Franzosen entschied. Der bloße Versuch mußte zu einer Empörung leiten; denn er schloß einen unerträglichen Widerspruch in sich, indem man, auf der einen Seite, stets wachsende Ansprüche an die Erwerbfähigkeit der Franzosen machte, und, auf der andern ihren Geist zu verkrüppeln suchte.

Man kann zugeben, daß ein mannichfaltiger Unterricht nicht zu allen Zeiten gleich sehr Bedürfniß gewesen sei; was man aber nicht zugeben kann, ist, daß im 19ten Jahrhundert, nachdem die gesellschaftliche Arbeit sich in allen zivilisirten Staaten in einem so hohen Grade getheilt hat, eine so einfache Unterweisung ausreiche, wie in früheren Jahrhunderten. Das, was diese Theilung der Arbeit

herbeigeführt hat, ist allein im Stande sie aufrecht zu erhalten; und da diese Arbeitstheilung auf den Fortschritten in den physischen Wissenschaften beruht: so sind es gerade diese Wissenschaften, die vorzugsweise kultivirt und verbreitet werden müssen. Die Gegenstände des öffentlichen Unterrichts haben sich also wesentlich verändert. Sich dagegen verblenden, heißt dem Zeitalter entsagen, in welchem man lebt. Vortrefflich zu werden in der nützlichen Verrichtung, der man sich unterzogen hat, ist die Aufgabe für jeden Einzelnen, der in der Gesellschaft gelten will; und da diese Aufgabe immer nur in sofern gelöset werden kann, als man die Kenntnisse vereinigt, welche sich auf das gegebene Geschäft beziehen: so kann das, was zur Vereinigung dieser Kenntnisse führt, nicht genug bei der Hand seyn. Die ganze Kraft der Gesellschaft beruht hierauf. Nicht die Vervielfältigung der Unterrichts-Anstalten im Allgemeinen giebt einen Vorzug; denn es läßt sich annehmen, daß auf diesen vervielfältigten Unterrichts-Anstalten, wie es auch sonst der Fall war, eins und dasselbe gelehrt und gelernt werde, ohne daß die Nützlichkeit des Gelehrten und Gelernten in die Augen springt. Das, worauf es ankommt, ist, Unterrichts-Anstalten zu gründen, die eine Vorbereitung zu allen der Gesellschaft nützlichen Verrichtungen in sich schließen, welcher Art diese auch seyn mögen.

* * *

Wie dies anfangen?

Der Edelmann des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts betrachtete den Bauer nicht als ein Wesen seiner

Gattung. Hierbei war die Wahrheit allerdings in sofern auf Seiten des Edelmanns, als die Entwickelung der Fähigkeiten den Menschen zu einem Wesen macht, das einer anderen Ordnung angehört; allein mit Unrecht beschränkte er sich auf Verachtung einer Klasse, die, um nicht verächtlich zu seyn, nur gehoben zu werden brauchte. Der Edelmann handelte sogar gegen seinen eigenen Vortheil; denn was den Bauer herabwürdigte, das erhielt ihn selbst in einer Art von Barbarei. Zum wenigsten verhinderte es ihn, alle Vorzüge der Zivilisation zu genießen; und wenn es gegenwärtig noch Edelleute geben sollte, welche unverständig genug wären, sich über die Verbesserungen zu beklagen, welche das Schicksal des dritten Standes erfahren hat: so möchte man wünschen, daß es möglich wäre, solche Mißvergnügte in die Burg zurückzuführen, wo ihre Vorfahren vor zwei bis drei Jahrhunderten unter Entbehrungen aller Art hauseten: in Wahrheit unter Entbehrungen, die sie unerträglich finden würden.

Doch im Grunde ist der gesellschaftliche Zustand, worin sich alles in dem Verhältniß vom Herrn zum Knecht, und umgekehrt, abschloß, nicht so vollständig aus der europäischen Welt verschwunden, daß sich nicht bedeutende Spuren davon wieder auffinden ließen. Man gehe nach Ungarn, Polen und Rußland, um eine Anschauung von Leibeigenschaftsverhältnissen zu erhalten! Und ist es wohl nöthig, sich so weit zu versteigen? Sind die Fortschritte, welche die unteren Klassen der Gesellschaft, selbst in den allerzivilisirtesten Staaten des Erdballs gemacht haben, wohl von einer solchen Beschaffenheit, daß sie jedes Kennzeichen der Barbarei ausschließen? Handelt es sich für sie um

noch etwas mehr, als um die Befriedigung der gröbsten Bedürfnisse? Und woher dies? Woher anders, als daß sie schlecht unterrichtet sind, daß sie selbst die ersten Prinzipe des Betriebes, in welche sie zufällig eingetreten sind, nicht kennen, und daß sie in den Schranken ihrer Pflicht nur durch die Gefahr gehalten werden, welche mit der Ueberschreitung dieser Schranken verbunden seyn würde? Nur allzu gering ist bis jetzt die Zahl Derer, welche eine deutliche Vorstellung von der Möglichkeit einer verbesserten Lage haben; und weil die meisten an der Verbesserung ihres Zustandes verzweifeln, so geben sie sich auch nicht die Mühe, weiter zu kommen. Von denen, die ihnen an Einsicht und Vermögen überlegen sind, glauben viele, es sei vortheilhaft, sie in einer gedrückten Lage zu erhalten; und wer dies nicht glaubt, scheut die Opfer, welche dargebracht werden müßten, um ein höheres Maß von Aufklärung durch einen angemessenen Unterricht zu verbreiten. Ach! nur allzu gering ist die Zahl der Hochherzigen, welche den Beruf fühlen, den Gesichtskreis der arbeitenden Klasse zu erweitern!

Nun, was dem Vortheil des Publikums gemäß ist, ohne gerade im Interesse der Privatpersonen zu liegen, das muß auf Kosten des Publikums durchgeführt werden. Es verhält sich damit nicht anders, als mit den Landstraßen, bei deren Anlegung kein Privatmann jemals seine Rechnung findet, während sie unentbehrlich sind, und weit größere Vortheile gewähren, als die darauf verwendeten Kosten werth sind.

Der erste, man kann hinzufügen der nothwendigste Schritt, welcher gethan werden muß, um die untern Klassen

der Gesellschaft in die Zivilisation einzuführen, ist, sie im Lesen, Schreiben und den Anfangsgründen der Arithmetik zu unterrichten. Sie werden dadurch mit dem gebildeten Theil ihrer Mitbürger in Berührung gesetzt, und Jeder, in welchem ein Talent schlummert, gewinnt auf diesem Wege die Mittel, es zu entwickeln. Dieser Elementar-Unterricht sollte für Mädchen und Knaben Statt finden; denn jene werden desselben im Laufe ihres Lebens nicht weniger bedürfen, als diese, und es läßt sich schwerlich verantworten, daß die Hälfte unserer Gattung, und zwar diejenige, welche die ersten Anstrengungen des menschlichen Geistes leitet, in einem Zustande sittlicher Schwäche beharren soll, die sie jeder Verführung preis giebt. Auch kann ein solcher Grundsatz nur da gelten, wo es eine Klasse giebt, die eine nothwendige Feindin der Aufklärung ist, weil diese ihren Einfluß auf das weibliche Geschlecht vermindern würde. Wie groß mag wohl die Zahl der Frauenzimmer im Kirchenstaate seyn, welche lesen und schreiben können?

Der eben erwähnte Unterricht sollte um so weniger unterbleiben, weil er in einem Alter ertheilt werden kann, wo das junge Mitglied einer bedürftigen Familie noch außer Stande ist, durch die Arbeit seiner Hände zur Aufrechthaltung des väterlichen Hauses beizutragen. Die Fortschritte, welche in der Unterweisung selbst gemacht sind, sprechen noch stärker für die Verallgemeinerung der Elementar-Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Zu diesen Fortschritten aber muß die gegenseitige Unterrichtung gerechnet werden. Er gewährt den doppelten Vortheil, daß der Schüler williger lernt, und daß er gleichzeitig Gewohnheiten annimmt, welche der Gesellschaft im höchsten Grade nützlich sind. Bei

der gegenseitigen Unterweisung giebt es für den trägen und unfähigen Schüler weder ein Hinaufrücken, noch irgend eine Achtung; und dies geht aus der Natur der Sache hervor, ohne daß der Lehrer daran das Geringste verändern kann. Der Schüler, welcher weiß, hat den Vorzug vor dem Schüler, welcher nicht weiß, und der letzte kann nicht den Platz des ersten einnehmen, weil er nichts zu lehren hat. Auf diese Weise bilden sich die Schüler für die nützliche Tugend, sich selbst und Andern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und für ihr Fortkommen nur auf ihr Verdienst zu rechnen. Wie ganz anders in den alten Schulen, wo man die Aufmerksamkeit der Kinder nur durch Drohungen und Strafen zu fesseln versteht, wo die Gunst des Schulmeisters den Hauptgegenstand der Bestrebungen bildet, wo folglich vor allen Dingen der Grund zu Heuchelei und Niederträchtigkeit gelegt wird! Die neuen Schulen haben auch noch das Gute, daß in ihnen die Schüler jeden Augenblick ausfüllen lernen. Der Müssiggang, das Nichtsthun wird ihnen darin unerträglich. Wachsen sie heran, so findet sich für sie bald die eine oder die andere Profession, und indem sie sich gleich bleiben in ihrer Thätigkeit, sind sie es, von welchen die Tribunäle — das Wenigste zu vernehmen haben.

Wer lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, kann Alles lernen. Er gelangt aber um so leichter zu anderweitigen Kenntnissen, als er sich durch gut gerathene Elementar-Bücher unterstützt sieht, d. h. durch Bücher, welche in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft die Fundamental-Wahrheiten in einer solchen Ordnung vortragen, daß die eine die andere aufklärt; wobei es denn freilich nicht an den

Beispielen und Anwendungen fehlen darf, welche die einzelnen Sätze in ein noch helleres Licht stellen. Leider sind gute Elementar-Bücher sehr selten; und wer hieraus folgert, daß ihre Abfassung nicht leicht sei, hat die Wahrheit wenigstens in sofern auf seiner Seite, als sich ein gutes Elementar-Buch nicht schreiben läßt, ohne daß der Urheber desselben eine gründliche Kenntniß aller Theile der Wissenschaft besitzt, deren Prinzipe er vorträgt. In Wahrheit, wie wäre es sonst wohl möglich, die Theile gehörig, d. h. so zusammenzustellen, daß das, was als Elementar-Prinzip gelten soll, auch durch die genauste Prüfung der Thatsachen nicht erschüttert werden kann? Mit diesen Eigenschaften muß der Urheber eines guten Elementar-Buchs die Kunst verbinden, sich in den Fähigkeitskreis der Anfänger zu versetzen: er muß also alle die Schwierigkeiten vorhersehen, welche sich ihrem Geiste darstellen, und gerade diese Schwierigkeiten zu heben verstehen. Sein Vortrag muß einfach und klar seyn, ohne daß die Bestimmtheit darunter leidet; wiewohl nichts schwieriger ist, als zugleich klar und konzis zu seyn.

Obgleich nun für das gewöhnliche Leben, welchem die abstrakte Wissenschaft nicht zusagt, nichts nützlicher seyn würde, als gute Elementar-Bücher, weil jeder sich die nützlichsten Fundamental-Begriffe, die sich auf seine Verrichtungen beziehen, auf diesem Wege mit dem geringsten Aufwande von Zeit und Kraft erwerben würde: so ist doch bisher mit der Abfassung solcher Bücher allzu wenig Ruhm und Gewinn verbunden gewesen, als daß Männer von großem Talent sich damit hätten beschäftigen sollen. Hier scheint es also der Nachhülfe zu bedürfen. Die wirksamste

aber würde diejenige seyn, wenn die Ehrenstellen und Reichthümer, über welche der Staat zu verfügen hat, wäre es auch nur zum Theil, verwendet würden, um die Urheber guter Elementar-Bücher ansehnlich zu belohnen, und die Exemplare derselben zu vervielfältigen. Preise auszusetzen, würde nicht anzurathen seyn: einmal, weil der Preis durch ein sehr mittelmäßiges Werk gewonnen werden kann, wenn es kein besseres giebt; zweitens, weil die menschlichen Kenntnisse nicht stationär sind, und folglich selbst das für den Augenblick beste Werk nach Verlauf von 20 Jahren sehr unvollkommen seyn kann. Die Laufbahn muß in dieser Hinsicht immer offen bleiben, damit der Staat, nachdem er den besten Schriftsteller seiner Epoche für ein Werk dieser Art belohnt hat, noch immer einen Kranz in Bereitschaft habe, der Demjenigen zu Theil werde, welcher seinen Vorgänger übertroffen hat. Nachdem nun die Regierung das Manuskript eines guten Elementar-Buchs auf diese Weise an sich gebracht hat, könnte sie es einem Buchhändler unter der Bedingung überlassen, daß er es um einen mäßigen Preis verkaufe.

Es läßt sich behaupten, daß diese Opfer hinreichen, um unserer Erkenntniß die nöthige Grundlage zu geben. Legt eine Regierung es nicht darauf an, ein gewisses Dogmen-System für ewige Zeiten zu erhalten, und die natürliche Geradheit des menschlichen Geistes zu verfälschen: so wird es keiner besonderen Anstrengungen bedürfen, um weitere Fortschritte zu begünstigen. Auf der ersten Stufe der Zivilisation ist die Unterweisung noch nicht so wichtig, daß sie eine ausschließende Beschäftigung für irgend einen Stand zu werden brauchte; die Bejahrten theilen den Jüngeren

mit, was sie gelernt oder selbst erdacht haben. Sind jedoch die Völker über die ersten Zeitalter der Barbarei hinaus, sind sie zahlreicher geworden und haben sie eine größere Ideen-Masse gewonnen: so theilen sich die nützlichen Verrichtungen der Gesellschaft. Alle wohlhabenden Familien wollen alsdann, daß es ihren Kindern nicht an Mitteln fehle, durch Betreibung irgend eines nützlichen Gewerbes ihren Unterhalt zu gewinnen. Sie scheuen daher die Kosten der Erziehung auf keine Weise. Von jetzt an wird es möglich, so viel Zöglinge zu vereinigen, daß die Verrichtung eines Erziehers zu einer gewinnreichen wird. Gewisse Personen widmen sich also dem Geschäft, die zerstreuten Kenntnisse der Gesellschaft zu sammeln. Es entstehen Unterrichts-Anstalten; und junge Leute, den Fortschritten des Zeitalters folgend, fühlen den Beruf, sich zu Lehrern auszubilden, um auf diesem Wege einen Stand in der Gesellschaft zu erobern und Familien-Häupter zu werden. Durch die Wissenschaft will man seine Zukunft sichern; und dabei gedeiht die Wissenschaft, vorausgesetzt, daß in der Gesellschaft nicht etwas wirksam ist, das sich zwischen den Menschen und die Wahrheit stellt.

Leider muß man gestehen, daß solcher Hindernisse nicht wenige sind. Die meisten haben ihren Ursprung in der menschlichen Trägheit. Man nimmt auf Glauben an, und hat man seine Kraft, einen längeren Zeitraum hindurch, einer gewissen Art von Erkenntnissen zugewendet, so mögen diese immerhin nicht den Stempel der Wahrheit tragen, sie gelten den Inhabern deßwegen nicht weniger für wahr und ächt und nützlich, bloß weil diese Inhaber nicht umlernen mögen. So geschieht es, daß man die Irrthümer

früherer Zeitalter in späteren Zeitaltern wiederfindet; so geschieht es, daß man eine Unterweisung für nützlich hält, welche seit langer Zeit aufgehört hat nützlich zu seyn; so geschieht es, daß man, um Alles mit Einem Worte zu sagen, den Aberglauben in Epochen wiederfindet, die sich der Aufklärung rühmen, und die, um die volle Wahrheit zu gestehen, dieses Ruhmes vollkommen würdig seyn würden, wenn sie ihr Verhältniß zur Vergangenheit zu erkennen vermöchten . . .

Wir haben hier eine Saite berührt, welche nur dann ausklingen kann, wenn sie stärker berührt wird. Die einfache Frage ist: ob es, bei dem gegenwärtigen Zivilisations-Grade, erlaubt ist, den jugendlichen Geist mit Dingen zu beschäftigen, die, indem sie anregen und unterhalten, ihm höchstens eine unschädliche Unterhaltung gewähren, ihn jedoch auf keine Weise auf eine nützliche Verrichtung vorbereiten? Diese Frage, dem Bedürfniß der Zeit gemäß zu beantworten, scheint mehr, als jemals, wo nicht verdienstlich, doch auf keine Weise überflüssig oder verwerflich zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber

die Reform des brittischen Parliaments.

Von

Karl Comte.

(Aus dem Französischen.)

Die Freunde der Parliaments-Reform haben in den Wahlen den Triumph davon getragen; die alte Aristokratie ist besiegt; die Gewalt wird in andere Hände übergehen. Diese Begebenheit, welche ganz zuverlässig eine der merkwürdigsten dieses Jahrhunderts bleiben wird, verdient die Aufmerksamkeit aller Nationen zu fixiren; denn alle werden, früher oder später, die Folgen derselben empfinden.

Hätte man die Macht der öffentlichen Meinung in Zweifel ziehen können: so würde das, was gegenwärtig in Großbritannien vorgeht, hinreichen, um zu beweisen, daß sie alle Hindernisse besiegen kann, welche zu besiegen nicht unmöglich ist. In Wahrheit, nur diese Macht hat die Aristokratie, als Beherrscherin der Wahlen, genöthigt, Männer zu wählen, welche ganz unumwunden erklären, daß sie auftreten, um ihren Einfluß zu vernichten; sie ist es also, welche ein Unterhaus gebildet hat, dessen einzige Bestimmung ist, sich selbst zu tödten, und sterbend seine Gewalt einem andern Unterhause zu vermachen, das aus neuen Elementen zusammengesetzt werden soll.

Wir können uns nicht enthalten, hier eine Bemerkung einzuschalten; nämlich die, daß es kein Zugeständniß giebt,

daß ein Volk nicht durch Beharrlichkeit und Gewandtheit von seiner Regierung erhalten könnte, ohne seine Zuflucht zu einem gewaltsamen Mittel zu nehmen, ohne sich in eine Revolution zu stürzen . . .

In Wahrheit, worauf kommt es an in England? Es handelt sich um eine Reform der Gesetze. Um nun diese Reform zu Stande zu bringen, muß man vor allen Dingen das Werkzeug verbessern, mit Hülfe dessen jene gemacht worden sind. Allein dies Werkzeug ist fehlerhaft; die gesetzgebende Gewalt ist in ihrer Quelle verderbt. Durch welches Mittel wird man dahin gelangen, sie in guten Stand zu setzen? Dadurch, daß man sie nöthigt, auf sich selbst zurückzuwirken, und ihre eigenen Gebrechen auszutilgen. Die Mißbräuche sollen abgestellt werden durch die Hände Derer, welche Vortheil davon ziehen; sie werden verschwinden, nicht etwa in Folge einer Bewegung von Begeisterung und von Tugend, wohl aber in Folge der Wirksamkeit, welche jene Macht ausübt, der man die Benennung der öffentlichen Meinung ertheilt.

Dies Ergebniß von der Macht der öffentlichen Meinung geht hinaus über die Erwartungen, welche kaltblütige Berechnung in politischen Spekulanten zu erzeugen vermag. Man zweifelte nicht daran, daß das brittische Parliament nicht die auffallendsten Mißbräuche der Verwaltung austilgen, und früher oder später in die Zivil- und Kriminal-Gesetzgebung alle die Veränderungen bringen werde, welche von den aufgeklärtesten Männern gefordert wurden; allein wenige — vielleicht Niemand — schmeichelten sich mit dem Gedanken, daß es bis zu einer Reform seiner selbst vorschreiten werde. „Eine solche Reform," sagte

man, „würde eine wahre Niederlegung der Gewalt auf Seiten Derer seyn, die sich im Besitz derselben befinden; doch Männer, welche in einem solchen Besitz alt und grau geworden sind, legen nicht nieder ohne vorangegangenen Kampf; so etwas kann einem Einzelnen begegnen, doch nie einer Kaste."

Die Erfahrung beweiset, daß man sich geirrt hatte: man urtheilte über die englische Aristokratie nach dem Maßstabe alter Zeiten, und man betrog sich, wie man sich immer betriegen wird, wenn man über Völker der gegenwärtigen Zeit nach Völkern eines früheren Zeitalters urtheilt. In der englischen Aristokratie ist eine Vorsicht und eine gesunde Beurtheilung, welche sie bei Zeiten über den von ihr zu fassenden Entschluß belehren, es komme nun darauf an, daß man nachgebe, oder daß man kämpfe. Aller Wahrscheinlichkeit nach hängt dies zusammen mit der Kenntniß, die sie von ihren eigenen Kräften, wie von denen ihrer Gegner hat: eine Kenntniß, welche sie nur ihrer Praxis in Staatssachen und der freien Presse verdanken kann.

Man könnte es zweifelhaft finden, ob die Parliaments-Reform, nachdem sie vom Unterhause angenommen worden, nicht an dem Oberhause scheitern werde. Dies ist jedoch schwer zu glauben. Wenn die öffentliche Meinung Macht genug gehabt hat, um einem beträchtlichen Theile der Aristokratie populäre Wahlen aufzudringen: so wird sie sicherlich auch Macht genug haben, um ihn zu einem dieser Wahlen entsprechenden Verfahren zu bestimmen. Es war für ihn ungleich weniger gefährlich, das Unterhaus auf eine solche Weise zusammen zu setzen, daß es ein Hin-

derniß

derniß für die Reform wurde, als es gefährlich seyn würde, sie direkt zurück zu weisen, nachdem sie von den beiden Zweigen der Legislatur angenommen war. In dem ersten Falle würde Volksempfindlichkeit sich über die Wähler vertheilt haben; im zweiten würde sie sich auf die Mehrheit des Oberhauses zusammenengen.

Die Reform wird also Statt finden. Wird sie dies aber auf eine vollständige Weise? Werden in Zukunft die Wahlen der aufrichtige Ausdruck der Meinungen und Bedürfnisse der Masse der Bevölkerung seyn? Werden die Resultate, die sie, so wohl für die brittische Nation, als für die ihrer Herrschaft unterworfenen Bevölkerungen und für die dem Einfluß der brittischen Regierung mehr oder minder ausgesetzten Völker, hervorbringen wird, so beschaffen seyn, wie die Freunde und Urheber der Reform sie vorher sehen? Wir können in dieser Hinsicht nur Muthmaßungen aufstellen; allein die Resultate werden so groß seyn, daß man es uns verzeihen wird, wenn wir uns bestreben, sie vorher zu sehen, nachdem wir einige von den Verschiedenheiten, welche zwischen dem brittischen und französischen System anzutreffen sind, in's Licht gestellt haben werden.

Die Reform, die man zu Stande bringen will, hat hauptsächlich zum Zweck, jenen kleinen Bruchtheilen, welche rotten boroughs (verfaulte Flecken) genannt werden, das Wahlrecht zu entziehen, weil aristokratische Familien darüber verfügen, und eben dieses Recht auf beträchtlichere Theile der Nation, wie z. B. die Manufaktur-Städte sind, zu übertragen. Vermöge dieser Veränderung soll mehr Gleichheit in die politischen Rechte gebracht werden; Städte von 100 bis 150,000 Einwohnern sollen nicht mehr, wie ehe-

mals, ausgeschlossen seyn von dem Rechte, zur Wahl eines Abgeordneten mit zu wirken, während ein kleines Dorf von acht bis zehn Familien, die von einem Lord abhängig sind, ein Mitglied ins Parliament sendet.

Doch, um eine gute National-Repräsentation hervor zu bringen, ist es nicht genug, daß man die verfaulten Flecken zerstöre, und das Wahlrecht Städten zuwende, welche desselben bisher beraubt waren; es ist dazu auch erforderlich, daß die Ausübung der Wahlrechte sich in solchen Händen befinde, die davon einen guten Gebrauch machen können. Kein Einfluß darf den Ausdruck der öffentlichen Gesinnung verfälschen; keine beschränkende Maßregel, keine beleidigende Vorsicht darf die Wähler verhindern, ihre Stimme solchen Männern zu geben, in welche sie Vertrauen setzen, und nichts darf sie nöthigen, diese Stimme auf Personen zu übertragen, denen sie niemals trauen werden.

Die Gesetze, welche Frankreich der Weisheit Ludwigs des Achtzehnten (seines königlichen Gesetzgebers) verdankt, knüpfen den Genuß des Wahlrechts an die Steuer, welche man direkt an die Agenten des Fiskus bezahlt; die englischen Gesetze dagegen knüpfen sie hauptsächlich an das Einkommen eines Jeden. Bei beiden Systemen nimmt man an, daß die Einsichten und die Unabhängigkeit jedes Individuums mit dessen Vermögens-Umständen in Verhältniß stehen. Einen Mittel-Term wählend, fragt man hierauf, wie groß muß das Vermögen seyn, das Unabhängigkeit und Einsichten genug gewährt, um gute Abgeordnete zu wählen?

Wiewohl nun beide Systeme auf demselben Prinzip beruhen, so ist uns das zweite doch unendlich verständlicher und dem Willkührlichen bei weitem weniger unterworfen,

als das erste. Macht man die Ausübung der Wahlrechte abhängig von der Steuer, welche der Regierung entrichtet werden muß, so ist es unmöglich, irgend eine Veränderung in die Besteuerungen zu bringen, ohne dem Prinzip, das dem System zur Grundlage dient, Abbruch zu thun. Vermindert man die Steuern, so vermindert man eben dadurch die Zahl der Wähler und der Wählbaren; man erklärt eine gewisse Anzahl von ihnen für unfähig. Warum aber werden sie unfähig? Etwa weil sie weniger reich sind, folglich weniger Mittel haben, Einsicht und Unabhängigkeit zu erwerben? Es erfolgt ja das Gegentheil. Wenn man die Steuern vermindert, so werden die Bürger gerade nur so viel reicher, als ihnen der Fiskus weniger abnimmt; ihr Einkommen wächst nach Maßgabe der Verminderung des Einkommens in den öffentlichen Schatz. Obwohl sie also reicher geworden sind und mehr Mittel der Aufklärung besitzen, werden sie als Unfähige bezeichnet. Werden die Steuern vermehrt, so erwerben diejenigen, welche wegen ihres geringen Vermögens in der Klasse der Unfähigen standen, die Fähigkeit, welche erforderlich ist, um Wähler zu werden. Gleichwohl, weit entfernt davon, daß sie reicher geworden wären, sind sie ärmer geworden durch den Zuwachs an Steuern, die sie zu entrichten haben.

Das brittische System hat noch einen andern Vorzug vor dem Systeme Ludwigs des Achtzehnten. Im Allgemeinen genommen, übt Jeder einen gewissen Einfluß auf sein Einkommen aus: er vermehrt dasselbe, wenn er arbeitsam, wirthschaftlich, vorsichtig ist; er vermindert dasselbe, wenn er sich dem Müßiggange ergiebt, Verschwendung treibt und unvorsichtig ist. Die Aussicht auf den Genuß

politischer Rechte ist demnach ein Stachel, welcher die Bürger zum Wohlverhalten treibt. Das Quantum der Steuern, welche jeder Einzelne entrichtet, ist nicht seiner Aufführung untergeordnet; es hängt von dem guten oder schlechten Verfahren der Regierung ab. Ist diese sparsam, geordnet, friedlich: so wird ein großer Theil der Bürger seiner politischen Rechte in Folge der Verminderung der Steuern beraubt. Ist sie, im Gegentheil, prachtliebend und verschwenderisch: so genießt eine weit größere Zahl von Bürgern dieselben Rechte, bloß weil die Fehler der Verwaltung eine Vermehrung der Steuern nothwendig machen. Es kann daher kein einflußreicher Theil der Bevölkerung die Regierung in die Bahn der Ersparnisse drängen, ohne, wenn es ihm gelingt, für unfähig erklärt zu werden. War diese Combination Ludwigs des Achtzehnten das Resultat der Unvorsichtigkeit oder der Treulosigkeit *)?

Ist die Ausübung der politischen Rechte an das Einkommen geknüpft, wie in England: so kann es in demjenigen Theile der Bevölkerung, der diese Rechte genießt, nur wenig Veränderungen geben, weil, abgesehen von seltenen Ausnahmen, die Vermögensumstände sich immer nur sehr langsam verbessern oder verschlechtern. Genießt man dieselben Rechte in Folge eines bezahlten Steuer-Quantums: so kann es gar plötzlich eine große Veränderung in dieser Klasse der Bevölkerung geben; sie kann sich um ein Drittel oder um die Hälfte vermehren oder vermindern, je nachdem ein Krieg oder ein Frieden eintritt. Es folgt daraus,

*) Bekanntlich rührte das Wahlgesetz von dem gegenwärtigen Herzog von Decazes her.

daß der Gang der Regierung in dem ersten dieser Systeme regelmäßiger und fester ist, als in dem zweiten.

Endlich haben die Verwaltung und die Agenten des Fiscus, Jahr aus Jahr ein, die Steuern, welche Jeder zu bezahlen hat, unter den Provinzen und den Individuen zu vertheilen; und bei dieser Vertheilung hält es sehr schwer, daß sich nicht ein wenig Willkür einmische, sofern es darauf ankommt, politische Rechte zu ertheilen oder zu nehmen. Die Fixation des Einkommens ist denselben Veränderungen minder unterworfen und folglich auch der Willkür minder ausgesetzt. Hat man einmal den Ertrag eines Landguts nach dem Mittel-Term einer gewissen Anzahl von Jahren fixirt: so kann dies Verfahren lange vorhalten.

Die Basis, auf welcher das Wahl-System Englands ruht, ist also weit sicherer und weit minder die Willkür begünstigend, als die Basis, worauf das lächerliche System begründet ist, das Frankreich der Restauration verdankt. Die erste ist viel breiter, als die zweite; denn man ist der Meinung, daß die, von der Reform-Bill herrührende Wähler-Zahl doppelt so groß seyn werde, als die Gesammtzahl der Wähler Frankreichs.

Viele Leute bilden sich ein, daß es in England nur zwei Klassen von Personen gebe: auf der einen Seite die aristokratische Klasse, wenig zahlreich und im Genuß unendlicher Einkünfte; auf der andern, eine Menge von Arbeitern, die kein Eigenthum besitzen. Man scheint zu glauben, daß die Familien, welche ein mittelmäßiges Vermögen besitzen, so wenig zahlreich seien, daß sie keinen Einfluß ausüben und kaum gezählt zu werden verdienen. Dies nun ist ein Irrthum, den man bekämpfen muß. Ganz unstrei-

tig giebt es kein Land, wo man, verhältnißweise, mehr große Vermögen antrifft, als in England; allein es giebt auch wenig Länder, wo man mehr wohlhabende Familien und Mittel-Vermögen findet.

Nach dem letzten französischen Wahlgesetz, welches den für die Ausübung der Wahlrechte erforderlichen Census auf 200 Franken direkter Steuer stellt, wird sich die Zahl der Wähler nicht auf 200,000 heben. Nun setzen 200 Franken Steuer im Allgemeinen nur ein Einkommen von 1000 bis 1200 Franken voraus. Die Zahl der Familien, welche ein Einkommen von 1200 Franken und drüber haben, ist also höchstens 200,000 stark. Unter diese Zahl begreifen wir sogar die Kaufleute, deren Einkommen durch das Patent repräsentirt ist, und die Rentiers, deren Einkommen zum Theil durch den Zinsfuß repräsentirt wird.

Welches würde in England die Zahl der Wähler seyn, wenn dieselben Bedingungen der Ausübung des Wahlrechts zum Grunde lägen? Genau läßt sich dies freilich nicht sagen; allein es scheint, daß diese Anzahl in Vergleich zu denen, die es in Frankreich giebt, enorm seyn würde. Wir lesen in einem vor kurzem erschienenen Werke, dessen Verfasser der Engländer Georg Grote ist, und das von der Parliaments-Reform handelt: „daß, wenn Jeder, der ein Einkommen von 100 Pfund Sterling hat, damit das Wahlrecht verbände, die Zahl der Wähler sich fast auf eine Million belaufen würde." Ist diese Angabe genau, so würde sich daraus ergeben, daß die brittische Regierung den Wahl-Census auf das Doppelte von dem französischen erheben könnte, und daß Großbritannien, dessen Bevölkerung nicht über die Hälfte der französischen hinausgeht,

noch immer fünfmal mehr Wähler haben würde, als Frankreich.

Der Unterschied in dem Reichthum beider Länder ist so groß, daß wir geneigt sind, zu glauben, es finde eine Uebertreibung in der Abschätzung der Zahl derjenigen Statt, welche in England ein Einkommen von 100 Pf. St. genießen; bei dem Allen ist der Schriftsteller, welchen wir angeführt haben, ein Mann von einem sehr geraden Urtheil, gut unterrichtet von dem Zustande seines Landes, und eben nicht geneigt, die Vorzüge desselben zu übertreiben; man kann daher auch nicht glauben, daß er die Zahl Derer, die ein mittelmäßiges Einkommen genießen, sehr übertrieben habe. Doch selbst, wenn man zugeben wollte, daß er diese Zahl um die Hälfte vergrößert habe; ja selbst, wenn man den Unterschied des Münzwerths, der in beiden Ländern angetroffen wird, abziehen wollte: so würde man finden, daß, alles Uebrige gleichgesetzt, die Zahl der mittelmäßigen Vermögen in England vier- bis fünfmal größer ist, als in Frankreich.

Woher kommt nun das entgegengesetzte Vorurtheil? Es rührt, wenn wir nicht sehr irren, von zwei Umständen her. Zunächst von dem Umstande, daß es in dem ersten dieser beiden Länder kolossale Vermögen giebt, welche in dem zweiten nicht angetroffen werden; und demnächst daher, daß in diesem letztern die zahlreichste Klasse aus kleinen Landwirthen besteht, welche fast alle ein Grundeigenthum haben, während sie in dem erstern zusammengesetzt ist aus Taglöhnern, die in der Regel kein Eigenthum besitzen. In England ist die Mittelklasse, obgleich zahlreicher und begüterter, als irgendwo, kaum zu bemerken im

Schatten einer unermeßlichen Aristokratie und zur Seite einer Menge Taglöhner, welche meistens kein anderes Eigenthum haben, als ihre Arme und Beine. In Frankreich hingegen sind die großen Vermögen sehr selten; und da keine Aristokratie sich bemerklich macht, so treten die Mittelklassen desto stärker hervor; sie erheben sich stufenweise mit der zahlreichsten Klasse, weil in dieser Jeder irgend etwas besitzet. In einer weiten Ebene wird der kleinste Hügel zu einem Berg. Befände er sich am Fuße der Alpen, so würde er verschwinden. Dies ist die Wirkung, welche die Mittelklassen hervorbringen, je nachdem sie sich in einem Lande der Gleichheit, oder in einem, von einer mächtigen Aristokratie beherrschten Lande, befinden.

Es geht hieraus hervor, daß die Befürchtungen, welche einigen, sonst nicht übel gesinnten Engländern die Parliaments-Reform einflößet, uns als schlecht begründet erscheinen. Wenn die Ausübung der Wahlrechte, im gehörigen Maße, Personen ertheilt wird, welche sie mit Unabhängigkeit und Sachkenntniß auszuüben verstehen: so kann die öffentliche Ruhe nicht gestört werden in Folge einer Reform. Die kleinen Vermögen sind die beste Garantie für die großen: ein Mann, welcher, für sich und seine Familie, gesicherte Existenz-Mittel besitzt, ist mit der Vertheidigung seines kleinen Eigenthums bei weitem mehr beschäftigt, als mit dem Verlangen, das große seines Nachbarn an sich zu bringen. Er weiß sehr wohl, daß das Prinzip, welches den ungeheuren Besitzungen eines reichen Eigenthümers zur Garantie dient, den seinigen dasselbe leistet, und daß es sehr schwer ist, die eine ohne sehr viel andere zu erschüttern. Den Beweis hiervon sehen wir in dem, was in

Frankreich vorgeht. Die National-Garde der Hauptstadt z. B. besteht meistens aus kleinen Eigenthümern, weil fünf Sechstel wenigstens nicht reich genug sind, um Wähler zu seyn. Und doch, wiewohl sie ihre Offiziere selbst ernennt, und keine Wählbarkeits-Bedingung auf ihr lastet, wird sie von den reichsten Eigenthümern als die stärkste Garantie ihres Vermögens betrachtet. Würde sie aufgefordert, bei der Wahl der Deputirten ihre Stimme zu geben, so würde sie sich dabei nicht anders benehmen, d. h. in keinem andern Geiste handeln, als bei der Wahl ihrer Offiziere.

Doch mit der Unterdrückung der verfaulten Flekken und mit der Uebertragung des Wahlrechts auf Städte, welche desselben bisher beraubt waren, dürfte nicht alles abgemacht seyn, um ein Unterhaus zu bilden, das die Bedürfnisse des Landes ausspricht. Es ist auch noch erforderlich, daß man die Unabhängigkeit und die Freiheiten der Stimmgebung sichere; und da dies nur dann der Fall seyn kann, wenn die Abstimmung geheim ist, so muß sich die Reform (was nicht beabsichtigt zu seyn scheint) gegen die Oeffentlichkeit der Stimmgebung wenden.

Jeder zur Abstimmung bei einer Wahl berufene Mann steht unter dem Einfluß eines gedoppelten Interesse; nämlich unter dem Interesse, das er, abgesehen von allen allgemeinen Interessen der Gesellschaft, als Individuum oder als Familienhaupt, und unter dem, das er als Mitglied der Gemeinde hat. Dem Lande nun können nur diejenigen Wahlen ersprießlich seyn, welche unter dem Einfluß des letztern Interesse zu Stande kommen. In Wahrheit, man begreift, daß, wenn jeder Wähler bei einer Wahl nur mit seinem Privat-Vortheil auf Kosten des allgemeinen Besten zu Ra-

ihe gehen wollte, es, streng genommen, gar keine National-Repräsentation geben würde. Die Versammlung, der man diese Benennung ertheilen wollte, würde eine öffentliche Kalamität — nichts weiter! — seyn. Denn der winzige Vortheil, den jeder Wähler von der Wahl, zu welcher er beigetragen, ziehen würde, könnte die Uebel nicht aufwiegen, welche für ihn aus allen den Wahlen, zu welchen er nicht beigetragen, entspringen würden.

Die große Mehrheit der Menschen aber läßt sich, fast immer, durch die Vortheile und die Nachtheile bestimmen, welche für sie unmittelbar aus ihren Handlungen entspringen; das Gute und das Böse, das sich nur in der Entfernung zeigt und sich über die Masse der Gesellschaft verbreitet, berührt sie so gut als gar nicht. Die Vortheile, welche eine fehlerhafte Wahl denjenigen gewährt, von welchen sie ausgegangen ist, berühren fast immer auf eine unmittelbare Weise; nicht selten geht sogar die Belohnung dem geleisteten Dienst voran. Die Uebel hingegen sind fern; um von ihnen getroffen zu werden, muß man sich gewöhnt haben, die Wirkungen mit den Ursachen in Verbindung zu setzen. Die Vortheile einer guten Wahl zeigen sich nur in der Ferne; die Nachtheile derselben, wenn es deren giebt, zeigen sich fast immer auf der Stelle.

Das Geheimniß des Skrutiniums hält ganz unstreitig schlechte Bewerber nicht ab, auf die Wähler einzuwirken, um sie zu einer Abstimmung zu bewegen, welche gegen das öffentliche Interesse ist: allein es raubt ihnen jede Sicherheit hinsichtlich des Erfolgs ihrer Bemühungen; es entzieht ihnen die Mittel, die Gewißheit zu erhalten, ob die der Schwachheit oder der Fähigkeit entrissenen Verheißun-

gen erfüllt worden sind; es gewährt den furchtsamen Wählern ein Mittel, dem Ausspruche ihres Gewissens zu folgen, ohne sich einer Gefahr auszusetzen.

Frankreich hat während der Restauration erfahren, wie weit der Einfluß einer geheimen Abstimmung reicht: so oft dies Geheimniß nicht beachtet worden ist, haben wir aus den Wahl-Urnen die unseligsten Namen hervorgehen sehen; wurde dagegen das Geheimniß respektirt, so haben wir Wahlen erlebt, so gut die Umstände sie gestatteten. Die brittischen Wahlen, bei welchen die Wähler immer ihre Stimmen öffentlich geben, beweisen jedoch noch stärker, als die französischen, die Nothwendigkeit geheimer Abstimmung. Der Schriftsteller, den wir oben angeführt haben, beschreibt auf das Genaueste, was man in seinem Lande thut, um die Stimmen der Wähler zu gewinnen; und seine Beschreibung enthält den schlagendsten Beweis, daß, wenn es auf Fälschung der Wähler ankommt, die Engländer sich dabei eben so geschickt benehmen, wie in allem Uebrigen, das von ihnen ausgeht.

„Fehlte es," sagt er, „an Vernunftgründen gegen die öffentliche Abstimmung: so würden die ekelhaften Einzelnheiten einer englischen Wahl dieselben in Hülle und Fülle darbieten. Der Kandidat ruft einen Ausschuß seiner vertrauten Freunde zusammen. Diese nehmen die Votanten-Liste zur Hand und untersuchen gemeinschaftlich, durch welche Waffen, oder durch welche Lockspeise jeder Wähler gekirrt werden muß. Einige von diesen sind als feile Seelen bekannt; andere sind Freeholders, welche von Lord A . . . oder von Herrn B . . . abhangen; eine dritte Klasse besteht aus Kaufleuten, welche die Familien Lords C . . .

und Herrn D . . . versorgen; die übrigen anlangend, so sind sie zwar unabhängig in ihren Einkünften, allein sie sind leidenschaftliche Liebhaber der Jagd, und setzen einen hohen Werth darein, daß sie sich dies Vergnügen auf einem benachbarten Landgute verschaffen können, oder sie wünschen auch wohl, in vertraulichen Umgang mit Familien zu kommen, welche reicher sind, als sie. Die verschiedenen Verzweigungen des individuellen Eigennutzes jedes Stimmgebers zu kennen, und bis zur geheimsten Quelle seiner Hoffnungen und Befürchtungen vorzudringen und sein Votum auf die eine oder die andere Weise zu erobern: dies ist die Angelegenheit eines Wahl-Comité's."

„Vergeblich," fügt Herr Georg Grote hinzu, „würde man ein solches Verfahren zu verhindern streben, so lange die Beweggründe und die Mittel, es ins Werk zu richten, fortdauern; die Vermehrung der Votanten-Zahl kann das Geschäft, die Mehrheit bei ihren Hoffnungen und Befürchtungen zu beliebigen Zwecken zu leiten, zwar erschweren; allein nie wird sie dasselbe unmöglich machen. In gewissen merkwürdigen Umständen kann die durch die große Zahl der Votanten hervorgebrachte Aufregung die Majorität zwar unabhängig machen; doch in gewöhnlichen Zeiten würden die Wähler leicht gezähmt und disciplinirt seyn: man wird nicht mehr Mühe haben, ein Tausend in Reih' und Glied zu bringen, als ein Hundert.

„Trotz den krummen Wegen, welche gewöhnlich bei den Wahlen eingeschlagen werden, fehlt es nicht an Leuten, welche auf die Unterscheidung zwischen abhängigen und unabhängigen Wählern ein Gewicht legen. Ein armer Wähler ist, ihrer Meinung zufolge, abhängig vermöge seiner

Lage; er darf folglich nicht zur Ausübung des Wahlrechts zugelassen werden. Wer dagegen in Wohlstand lebt, wird als Einer betrachtet, der, vermöge seiner Lage, einer völligen Unabhängigkeit genießt. Allein das Zeichen, woran man Unabhängigkeit und Abhängigkeit zu erkennen glaubt, ist höchst zweideutig. Der abhängigste Mensch ist derjenige, welcher, von Seiten eines Andern oder mehrer Andern, ausgesetzt ist, das größte und unabtreiblichste Uebel zu leiden. Nun aber sind viele von denen, welche sich in einer sehr gemächlichen Lage befinden, eben durch diese weit mehr der Gefahr, in ihrem Interesse verletzt zu werden, ausgesetzt, als die ärmsten Leute. Ein Handwerker oder ein einfacher Taglöhner können abgedankt werden; doch die Zahl der eben so guten Stellen, die ihnen offen stehen, ist so beträchtlich, daß sie ihren Verlust leicht wieder einzubringen hoffen dürfen. Angestellte, welche einen höheren Rang einnehmen und besser bezahlt werden, haben dagegen mehr zu verlieren durch ihre Entlassung, und dürfen nicht darauf rechnen, ein gleich vortheilhaftes Unterkommen wieder zu finden. Es springt also in die Augen, daß Kommis und reichlich bezahlte Beamtete von einer willkürlichen Abdankung mehr zu fürchten haben und folglich abhängiger sind, als Handwerker oder Domestiken, daß also die Armuth keine gute Maßregel der Abhängigkeit ist."

Herr Grote ist demnach der Meinung, daß, ohne die geheime Abstimmung, die Vermehrung der Votanten-Zahl sehr wenig Nutzen stiften werde. „Die Schöpfung neuer öffentlicher Abstimmungen," sagt er, „wird nur eine Vervielfältigung der Namen seyn: sie wird die Zahl der Wähler lassen, wie sie vorher gewesen ist. Unter dem Gesetz

der geheimen Stimmgebung ist Jeder, der seine Stimme giebt, ein wahrer Wähler; er bewilligt seinem Kandidaten einen Vorzug, der, er möge gut oder schlecht gegründet seyn, aufrichtig und ächt ist. Seine Abstimmung verpflichtet und beleidigt Keinen; sie ist ein bloßes Zeugniß, das die Fähigkeit der Person, welche gewählt zu werden wünscht, bekundet. Bei einer öffentlichen Abstimmung beweiset die Nominal-Zahl der Stimmgeber durchaus nichts hinsichtlich der Zahl der reellen Wähler; auf tausend Stimmgeber kommen vielleicht nur funfzig, welche ihrem Kandidaten einen wahren Vorzug geben, weil sie überzeugt sind, daß er den Verrichtungen, für welche er berufen ist, gewachsen seyn werde."

Wir können zu diesen Betrachtungen hinzufügen, daß, wenn das Stimmgeben geheim ist, und nicht weder als eine Beleidigung, noch als ein Dienst betrachtet werden kann, die Wähler sich in ihrer Wahl durch die politische Fähigkeit und Rechtschaffenheit der Kandidaten bestimmen lassen. Sind im Gegentheil die Wähler genöthigt, öffentlich abzustimmen, so lassen sie sich durch Privat-Verhältnisse beherrschen: der beste Nachbar ist alsdann der beste Kandidat; man darf einen Mann nicht beleidigen, mit welchem man zu leben genöthigt ist und von welchem man eine Menge kleiner Dienste erwarten darf. Wird man nun einmal durch dergleichen Betrachtungen bestimmt, so bekümmert man sich auch nicht weiter um das parlementarische Betragen des Individuums, das man gewählt hat; ist es einmal abgereiset, so gedenkt man seiner nur bei seiner Rückkehr, und Niemand läßt sich einfallen, es zur Rechen-

schaft zu ziehen über die Art und Weise, wie es sein Mandat erfüllt hat.

Die Oeffentlichkeit der Abstimmung bringt also zahlreiche Mißbräuche zu Wege; ihre letzte Wirkung ist, daß sie die National-Repräsentation gänzlich verdirbt. Was die guten Wirkungen betrifft, die man ihr zuschreiben möchte: so ist es uns unmöglich, eine einzige zu entdecken; die Wähler erhalten von ihren Mitbürgern nicht die Funktionen, die sie verrichten; diese Funktionen sind weder widerruflich, noch auf festgesetzte Zeit lautend. Da die, welche sie ausüben, keiner Verantwortlichkeit unterworfen sind, wie gut oder wie schlecht auch die Ausübung ausgefallen seyn möge; da sie außerdem viel zu zahlreich sind, um die Wirksamkeit der Presse und der öffentlichen Meinung zu fürchten: so ist man gezwungen, alles nur von der Reinheit ihres Gewissens und von der Richtigkeit ihres Urtheils zu erwarten. Die Oeffentlichkeit der Stimmgebung, welche sie den Einwirkungen einer Menge fehlerhafter Einflüsse bloß stellt, ist demnach kein Zaum für schlechte Hinneigungen, wie es, hinsichtlich der Beamten, die Oeffentlichkeit ihrer Handlungen ist.

Unterdrückt also das brittische Parliament nicht die Oeffentlichkeit der Stimmgebung bei den Wahlen: so wird die Reform viele böse Einflüsse bestehen lassen. Wir sind aber weit entfernt zu glauben, daß die Wirksamkeit der Reform nicht so weit reichen werde. Wenn das Parliament mit allen ihm anklebenden Gebrechen durch die Kraft der öffentlichen Meinung dahin gebracht worden ist, sich selbst reformiren zu müssen: was hat man alsdann nicht von

derselben Kraft zu erwarten, sobald die wesentlichsten dieser Gebrechen verschwunden seyn werden? Sind die nachtheiligen Wirkungen einer öffentlichen Abstimmung bei Wahlen einmal erwiesen: so werden auch sie verschwinden; und um sie auszutilgen, wird es geringerer Anstrengungen bedürfen, als zur Wegschaffung der verfaulten Flecken nöthig waren.

Wenn die gesetzgebende Gewalt von einer Körperschaft ausgeübt wird, welche im Verlauf der Zeit wenig Veränderungen erfahren hat, und deren Geist, bei allen scheinbaren Wechseln die er erfährt, sich aufrecht erhält: so endigt alles im Staate damit, daß es sich mit ihr in Uebereinstimmung bringt. Ist sie fehlerhaft, so verbreiten sich die ihr anklebenden Gebrechen über alle Zweige der Verwaltung; ist sie gut zusammengesetzt, so verscheucht sie, nach und nach, die verschiedenen Mißbräuche, deren Daseyn dem ihrigen vorangegangen ist. In England beherrscht die zu einem Korps im Oberhause zusammengeballte Aristokratie die Kammer der Gemeinen und die Rathschläge der Krone. Alles in diesem Lande trägt eine aristokratische Farbe: die Institutionen, die Sitten, die Sprache, sogar die Namen der Straßen und der öffentlichen Plätze, die Inschriften der Denkmäler und selbst die Boutiken-Schilder.

Wenn demnach die Aristokratie ihren Einfluß in der Bildung des Unterhauses einbüßet: so darf man nicht bezweifeln, daß die meisten abgeleiteten Institutionen nicht entsprechende Veränderungen erfahren sollten. Im gegenwärtigen Augenblick scheint man sich nur mit der Regulirung der Stimmrechte zu beschäftigen; allein sobald die Bürger, welche der politischen Rechte bisher beraubt waren,

wer-

werden Wähler geworden seyn — wird sie alsdann nicht die Lust anwandeln, Gewählte zu werden? Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich, noch eine Zeit lang, damit vertragen, ihre Mandatare in der aristokratischen Klasse, als in derjenigen zu suchen, welche die meisten Reichthümer besitzet; allein, sobald sie unter Ihresgleichen Männer von Talent und Rechtschaffenheit bemerken werden, wird ihnen auch daran gelegen seyn, diese ins Unterhaus zu senden. Sind diese Männer nicht reich genug, um die Kosten der Repräsentation zu bestreiten und ihre Zeit unentgeltlich dem Publikum zu widmen: so wird man ihnen, wie in den nordamerikanischen Freistaaten, Entschädigungen bewilligen müssen. Ist dies einmal üblich geworden, dann werden die Kandidaten der Aristokratie alle Männer von Talent, die im Lande anzutreffen sind, zu Konkurrenten haben; und in diesem Wettkampf kann der Vorzug nicht auf Seiten des Reichthums bleiben.

Die Funktionen der Sheriffs und Friedensrichter sind unentgeltlich und mehr oder minder kostspielig. Sie können also nur durch Mitglieder der Aristokratie vollzogen werden. Das Publikum gewinnt dabei, daß es diese verschiedenen Klassen von Beamten nicht bezahlt; vielleicht jedoch bezahlt es in Demüthigungen, was es an baarem Gelde erspart. In allen Ländern sind die Besitzer großer Reichthümer sehr aufgelegt, sich hart gegen die Armen zu beweisen; wenn die Macht eins von den Privilegien des Reichthums ist, so läßt sich stets befürchten, daß es nicht immer mit Güte und Sanftmuth werde ausgeübt werden. Befaßt sich ein, durch sein Vermögen vom Publikum unabhängiger Mann mit einer unentgeltlichen Erfüllung kost-

spieliger Verrichtungen — welcher in einer niedrigeren Sphäre lebende Mann wird es alsdann wagen, ihn an Gewissenhaftigkeit und an Treue zu erinnern? Ist das Volk, dem er nichts verdankt, nicht glücklich genug, daß eine so große Person ihre verlornen Augenblicke seinen Angelegenheiten zu weihen geruhet? Kann es von ihm verlangen, daß er, um dem Allgemeinen nützlich zu werden, der zur Beschickung seiner eigenen Angelegenheiten nöthigen Zeit oder wohl gar seinen Vergnügungen etwas entziehen soll?

Also urtheilend, könnte das englische Volk zuletzt wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß Beamten, denen es einen Gehalt zahle und die es als seine Diener zu betrachten berechtigt sei, ihm eben so nützlich werden würden, als eine Aristokratie, welche sich für ihre nicht mit Geld bezahlten Dienste durch Demüthigungen entschädigen läßt. Freilich würden, um neue Gehalte zu bezahlen, Ersparungen gemacht oder frische Steuern eingeführt werden müssen; allein, um die Aussicht auf öffentliche Aemter für sich und die Seinigen zu gewinnen, könnte man wohl Lust bekommen, diese Schwierigkeit zu überwinden. Wenn man mit der Hoffnung, ein Loos zu gewinnen, in die Lotterie setzet, warum sollte man sich nicht entschließen, eine kleine Beisteuer zu entrichten, um sich, oder seinen Kindern, die Möglichkeit eines Gehalts zu erwerben, vorzüglich aber um zu Ansehn zu gelangen? Die Gleichheit ist überdies ein so großes Gut, daß, um zu demselben zu gelangen, ja um sich demselben auch nur zu nähern, es nur wenig Opfer giebt, die nicht mit Freuden dargebracht werden.

Das Heer und die Geistlichkeit werden mit der Zeit dieselben Veränderungen erfahren, wie die Zivil-Verwaltung.

Die hohen Militär-Grade, die reichen Sinekuren der Geistlichkeit sind gegenwärtig das Erbtheil der Aristokratie in ihrer Nachkommenschaft. Am Tage, wo die Kammer der Gemeinen sich den aristokratischen Einflüssen entzogen haben wird, werden die gesellschaftlichen Vorzüge für alle Klassen der Gesellschaft in Beschlag genommen seyn. Sinekuren aller Art werden verschwinden und Jeder seinen Antheil an den Aemtern haben, deren Beibehaltung für nöthig erachtet wird.

Die Korngesetze, welche alle übrigen Klassen der Bevölkerung in die Gewalt der Grundbesitzer geben, gehören zu den Mißbräuchen, gegen welche Manufakturisten und Arbeitsleute am stärksten protestirt haben. Sobald die Handelsstädte besser repräsentirt seyn und die Klassen der Betriebsamen mehr Einfluß auf den Gang der Regierung haben werden, wird es vorbei seyn mit den Privilegien der Grundbesitzer; denn Jeder wird das Recht ansprechen, seine Subsistenz aus Oertern zu beziehen, wo er sich um den billigsten Preis verschaffen kann. Die Pacht-Quanta und der Werth der Grundstücke werden folglich durch die bloße Thatsache der Parliaments-Reform modifizirt seyn.

Die Erlaubniß, ihre Subsistenz aus Oertern zu beziehen, wo sie niedrigen Preises sind, wird den Manufaktur-Städten das Mittel an die Hand geben, ihre Produkte wohlfeiler zu liefern, weil die Handarbeit minder theuer seyn wird. Die Parliaments-Reform wird also auch auf den Handel und die Manufakturen Einfluß haben.

England besitzet zahlreiche Niederlassungen auf fast allen Punkten des Erdballs. Diese Niederlassungen kosten dem englischen Volke mehr, als sie ihm einbringen; allein

sie fordern eine große Anzahl von Aemtern, welche die Aristokratie für sich benutzet. Ist die Parliaments-Reform beendigt, so wird sich für die neuen Inhaber der Gewalt eine Frage darbieten. Mit der Absicht, Theil zu nehmen an den Vortheilen, welche öffentliche Aemter gewähren — werden sie Niederlassungen, welche für das Volk so kostspielig sind, beibehalten? oder werden sie, im Gegentheil, darauf Verzicht leisten, um die Nation von der schweren Last zu befreien, welche dieser Besitz ihr auflegt? . . .

Man darf nicht glauben, daß eine demokratische Regierung für fremde Völker, die sie ihrer Herrschaft unterworfen hat, milder sei, als eine aristokratische; es trifft sich im Gegentheil oft, daß sie tyrannischer ist. Die alten Schweizer-Kantone hatten fast sämmtlich unterthänige Völker, welche sie durch den Sieg bezwungen hatten. Diejenigen nun, welche einer fremden Aristokratie unterworfen waren, wie das Waadtland, wurden handlich bewirthschaftet, und hatten keine anderen Lasten zu tragen, als die der regelmäßig auferlegten Steuern. Die Länder hingegen, welche von demokratischen Kantonen verwaltet wurden, waren sehr schlecht verwaltet, und stets wiederkehrenden Bedrückungen unterworfen.

Die Ursachen dieses Unterschiedes sind leicht zu erkennen. Da nämlich die Mitglieder einer Aristokratie nie zahlreich seyn können und die Gewalt aus Gewohnheit üben, so verschonen sie die unterworfenen Bevölkerungen, wie Familien-Eigenthum. Außerdem sind sie der Aufsicht ihrer Kaste unterworfen, welche ihnen nicht erlaubt, Besitzthümer zu Grunde zu richten, die Jeder auch einmal für sich, oder für ein Mitglied seiner Familie zu genießen hofft. Der

aristokratische Egoismus wird auf diese Weise zur Schutzwehr unterworfener Völker; sie werden erhalten, nicht um ihrentwillen, wohl aber zum Vortheil der Besitzer. . . Die Glieder einer demokratischen Regierung werden, wenn sie unterjochte Völker verwalten, nicht durch dieselben Betrachtungen in Zaum gehalten. In einer Demokratie können die Aemter von Keinem als Familien-Eigenthum betrachtet werden. Die Gewalt, welche über Fremde ausgeübt wird, bewährt sich als hart und habsüchtig, weil diejenigen, in deren Händen sie sich befindet, sehr oft ihr Glück noch zu machen haben, sehr genußsüchtig sind und nicht die Hoffnung nähren dürfen, ihre Autorität auf ihre Nachkommen zu übertragen. Das Volk, welches die Beamten, welche ihm vorstehen, mit mehr oder minder Eifersucht bewacht, bekümmert sich wenig darum, wie seine Agenten ein erobertes Volk behandeln. Es ist bei einem gerechten und gemäßigten Verfahren nicht betheiligt genug, um von ihnen eine strenge Rechenschaft über den Gebrauch zu fordern, den sie von der ihnen anvertrauten Autorität gemacht haben.

Die von Großbritannien unterworfenen Völker dürften sich also, nach vollbrachter Parliaments-Reform, leicht nicht besser befinden, wenn sie der englischen Regierung unterworfen bleiben, und wenn sie, anstatt von Mitgliedern der Aristokratie regiert zu werden, Männern, die von der Volksklasse ausgegangen sind, anheim fallen. Irren wir aber nicht gar sehr, so wird Englands Bevölkerung viel geneigter seyn, die Bande, welche diese Völker mit England vereinigen, zu lösen, oder sie wohl gar gänzlich davon zu befreien, als sie den Einzelnen hinzugeben, die aus ihrem Schoße hervorgegangen sind. Diese Geneigtheit wird das

Resultat besserer Einsichten in die Staatswirthschaft, der täglichen Einwirkungen der Presse, und, vor allen Dingen, der Tendenz seyn, welche alle betriebsame Völker haben, ihr Glück in Werken der Betriebsamkeit und des Handels, nicht in der Ausübung der Gewalt zu suchen.

Die Kenntniß der staatswirthschaftlichen Prinzipe ist heut zu Tage in England allzu sehr verbreitet, als daß nicht eine große Zahl von Gesetzgebern einsehen sollte, daß die durch zahlreiche Kolonial-Niederlassung verursachten Ausgaben in keinem Verhältnisse stehen zu den Vortheilen, die daraus entspringen. Die Aemter, welche solche Niederlassungen nothwendig machen, sind von hoher Wichtigkeit für die Aristokratie, die sich in dem Besitz derselben befindet; allein sie würden einen nur geringen Werth haben für die Masse der Bevölkerung, wenn Jeder darauf Anspruch machen könnte. Die Steuern und Beschränkungen aller Art, welche das Kolonial-System nach sich zieht, werden, im Gegentheil, von Personen aus allen Klassen empfunden, und die Einwirkung der Presse macht das Gefühl tagtäglich noch schmerzlicher. Klärten die Tagblätter das Volk nicht über seinen Vortheil auf, so könnten diejenigen, die es mit seinem Vertrauen bekleidet, sehr wohl die Mißbräuche, welche die Aristokratie so lange genossen hat, für sich benutzen. So etwas kann jedoch nicht Statt finden in einem Lande, wo die Presse frei ist und wo die Masse des Volks lesen gelernt hat; in einem solchen Lande kann man sich nicht begnügen mit einer Reform, welche kein anderes Ergebniß hat, als — Personenwechsel. Das englische Volk verlangt, daß man die Steuern verminderе,

von welchen es erdrückt wird, nicht daß man die Individuen verändere, welche Vortheil davon ziehen.

Derjenige Theil der englischen Aristokratie, welcher, einen langen Zeitraum hindurch, im Besitz der Regierung gewesen ist und dem man die Benennung der „Tories“ giebt, ist seit mehr, als einem halben Jahrhundert, das größte Hinderniß für die Zivilisation der Völker Europa's. In fast allen Kriegen hat er die Parthei des Despotismus gegen die Freiheit, der Privilegien gegen die Gleichheit vor dem Gesetze genommen: es giebt kein noch so barbarisches Volk, dessen Hülfsmacht er nicht gewesen wäre, so wie kein freies Volk, dem er sich nicht feindlich bewiesen hätte. Wenn er bisweilen die Bewegungen der Völker nach Freiheit zu begünstigen schien, so geschah es nur dann, wenn er sie als Werkzeuge für seine ehrgeizigen Zwecke gebrauchen konnte. Sobald er diese erreicht hatte, opferte er die Völker auf, welche einfältig genug gewesen waren, ihm zu vertrauen und auf seinen Beistand zu rechnen. Verfügend über die Reichthümer und Macht einer großen Nation, und unverwundlich durch seine Insular-Lage, hat er der Menschheit ungestraft Kränkungen ohne Zahl zugefügt *). Wäre er im Besitz der Gewalt geblieben, so hätte man vielleicht daran verzweifeln müssen, die Freiheit bei irgend einem Volk des festen Landes obsiegen zu sehen.

Die Parliaments-Reform wird in diesen Beziehungen

*) Wie, wenn die Tories, als Gegenkraft genommen, das Meiste zur Beschleunigung einer bessern Ordnung der Dinge beigetragen hätten? Daß dies nicht unmöglich ist, lehrt die Weltgeschichte. Anm. d. Herausg.

das Geschick der Völker verändern. Ganz zuverlässig hat das brittische Volk seine Fehler, wie alle Völker der Welt; allein ein großer Theil dieser Fehler war unabtreibliche Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Institutionen. Außerdem würde man die Engländer sehr fehlerhaft beurtheilen, wenn man sie nach dem Betragen ihrer Regierung gegen andere Völker beurtheilen wollte. Es würde eben so ungerecht seyn, sie nach den Handlungen Lord Castlereagh's abzuschätzen, als wenn man nach den Handlungen des Villeleschen Ministeriums über die französische Nation urtheilen wollte.

Es giebt wenig Völker — vielleicht kein einziges — die in ihre Handelsverbindungen mehr Rechtschaffenheit und Redlichkeit bringen, als die Engländer; es giebt wenige, die vom Kleinigkeitsgeiste in Geschäften weiter entfernt sind. In England brauchen die Uebereinkünfte nicht niedergeschrieben zu werden, um Verbindlichkeit zu erhalten: das Wort eines Mannes wiegt einen Kontrakt auf, und es ist gestattet, dasselbe durch jede Art von Mitteln darzuthun. Im Allgemeinen entspringt daraus, daß ein Engländer in eine bloße Verbal-Verbindlichkeit dasselbe Maß und dieselbe Aufmerksamkeit legt, welche Franzosen in die allerfeierlichste Urkunde bringen. Hat er sich einmal verpflichtet, so fühlt er sich eben so wenig aufgelegt, sein Wort zurück zu nehmen, als der Franzose, wenn er vor einem Notarius einen Vertrag geschlossen hat. Höchst wahrscheinlich muß man die Sicherheit, welche in dem Verkehr mit ihm Statt findet, zum Theil dieser Gewohnheit zuschreiben.

Es ist aber schwerlich zu erwarten, daß jene Offenheit und Redlichkeit, welche das brittische Volk in seine Handels-

Verbindungen bringt, schnurstracks auf die englische Regierung übergehen werde. Es bedarf der Zeit, um alte diplomatische Gewohnheiten auszutilgen, und die Angelegenheiten der Nationen eben so zu behandeln, wie man die Angelegenheiten schlichter Privat-Leute behandelt. Die Interessen der Völker des Kontinents sind unter einander innigst verknüpft: eine Nation, die sich frei macht, wird zur Hülfsmacht für alle Nationen, welche frei seyn wollen; eine Regierung, welche die Unabhängigkeit und Freiheit eines Volks angreift, bedroht alle. Daher die lebhafte Sympathie, welche sich bei einem Volke des Kontinents offenbart, so oft wichtige Ereignisse bei einem andern Volke eintreten. Diese Sympathie ist für viele Leute nur ein Gefühl, wodurch sie an sich selbst erinnert werden; wenn sie sich über das Glück oder das Unglück Anderer zu freuen oder zu betrüben glauben, so freuen und betrüben sie sich nur durch die Hoffnungen oder Befürchtungen, die sie in Beziehung auf sich selbst unterhalten. Das englische Volk ist minder empfindlich gegen das Schicksal anderer Völker, weil das Geschick derselben nicht denselben Einfluß auf England hat. Es fürchtet nicht, daß fremde Heere die Polizei in seinen Städten zum Vortheil irgend einer Macht ausüben werden; es ist geschützt gegen die Propagaeda des Despotismus, wie vor den Söldnern desselben. Allein, wenn die von ihm genossene Sicherheit ihm nicht erlaubt, dieselben Gefühle zu haben, welche Kontinental-Völker bei den Unfällen oder glücklichen Erfolgen ihrer Nachbaren bewegen: so gewährt eben diese Sicherheit ihm desto mehr Freiheit, seinen Gefühlen und Einsichten gemäß zu handeln. Die Fürsten des festen Landes lassen sich nicht einfallen, das

kontroliren zu wollen, was jenseits des Kanals vorgeht, selbst wenn man zum Vortheil der Freiheit thätig ist.

In dem abgewichenen Jahrhundert haben beredte Schriftsteller, welche man damals für sehr aufgeklärt hielt, uns Beschreibungen von der brittischen Regierung geliefert, welche gegenwärtig selbst von mittelmäßig unterrichteten Leuten für bloße Romane gehalten werden. Was hat es denn auf sich mit den Umständen, welche, im Verlauf so weniger Jahre, nicht bloß die Meinung unterrichteter Männer, sondern selbst die der Masse der Bevölkerung verändert haben? Es giebt dieser Umstände zwei: die Verbreitung der Einsicht und Aufklärung über alle Klassen der Gesellschaft, und der fortschrittliche Anwuchs der Steuern. Anstatt das Spiel der Regierung wie das Spiel einer bloßen Maschine zu betrachten, hat man die Wirkungen desselben geprüft, und es von diesem Augenblick an minder bewundernswürdig gefunden; man hat wahrgenommen, daß ein Theil des Volks darin nur figurirte, um den wahren Schauspielern zur Deckung zu dienen.

„Die seit dem Jahre 1793 der Nation entrissenen und von der Regierung verwendeten Summen“ — sagt Herr Grote, den wir bereits angeführt haben — „sind so angethan, daß sie über die stärksten Vermuthungen hinausgehen, und daß wir sie nicht für reel halten können, selbst dann nicht, wenn wir die Parliaments-Register vor Augen haben. Nie entriß ein Eroberer einer von ihm überwundenen und verachteten Nation so enorme Tribute, wie diejenigen sind, welche die brittische Aristokratie ihren Untergebenen entrissen hat. Während des Krieges bezahlte man ohne Murren auf die Zusicherung, daß diese außeror-

dentliche Forderung vorübergehen und daß der Friede Erleichterung und Ueberfluß gewähren würde. In den ersten Friedensjahren besänftigte das Versprechen, allmählige Reduktionen eintreten zu lassen, das Mißvergnügen; als man jedoch sah, daß Ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß die Steuerlast aufhörte unerträglich zu seyn, begannen die in ihren Erwartungen Getäuschten sich laut zu beklagen. Selbst die geduldigsten und unterwürfigsten Männer haben angefangen, ein System zu prüfen, das so schwer auf sie drückt, und einen neidischen Blick auf die Empfänger der Steuern zu werfen. Sie haben nach den Früchten über den Baum geurtheilt, und das schmerzliche Gefühl, das von den Wirkungen herrührte, ist auf die Ursache bezogen worden. Sehr aufmerksam haben sie Kritiken vernommen, welche gegen die Verfassung gerichtet waren, und ein Lichtstrahl ist in ihr Auge gefallen, als sie den Charakter, die Interessen und die Verfahrungsweise des Unterhauses, so wie dieses bisher gewesen ist, deutlicher angeschaut haben. Nichts, als eine unüberwindliche Stupidität könnte, von jetzt an, das brittische Volk bestimmen, einem Unterhause, dem es unerträgliche Lasten verdankt, und von welchem es keine Erleichterung mehr erwartet, noch ferner sein Vertrauen zuzuwenden."

Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß, wie groß auch die von England getragene Steuerlast seyn möge, diese doch nicht eine Reform herbeigeführt haben würde, wenn Schriftsteller das Publikum nicht unablässig auf die Verbindung aufmerksam gemacht hätten, welche zwischen den Wirkungen und den Ursachen anzutreffen ist. Seit etwa vierzig Jahren hat sich die Zahl der Leser ungemein vermehrt,

und alle Welt hat zuletzt Theil genommen an den politischen Erörterungen.

Die englischen Schriftsteller, welche die Parliaments-Reform vorbereiteten, schienen sich nur mit ihren Mitbürgern zu beschäftigen. Nichts desto weniger werden ihre Bemühungen allen Nationen zu Gute kommen: sie werden als die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts betrachtet zu werden verdienen, wenn sie bewirken, daß England eine wahre Volks-Repräsentation erhält.

Der Schriftsteller, aus welchem wir einige Stellen angeführt haben, hat nicht zum Zweck gehabt, die Nothwendigkeit der Reform zu beweisen; diesen Gegenstand hatte er schon früher abgehandelt. Er hat nur die Bedingungen zeigen wollen, welche erfüllt werden müssen, wenn die Reform nicht illusorisch ausfallen soll; und er hat seinen Beruf als ein Mann von Gewissen und Talent vollbracht.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne auf Frankreich zurück zu kommen. Durch die Beobachtung des allmähligen Anwuchses der Steuern, unter deren Last sie zuletzt erlagen, sind die Engländer zur Entdeckung der Fehler und Gebrechen ihrer Konstitution hingeleitet worden; das Gefühl ihrer Leiden hat sie zur Aufsuchung der Ursachen derselben bestimmt, und sie haben diese Ursachen in der fehlerhaften Zusammensetzung jenes Zweiges der gesetzgebenden Gewalt gefunden, welcher speziell mit der Vertheidigung der Volks-Interessen beauftragt ist. Gleichwohl hat die Regierung seit dem Frieden eine große Zahl von Sinekuren unterdrückt; sie hat sogar die öffentlichen Beisteuern beträchtlich vermindert. Wenn die Steuern noch immer lästig sind, so kann sie zu ihrer Rechtfertigung an-

führen, daß die öffentliche Schuld einen großen Theil derselben verschlürft, und daß sie genöthigt ist, für die Ausgaben zu sorgen, welche eine Menge auswärtiger Niederlassungen fordern.

Die Auflagen, welche im Augenblick des Friedens auf Frankreich drückten, waren bereits sehr beträchtlich. Sind sie aber wohl in demselben Verhältniß vermindert worden, wie die englischen? Sie haben sich vielmehr, Jahr aus Jahr ein, beträchtlich vermehrt. Gegenstände des Verkehrs, welche keiner Steuer unterworfen waren, sind schwer besteuert worden; die, welche nur gemäßigten Zöllen unterlagen, haben die enormsten zu tragen; kurz, die Steuern sind, während des Friedens, auf eine solche Weise angewachsen, daß es unmöglich geworden ist, sie noch höher zu treiben. Sollten nun unsere jungen Kammern wohl noch fehlerhafter seyn, als jenes Unterhaus, das vor unseren Augen in Staub zerfällt? Sollten in dem Regierungs-Modus, den wir der Restauration verdanken, Gebrechen enthalten seyn, die, in dem Zeitraum von sechszehn Jahren, eben so erdrückende Lasten zu Wege bringen konnten, als die Gebrechen der brittischen Konstitution im Laufe von Jahrhunderten erzeugt haben? Wenn diese Gebrechen wirklich vorhanden sind, wo finden sie sich, und worin besteht ihr Wesen? Wir bringen nur Fragen in Gang, und hegen den Wunsch, daß aufgeklärte Männer die Lösung suchen und uns mittheilen mögen.

Nachschrift des Herausgebers.

Es sei dem Herausgeber erlaubt, die am Schlusse des vorstehenden Artikels aufgeworfene Frage ganz im Allgemeinen zu beantworten. . . .

Sofern gefragt wird, ob ein Regierungs-Modus, der sich auf Volks-Souveränetät, auf Volks-Repräsentation in Kammern und auf einen regelmäßig wiederkehrenden Verkehr der Verwalter mit den Gesetzgebern stützt, vermöge seiner Eigenthümlichkeit zur Verschuldung führe, muß diese Frage, nach allen über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen, allerdings mit Ja! beantwortet werden. Die Verschuldung geht zunächst aus der Nachgiebigkeit der Verwaltung hervor; diese aber inhärirt dem politischen Systeme, so wie dieses einmal festgestellt ist. Faßt man nämlich den in Frage stehenden Regierungs-Modus ein wenig schärfer auf: so macht man leicht die Entdeckung, daß die jährliche Steuerbewilligung der Punkt ist, um welchen sich die ganze Gesetzgebung dreht. So wenig, als immer möglich, zu bewilligen, ist der natürliche Beruf der Repräsentanten; so viel, als immer möglich, bewilligt zu erhalten, ist die von den ersten Vollziehungs-Beamten zu lösende Aufgabe. Zwischen jener Ellipse und dieser Hyperbel muß eine Curve gefunden werden, wodurch beide sich ausgleichen. Das einfachste Verfahren hierbei aber ist, daß man die Bewilligung erleichtert. Dies nun geschieht mit dem besten Erfolge durch **Anleihen**, die den Vortheil gewähren, daß die Besteuerten nur die Zinsen des negozirten Kapitals zu entrichten brauchen. Es hat lange gedauert, ehe dies Ver-

fahren sich zu einem förmlichen System ausbilden konnte; denn dazu war, vor allen Dingen, erforderlich, daß es in der Gesellschaft eine Klasse gab, welche das Geld zur Waare machte, die, wie jede andere Waare, veränderlichen Preises war. Nachdem man also in früheren Perioden nicht selten unter sehr lästigen Bedingungen angeliehen hatte, war durch die Wirksamkeit der Geldhändler alles erleichtert. Zwei Dinge trafen von jetzt an zusammen, die sich gegenseitig unterstützten: das Geldbedürfniß der Regierungen und die Begehrlichkeit der Banquiers. Die Volks-Repräsentanten hätten nun zwar dazwischen treten und dieser Verschwörung zu einer immer stärkeren Belastung des Volks eine Gränze setzen sollen; allein auch sie sahen sich zur Nachgiebigkeit verführt, theils durch die Dringlichkeit der Umstände, die sie nicht in ihrer Gewalt hatten, theils durch die Betrachtung, daß die neue Anleihe den Steuerdruck nicht wesentlich vermehre. Auf diese Weise ist es für England in einem Zeitraum von etwa 140 Jahren dahin gekommen, daß die Staatsschuld auf 800 Millionen Pf. Sterl. gestiegen ist, welche mit 40 Millionen Pf. St. aus den Beiträgen der Steuerpflichtigen verzinset werden müssen.

Die einzige Quelle dieser großen National-Schuld ist demnach Englands Verfassung, ohne welche jene, wo nicht ganz unmöglich gewesen seyn, doch niemals eine solche Höhe erreicht haben würde.

Das Fehlerhafte des Anleihe-Systems, wenn dieses einmal in Gang gebracht ist, besteht darin, daß es nicht wirksam bleiben kann, ohne zu einer Verschuldung zu führen, der die hervorbringenden Kräfte eines Volks nicht gewachsen sind. Früher oder später ist dieser Fall unaus-

bleiblich. Er tritt ein, wenn die Verschuldung allzu reißend wächst; er tritt aber eben so sicher ein, wenn die Erwerbfähigkeit eines Volks bedeutende Störungen oder Unterbrechungen leidet. In dem einen, wie in dem anderen Falle ist der Staats-Bankrott unvermeidlich, und alles, was man zu dessen Abwendung in Ersparungen, Abschaffung von Sinekuren u. s. w., thun möge, so gut als überflüssig und vergeblich.

Handelt es sich nun um die Einführung einer solchen National-Repräsentation, wodurch das Anleihe-System, wo nicht gänzlich verdrängt, doch wenigstens in den nöthigen Gränzen gehalten werde: so dürfte dies leicht eine Aufgabe seyn, die nicht zu lösen ist; am wenigsten, wenn man mit der Idee der National-Repräsentation die Idee einer öffentlichen Gesetzgebung verbindet, die immer nur dahin wirken kann, daß Partheigeist und Leidenschaftlichkeit die Stelle der Weisheit und der Besonnenheit einnehmen, welche bei dem Gesetzgebungsgeschäft den Vorsitz führen sollten.

Man spricht zwar viel von den herrlichen Wirkungen eines Repräsentativ-Systems; allein spricht man nach gemachten Beobachtungen, oder nach Chimären? . . . Dies ist eine Frage, welche man, in dem gegenwärtigen Augenblick, Deutschlands Publizisten vorzulegen um so mehr versucht ist, je mehr sie einem Liberalismus huldigen, der seine volle Genugthuung nur in der Auflösung aller gesellschaftlichen Bande finden kann.

B.

In wiefern kann der Staat mit einer Familie verglichen werden?

I. An den Herausgeber der Neuen Monatsschrift für Deutschland.

Bei Durchlesung des diesjährigen März=Heftes Ihrer politischen Monatsschrift, mein verehrter Herr, habe ich an einer Ihrer Behauptungen daselbst gelegentlich Anstoß genommen zu einigen Bemerkungen, die ich Ihnen, falls Sie dieselben einer weiteren Aufklärung für würdig halten, hiermit zu Ihrer Disposition übergebe. Wegen der Flüchtigkeit des Entwurfs muß ich jedoch vor allen Dingen Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen; sein Zweck ist vollkommen erreicht, wenn er seinen Mann findet, der, wie Sie, gewiegt ist in Betrachtungen dieser Art — wenn er Sie darum zu einer gründlichen Berichtigung der in Frage stehenden Behauptung veranlaßte.

„Kann irgend ein Staats=Chef, der dieses Namens würdig seyn will, gestatten, daß, außer ihm, noch irgend ein Anderer das Recht habe, die Initiative in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise ausübe?“ — — fragen Sie, und beantworten diese Frage sogleich durch die zweite:

„Was wird aus einem Familienvater, der einem Andern, oder auch mehreren Andern gestattet, in seine häus=

lichen Anordnungen einzugreifen, über seine Kasse zu verfügen, seine Kinderzucht zu leiten u. s. w.?" —

Erlauben Sie mir zuvörderst, daß ich, Sie unterbrechend, vorläufig bei einer Nebensache anhalte, indem ich mir die fragende mit Ihrer antwortenden Frage in Uebereinstimmung zu bringen suche. Hierbei nun, gestehe ich Ihnen, ich mag mich wenden, wie ich will, so scheint es mir immer, als ob „der Andere," von dem Sie in der Frage reden, ein ganz Anderer wäre, als „der oder auch die mehreren Andern," von Denen Ihre Antwort verstanden seyn will.

Ich wiederhole den Versuch vor Ihren Augen: Erstens, indem ich, von der Antwort ausgehend, unter „dem Andern, dem ein Familienvater nicht ohne Nachtheil Eingriffe u. s. w. gestatten darf," einen Fremden, der nicht zu seiner Familie gehört, verstehe. Aber ich bitte Sie! worauf antwortet denn alsdann diese ihre zweite Frage? — Auf einen Satz, der in der That gar nicht in Frage gestellt, noch weniger aber beantwortet zu werden bedarf: „Ob nämlich ein Staats-Chef, der seines Namens würdig seyn will, einem Fremden, z. B. einer auswärtigen Macht, oder auch einem Diener, der von ihm nur zur Ausführung seiner Befehle besoldet wird, das Recht der Initiative und andere Eingriffe der Art gestatten solle?" — Solle, sage ich; denn, daß es dessen ungeachtet auch eigensinnige und mißtrauische Familienväter giebt, die sich auswärts lieber Raths erholen, und lieber den Fremdling im Hause, den gemietheten Knecht nach Belieben schalten und walten lassen, als daß sie dem eigenen Sohn, dessen Interesse mit der Wohlfahrt des Hauses im innigsten Zusammenhange

steht, einigen Einfluß darauf gestatteten, aus Eifersucht oder aus Furcht, ihm gegenüber sich dadurch an ihrem Ansehn zu vergeben: das ist Ihnen ohne Zweifel aus Ihrer Erfahrung eben sowohl, und wohl noch besser, als mir, bekannt.

Aber ich irre mich auch wohl, und versuche es darum umgekehrt, Zweitens, von der Frage ausgehend, mir Ihre Antwort zu erklären, indem ich die erstere etwas bestimmter, etwa so ausdrücke:

„Kann irgend ein Staats-Chef — außer ihm noch Andere im Staate, deren bürgerliches Interesse mit dem seinigen verbunden ist, und in dem Maße, als es damit verbunden ist, das Recht der Initiative u. s. w. gestatten?“ — versteht sich: „auf eine durch das Gesetz geordnete Weise, und unter Vorbehalt der obersten Leitung und Bestätigung!“ was ich jedoch nur im Vorbeigehen, der Vollständigkeit wegen hinzusetze.

Denn in diesem Zusammenhange verstehe ich nun auf der andern Seite Ihre Besorgniß nicht, die mir, wenn ich, in demselben Gleichniß fortfahrend, zur Antwort übergehe, daraus entgegen springt.

Was wird aus einem Familienvater, fragen Sie, der, Falls ich Sie recht verstehe, außer ihm auch noch den andern mündigen und sonst verständigen Gliedern seines Hauses mit in die Anordnung desselben einzugreifen gestattet, in soweit sie selbst dabei mit betheiligt, und ihre Kräfte dafür in Anspruch genommen sind? Der in gemein-wichtigen Angelegenheiten, z. B. der Benutzung und Verwendung des gemeinsamen Familiengutes, der Erziehung und Behandlung jüngerer Familienglieder u. s. w. sich ihres

Rathes bedient, entweder indem er sie selbst darum befragt, oder auch die Vorschläge, die sie ihm aus eigener Bewegung deßhalb zu machen sich veranlaßt sahen, berücksichtigt?

Im Gegentheil frage ich Sie: Was wird aus einer Familie, deren Oberhaupt die Kräfte seiner Familienglieder zwar in Anspruch, ihre Anwendung aber und die Verwendung des durch sie mit-erworbenen Vermögens allein auf seinen eigenen Kopf nimmt? der, um den bloßen Namen zu behaupten, alle Vorschläge, die ihm von dieser Seite her gemacht werden, als nicht von ihm ausgehend, zurückweist, ja sogar diese Vorschläge auch nur zu machen, ihnen als eine Verletzung seiner Würde verbietet?

Ich frage Sie nicht einmal, ob dies billig, sondern auch nur klug von ihm gehandelt ist? Ist das etwa der Weg, den guten Willen, der zur Förderung des Zwecks der Familie, besonders aber in Gefahren, wo es der Aufopferung bedarf, zu ihrer Erhaltung unentbehrlich ist, zu wecken, wenn man ihm Mißtrauen zeigt, und ihm aus seinen eigenen Angelegenheiten ein Geheimniß macht, das vielleicht von dem ersten besten Fremdling, dem gehorsamen Diener im Hause getheilt wird? Wissen Sie nicht, daß das ein gewöhnliches, leider! noch nicht verbrauchtes Mittel der Dienstboten ist, sich Einfluß auf die Angelegenheiten ihrer Herrschaft zu verschaffen, daß sie Mißtrauen säen zwischen ihr und ihren Kindern, und indem sie bemüht scheinen, das Ansehn des Vaters, seinen Söhnen und Erben gegenüber zu behaupten, ihn desto sicherer dadurch zu beherrschen, und von ihren Eingebungen abhängig zu machen suchen? Heißt das, ich frage Sie, Fa-

milienvater seyn? — — Und was könnte ich Sie nicht noch alles fragen, da ich einmal im Athem bin, wenn es nicht unartig wäre, Sie mit dergleichen unnützen Fragen noch ferner zu behelligen?

Ich brauchte ja nur Ihren dritten, und wie mir scheint, den eigentlichen Hauptsatz Ihrer Lehre: „daß in der That beide Fragen identisch sind;“ zu unterschreiben, und ihnen das fiat applicatio! noch einmal zur gefälligen Revision ans Herz zu legen; wenn es nicht eben dieser dritte Hauptsatz: „von der Identität beider Fragen,“ wäre, den ich nicht unterschreiben kann, weder ihn, noch alle die Folgerungen, die Sie, oder ich, oder auch Andere daraus ziehen könnten; da ich im Gegentheil überzeugt bin, und auch Sie davon überzeugen zu können mir schmeichle, daß überhaupt die ganze Vergleichung von vorn herein auf falsche Wege führt und zu Irrthümern verleitet, die uns wahrlich nicht gleichgültig seyn dürfen.

Diesem Umstande schreiben Sie es zu, wenn ich mit aller Achtung, und eben darum so entschieden, als mir möglich, protestire:

Nein; es ist nicht wahr, daß beide Fragen identisch sind! und Ihre dritte Frage darum: „Denn was ist ein Staat anders, als eine große Familie, und was ist eine Familie anders, als ein kleiner Staat?“ — wodurch Sie diese Identität begründen wollen, kann ich nicht anders beantworten, als mit dem Gegentheil:

Der Staat ist ganz etwas anders, als eine große Familie, und die Familie ganz etwas anders, als ein kleiner Staat!

Wenn irgendwo, so scheint es mir vor allem hier bedenklich, durch Gleichnisse, die der Witz erfindet, beweisen oder begründen zu wollen; sie können gelegentlich zur Erläuterung dienen für den Augenblick, so wie der Blitz die Gegenstände im Dunkeln wohl erleuchtet, aber auch blendend zugleich, die Dunkelheit um so gefährlicher macht, und das Orientiren erschwert. Mag es doch immerhin ein Gemeinplatz seyn, daß alle Gleichnisse hinken; ich kenne Sie als einen Mann, der auch auf diesem Platze eine Wahrheit nicht verachtet, und wenn es mir gelingen sollte, Ihnen nachzuweisen, daß jenes Gleichniß, und wie mir scheint, gerade auf der Seite, wo Sie es aufgenommen, und zur Idealität erhoben haben, nicht weniger hinkt, als wenn ich aus einigen Punkten der Uebereinstimmung behaupten wollte: die Mücke sei nichts anders, als ein kleiner Elephant, und der Elephant nichts anders als eine große Mücke. — — Doch, wohin gerathe ich? Spotten Sie nur, und verspotten Sie mich immerhin, weil ich's verdiene! denn so verführerisch ist die Gelegenheit, daß ich selbst, indem ich ihn tadle, in denselben Fehler verfalle, und mich verleiten lasse, ein hinkendes Gleichniß, durch ein noch lahmeres zu widerlegen.

Aber ich bin auch dadurch von meinem Zwecke abgekommen; nicht um zu tadeln oder zu widerlegen, wende ich mich an Sie — denn wie sollte ich das? — sondern um Ihren Scharfsinn auf ein sicheres, an überraschenden Resultaten ergiebigeres Verfahren zu lenken, welches, von der Vergleichung nur ausgehend, gerade die unterscheidenden Momente hervorhebt, und durch Unterscheidung jedem Dinge ihre eigenthümliche Bedeutung abgewinnt.

Wenn ich in diesem Felde einige Aehren zerstreut am Wege hin auflese, so geschieht dies keinesweges mit der Anmaßung, Ihnen auf Ihrem Boden die Ernte vorweg zu nehmen.

Das Verhältniß des Oberhauptes im Staate ist allerdings in einigen, sogar wesentlichen Stücken dem Verhältniß des Familienvaters zu vergleichen; auch haben sich in der vorläufigen Beleuchtung dergleichen Punkte der Vergleichung vorgefunden, jedoch immer nur — in sofern auch in dem letzteren Verhältnisse zugleich auch die Mündigkeit der Familienglieder vorausgesetzt wurde, und weiter nicht.

In diesem Falle ist das Familienverhältniß, um es mit Einem Worte zu bezeichnen, ein rein gemüthliches, wo die gleiche, ja nicht selten größere Intelligenz des erwachsenen Sohnes im Gefühl der Dankbarkeit der Eltern seine Ehrfurcht und den kindlichen Gehorsam nicht versagt, so wie diese, seiner Einsicht gern vertrauend, ihn in ihren Angelegenheiten unbedenklich zu Rathe ziehen, und weit entfernt von dem Verdachte, ihrem Ansehn dadurch zu vergeben, sich vielmehr freuen, und stolz darauf sind, in ihm den Rath und die Stütze ihres Alters erzogen zu haben. Allerdings — und ein solches Verhältniß tritt zuweilen auch in der Geschichte ein, und glücklich das Volk, dem es beschieden ist! das einen Fürsten zu seinem Oberhaupte hat, der — ein pater patriae im römischen Sinne des Worts — mit der älteren Generation fortschreitend gealtert, und mit ihr verbunden ist durch die gemeinsame Erinnerung rühmlich überstandener Gefahren, während das jüngere heranstrebende Geschlecht, erwachsen unter dem Einfluß einer geläuterten Ordnung, sein Wissen und Können bescheiden

der Ehrfurcht unterordnet vor dem, dem es dasselbe zu verdanken hat! Glücklich ein solches Volk! denn in ihm liegen alle Bedingungen zu einer besonnenen, d. i. der einzigen und wahren Staatenentwickelung.

Wenn dagegen ein Fürst, der Erziehung vielleicht selbst kaum entwachsen, sich von vorn herein einen Vater des Volks nennen läßt, so mag das von Wünschen und Hoffnungen, und von wohlmeinenden Absichten, die mit Gottes Hülfe dereinst in Erfüllung gehen werden, verstanden, und, so verstanden, auch gerechtfertigt werden können; allein nur allzu leicht kann auch die Schmeichelei sich dieser Wendung bemächtigen, um jungen unerfahrenen Fürsten mit einem herzlich gemeinten Ausdruck den Kopf zu verdrehen, und die gute Absicht zu ihrem Nutzen in das Gegentheil zu verkehren.

Es kann dieses aber, wie mich dünkt, auf zweifache Weise geschehen. Einmal, indem man die Vergleichung weiter faßt, und unter der Hand auch auf das Verhältniß der Intelligenz ausdehnt, den Fürsten als unabhängig von der Intelligenz seines Volkes darstellt, ihn auf das vorhandene Maß seiner eigenen Einsicht beschränkt, als für den es unanständig wäre, von seinen Untergebenen Rath zu nehmen u. s. w. Denn auf die Gefahr, die aus einer solchen, künstlich genährten Einbildung für Fürst und Volk entstehen kann, brauche ich Sie nicht erst aufmerksam zu machen.

Ja, wenn es die Schmeichelei eben dabei auch bewenden ließe! Denn daß der Fürst selbst regiere, auch vor allen aus sich selbst Rath zu schaffen wisse, ist auf jedem Fall gut, aber freilich, was das Letztere betrifft, nicht in

allen Fällen und unter allen Umständen möglich, und der besonnene weiß alsdann auch Rath zu suchen bei den Seinigen, und weiß es, daß er ihn zu nehmen hat. — Jene aber, um sich in Gunst zu erhalten, ist genöthigt, von vorn herein ihm dieses Suchen und Nehmen zu ersparen, indem sie seiner Rathlosigkeit zuvorkommt, und bei dieser Gelegenheit ihm ihren eigenen guten Rath unterschiebt. Sehen Sie! auf diese Weise wird dann der väterliche Wille des Fürsten zu fremden Zwecken gemißbraucht, seine Autorität untergraben, und er selbst beherrscht, je mehr er selbst zu herrschen meint.

Die zweite Art und Weise, wie man Ihr Gleichniß von der väterlichen Autorität mißbrauchen könnte, ist, daß man den Fürsten zum Vater seines Volks, als eines Unmündigen, und dadurch die Vollmacht desselben zu einem Rechte der väterlichen Gewalt macht, ohne daß jene jedoch mit diesem einerlei Ursprung hat, und durch dieselben Pflichten bedingt wird.

Eine solche Verwechselung rechtfertigt selbst das Unsittliche und geistig Herabwürdigende des Despotismus mit dem ehrwürdigen Namen der väterlichen Vorsorge, und ist im Stande, selbst da, wo dieser Name seinen guten Grund hat, die Anwendung verdächtig zu machen. Ja, und hat man wirklich nicht schon den Mißbrauch damit so weit getrieben, daß man mit der inhumansten Sentimentalität durch dergleichen Epithete sogar die Leibeigenschaft beschönigen möchte?

1) Die Familie ist eine natürliche, der Staat eine künstlich geordnete und zu ordnende Gesellschaft. Das Recht der väterlichen Gewalt setzt voraus die natürliche Zuneigung

des Vaters zu seinen Kindern, wodurch das Willkürliche, welches darin liegt, ausgeglichen und gemildert, und im Gemüth der Kinder die unbedingte Unterwerfung unter einen Willen, den sie noch nicht verstehen, sittlich motivirt wird.

Wer über Andere sich der väterlichen Gewalt von Rechtswegen bedienen will, der muß sich auch zu ihnen als Vater fühlen können; und wenn Herren also über ihre Untergebenen, Fürsten über ihre Völker, als über Unmündige, mit väterlicher Gewalt herrschen wollen, so mögen sie zuvor in ihren Busen greifen, und sich fragen, ob sie zu ihnen wirklich dieselbe Zuneigung empfinden, als zu ihren Kindern, die ihr eigen Fleisch und Blut sind? — Dieselbe, und zwar nicht heute bloß, und morgen wieder; denn eine vorübergehende Stimmung kann kein beständiges Recht begründen; — auch nicht, weil sie sich's vorgenommen haben: denn was wäre das für ein Vater, der sich's erst vornehmen müßte, seine Kinder zu lieben? — Und wenn sie das nicht von sich behaupten können, warum sollen sie denn nicht lieber unter demjenigen Titel herrschen, der ihnen wirklich und in Wahrheit von Gottes und Rechtswegen zukommt, als unter einem erborgten Titel ihre Vollmacht sich erkünsteln? — und noch dazu vergebens, wenn er im Herzen der Völker keinen Anklang findet. —

2) Aber gesetzt, es könnt' es Einer, so beruht das Recht der väterlichen Gewalt auf der Voraussetzung der überwiegenden Intelligenz des Vaters; doch diese begründet darum auch für ihn zugleich die Pflicht zur Erhaltung seiner Kinder, so lange sie unmündig sind, und unfähig sich selbst zu erhalten, ihre Zeit und Kraft auf die Aus-

bildung ihrer Fähigkeiten verwenden sollen. Daß man auch die Unmündigen zur Erhaltung der Familie arbeiten lasse, ohne daß damit auch ihre Ausbildung bezweckt wird, kann nur durch die Noth entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden; denn ohne jenen Zweck und ohne diesen Rath ist es kein sittliches und rechtliches Verhältniß mehr, sondern ein rein ökonomisches, das nur den Nutzen berücksichtigt — es ist mit Einem Wort: Leibeigenschaft!

Ich nehme mir die Freiheit, zur Erläuterung dieses Punktes Sie an ein ähnliches Verhältniß der politischen Unmündigkeit zu erinnern, in welchem sich, wie bekannt, die römischen Proletarier befanden, die aber auch, eben dieser Unmündigkeit wegen, in den guten Zeiten der Republik, mit lobenswerther Konsequenz weder zur Erhaltung des Staates besteuert, noch zur Vertheidigung desselben persönlich verpflichtet waren. Das Aufgeben dieser Konsequenz und der Untergang der Republik fallen in der Zeit zusammen — doch wohl nicht zufällig? — die neueren Staaten dagegen erkennen solche Bürger nicht an, und, glaube ich, mit vollem Rechte. Auch der Aermste, der Tagelöhner selbst, wird nach seiner Einnahme und Ausgabe direkt und indirekt besteuert zur Erhaltung des Staates, und ist zur Vertheidigung desselben, wie jeder andere, persönlich verpflichtet; aber wenn man ihn demnach von Seiten seiner Leistungen nicht als unmündig betrachtet, so ist es recht und billig, und wie mir scheint, der Klugheit auch gemäß, ihn, so weit er leisten muß, auch von der andern Seite nicht als einen Unmündigen zu behandeln.

3) Das Recht der väterlichen Gewalt hört mit den Jahren der Mündigkeit auf, wo der Sohn des Hauses

selbstständig sich zu erhalten, und zur Erhaltung der Familie beizutragen im Stande ist. Ja noch mehr! Die väterliche Gewalt geht recht eigentlich darauf aus, ihn zu dieser Selbstständigkeit zu bilden, und auf diese Weise ihr Recht an ihm selbst zu vernichten. Das Gegentheil davon wäre Leibeigenschaft, wo der Besitzer seinen Knecht eben nur abrichten läßt, nur ihn brauchbar zu machen, aber mit kluger Vorsicht vor jeder Bildung bewahrt, durch die in ihm die Neigung zur Selbstständigkeit erwachen könnte.

Nach römischem Recht, wo der Sohn, doch nur der Form nach, nicht anders als der Sklave zur Familie gehörte, bedurfte es einer förmlichen Freilassung. Bei uns, die wir Sklaverei nicht anerkennen, erlischt das Recht des Vaters mit der Ausübung von selbst und durch sich selbst, und verwandelt sich entweder in eine freiwillige Vereinigung zu gemeinschaftlichen Zwecken, oder es trennt sich auch der Sohn vom väterlichen Hause, um am eignen Heerd und zu eignen Zwecken seine eigene Familie zu gründen. Wollen wir auch in diesem Falle die Vergleichung fortbehaupten, und die Staatsgewalt mit der väterlichen als identisch setzen? In welches Labyrinth von Konsequenzen würde uns nicht eine solche Behauptung verwickeln, da diese ja mit der Zeit sich auflöst und verwandelt, ja selber danach strebt sogar, jene aber, die Staatsgewalt meine ich, beständig und unwandelbar in ihrem Recht verharren, und in ihm sich immer mehr befestigen soll!

Der Vater macht den mündigen Sohn zu seinem Gesellschafter, wenn er ihn in seinem Geschäft nicht missen kann und mag; — wie aber der Staat? — „So mag er auswandern, der auf diese Weise nicht mehr gehorchen

will!" — Aber er soll gehorchen; es kommt darauf an, daß er's mit gutem Willen könne! — Und was das Auswandern betrifft, so werden Sie gewiß mit mir der Letzte seyn, der aus Liebe zu einem Gleichniß und um der bloßen Konsequenz willen eine solche Auskunft in Vorschlag bringen möchte.

Zu anderen Zeiten geschahen dergleichen Auswanderungen, auch wohl von Staatswegen, wie die der spartanischen Parthenier, die daheim, ihrer Geburt wegen, weder Sklaven noch Bürger seyn konnten. Und in neuerer Zeit nicht auch? Sind die Staaten in Nord-Amerika nicht größten Theils auf diese Weise gestiftet worden? werden sie nicht noch in diesem Augenblick durch europäische, durch deutsche Auswanderer bevölkert? — Und wer sind diese Auswanderer? — Sie sind aus dem Mittelstande, der eigentlichen Kraft, dem Kern des Volkes — Bürger, die nicht arm genug sind, um an Ort und Stelle gefesselt, aber nur gehorchen zu müssen, noch auch reich genug, um gelegentlich auch mit befehlen zu können.

Darum meine ich, wer das Prinzip behaupten will, der muß sich auch daraus die Konsequenzen hinterher gefallen lassen, und um den Nachtheil zu verhindern, muß man vor allen Dingen aufhören, ihn zu veranlassen; man muß bei Zeiten dafür thun. —

Was? — Darauf, mein verehrter Herr, Ihnen zu antwoten, verlangen Sie nicht von mir, dem eine minder wichtige und weitschichtige Frage, welche nur die Form, den bloßen Titel der Staatsgewalt betrifft, schon mehr zu thun giebt, als ich leisten kann. Ich sage: „minder wichtig!" Denn am Ende, wenn nur regirt wird, wie sich's gehört,

was thut der Titel zur Sache? Und in der That, wenn man auf das Resultat im Ganzen und auf die Umstände sieht, so ist die langen Jahre daheim wahrlich nicht schlecht regiert worden, ohne daß man viel nach Titeln und andern dergleichen Legitimationen dazu gefragt hätte. Seitdem aber durch Umstände, die nicht hieher gehören, diese Frage einmal auf die Bahn gebracht worden, so scheint es mir wenigstens nicht unrichtig zu seyn, einer Verwirrung der Ansichten und Verhältnisse, die dabei aus falschen und unnöthigen Voraussetzungen entspringen könnte, wenn auch nur vorzubeugen, und namentlich vor einer Vergleichung zu warnen, die nichts begründet, und unter einem leicht verführenden Titel vielmehr nach allen Seiten hin die schlimmsten Konsequenzen birgt.

Im Uebrigen aber — wenn ich auf der einen Seite bemerke, wie durch alle, von Alters her, oder seit den neu eingeführten, sogenannten Verfassungen die obwaltenden Uebel de facto, wo nicht ärger, doch auch nicht gebessert worden, und wenn auf der andern Seite, der politisch-theoretisirenden nämlich, noch jüngst sogar ein berühmter und sonst besonnener Schriftsteller, bei Vermittlung der Extreme, das sonderbare Unglück gehabt hat, selbst in das Extrem zu verfallen, daß er in politischer Hinsicht auf der einen Seite nichts als Beschränktheit und Unmündigkeit, auf der andern nichts als Mündigkeit und Umsicht erblickt; — so muß ich Ihnen nur gestehen, daß ich zur praktischen sowohl, als zur theoretischen Lösung solcher Fragen sehr gern mich nicht berufen finde, aber auch beruhigt deßhalb, weil ich mit Ihnen inmitten eines Volks lebe, bei dem, wenn irgend wo, wie mir scheint, Ihr Gleichniß wirklich Statt

findet, und das darin die sicherste Bürgschaft des inneren Friedens und der friedlichen Entwickelung seiner Verhältnisse besitzt.

Ich schließe mit der Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Ihr

ergebenster

E. W. K.

II. An den Herrn E. W. K. Zur Beantwortung der vorstehenden Frage.

Sie fordern mich auf, ein Gleichniß zu rechtfertigen, dessen ich mich in meinen Sendschreiben an den Herrn Hofrath Pölitz bedient habe, um meine Idee von der fürstlichen Initiative ins Licht zu stellen.

Die Einheit derselben als nothwendig zu bezeichnen, hatte ich in meinem Sendschreiben die Frage aufgeworfen: „was aus einem Familienvater werde, der einem Andern, oder auch mehren Andern gestatte, in seine häusliche Angelegenheiten einzugreifen, über seine Kasse zu verfügen, seine Kinderzucht zu leiten u. s. w.“ Die Identität dieses Falles mit dem eines Fürsten oder Staats-Chefs, der sich der ausschließenden Initiative berauben lassen, schien mir

evident zu seyn; und je sicherer ich meiner Sache zu seyn glaubte, desto entschlossener fügte ich hinzu: „die Familie sei ja nichts weiter, als ein kleiner Staat, so wie der Staat nichts weiter, als eine große Familie.“

In dieser Behauptung nun soll die Wahrheit nicht auf meiner Seite seyn. Sie greifen dieselbe von mehr als einer Seite an, und ohne sich weder auf eine nähere Bestimmung des Begriffs der Familie, noch auf eine haltbare Definition vom Staate einzulassen, velitiren Sie in Ihrem Raisonnement zwar mit Thatsachen, wodurch sie den Unterschied zwischen Familie und Staat geltend machen, doch auf eine solche Weise, daß Sie nur die Verschiedenheits-Punkte auffassen, die Aehnlichkeits-Punkte dagegen gänzlich mit Stillschweigen übergehen.

Ihre Zuschrift, so wie ich sie hier meinen Lesern mitgetheilt habe, beantwortend, könnte ich, mit Vermeidung aller Ausführlichkeit, sagen: „Was wollen Sie? Wir sind einverstanden; den Unterschied zwischen Familie und Staat habe ich Ihnen zum Voraus eingeräumt, indem ich jene einen kleinen Staat, diesen eine große Familie genannt habe; geben Sie mir dafür die Aehnlichkeit zwischen beiden zu. Da Aehnlichkeit und Verschiedenheit sich unter einander bedingen, so fällt jeder Streit unter uns in sich selbst zusammen . . .“

So würde ich, der That nach, verfahren, wenn die von Ihnen angeregten Zweifel mir nicht Gelegenheit gäben, über Familie und Staat, Dinge zur Sprache zu bringen, die, wie ich meine, bisher nur allzu sehr aus der Acht geblieben sind. Was Sie, mit Ihrem Scharfsinne, aufgefunden haben, um mich wegen des freilich sehr allgemeinen Aus-

Ausdrucks „ein Anderer oder mehre Andere" anzufechten, lasse ich hier unbeantwortet, weil ich in diesem Zusammenhange keinen Beruf fühle, meine Theorie von sogenannter Volksmündigkeit und getheilter Initiative zu vertheidigen; ich betrachte nämlich diese Theorie, als etwas, das steht oder fällt, je nachdem es zu stehen oder zu fallen verdient, und fordere nichts weiter, als daß, wer sich nicht damit vertragen kann, Thatsachen anführe, wodurch das Gegentheil von dem ausgesagt wird, was ich darüber ausgesagt habe. Was mich in dieser Antwort allein beschäftigt, ist die genauere Entwickelung der Begriffe von Familie und Staat; denn nur um eine solche handelt es sich.

Zur Sache!

Ich bemerke zuvörderst, daß der Begriff „Familie," im Laufe der Jahrhunderte die wesentlichsten Veränderungen erfahren hat. Wenn er sich, in Folge einer weitgetriebenen Theilung der gesellschaftlichen Arbeit, gegenwärtig so stellt, daß unter Familie nichts weiter verstanden werden kann, als ein Verein von Personen, die in dem Verhältniß von Eltern zu Kindern, und umgekehrt zu einander stehen, kurz, wenn sich gegenwärtig der Begriff „Familie" zurückführen läßt, auf die Zahl drei, namentlich auf Vater, Mutter und Kind: so war dem nicht immer so. Im Alterthum war man weder pater familias, noch mater familias dadurch, daß man so oder so viel Kinder in die Welt gesetzt hatte, für deren Ernährung, Bekleidung und Erziehung man sorgte; man war vielmehr das eine und das andere dadurch, daß man an der Spitze eines mehr oder weniger umfänglichen Hauswesens stand, um Einheit und Ordnung in demselben zu erhalten. Die Skla-

ven machten einen sehr wesentlichen Bestandtheil der Familie aus: einen um so wesentlichern, weil alle materielle Arbeit ihnen oblag, und sie sehr füglich als die Wurzeln betrachtet werden konnten, durch welche der Baum, Familie genannt, seine Nahrung erhielt.

Dieser Begriff von Familie hat die ganze Periode, die durch Mittelalter bezeichnet wird, hindurch vorgehalten. Zu allen Zeiten und in allen Ländern aber ist die gesellschaftliche Organisation das Produkt der Mittel gewesen, über welche man zu gebieten hatte, um die öffentliche Freiheit mit der öffentlichen Ordnung in Uebereinstimmung zu bringen; weiß man dies nicht, so ist man anhaltend der Gefahr ausgesetzt, die Erscheinungen einer früheren Periode fehlerhaft und falsch zu beurtheilen. So war z. B. im früheren Mittelalter eine Dorfschaft nicht etwa ein Verein von Familien zu ackerbaulichen Zwecken, wohl aber eine einzige Familie, die unter den Anordnungen und Befehlen eines Einzelnen stand, der, welchen Titel er auch führen mochte, immer nur als Vater dieser Familie angeschaut werden darf. Die Prokreation kam dabei gar nicht in Betrachtung; und was der Vorsteher war, das war er, selbst wenn er unvermählt und unbeerbt blieb. Mit dem Städtewesen verhielt es sich nicht anders. Wie mannichfaltig auch die Verrichtungen in demselben seyn mochten: so löste sich diese Mannichfaltigkeit doch in die Einheit der Familie auf, die von den sämmtlichen Bewohnern einer Stadt gebildet wurde, und die Vorsteher der Gemeine erschienen nur in dem Lichte von Vätern der Stadt: eine Benennung, welche allzu häufig vorkommt, als daß sie als eine bloße Courtoisie aufgefaßt werden

konnte; eine Benennung, welche sich noch gegenwärtig in unseren Schul-Programmen und Schulreden antreffen läßt. Ehe und Nachkommenschaft waren in früheren Jahrhunderten dem Begriff einer Familie sogar so fremd, daß es bedeutende Familien gab, worin weder von der einen, noch von der andern die Rede seyn konnte. Dieser Art waren die Mönchs- und die Nonnen-Familien: der Vorsteher eines Mönchsklosters war nicht weniger Abt (Abba), weil er unbeweibt und kinderlos war, ja er war nur Abba, weil ihm Weib und Kinder fehlten; und nicht anders verhielt es sich mit der Vorsteherin eines Nonnenklosters, welche nicht weniger Domina und mater familias war, weil ihr der Gemahl und die Kinder fehlten. Am Vollständigsten spricht sich die Vorstellung, welche man während des Mittelalters von dem Wesen der Familie hatte, in der Organisation der Kirche aus; und man sagt über diesen Gegenstand alles, was nur darüber gesagt werden kann, in der einfachen Bemerkung aus, daß das Haupt des Kirchenreichs, trotz dem Umstande, daß die Ehelosigkeit oder Ledigkeit zu seinem Wesen gehört, vorzugsweise Vater genannt wurde; denn wer wüßte wohl nicht, daß Papst aus Papa entstanden ist, und daß man sich unter diesem Papa den Allerwelts-Vater dachte?

Erwägt man dies Alles, so springt in die Augen, daß die Diskrepanz zwischen Familie und Staat nicht zu allen Zeiten solcher Beschaffenheit gewesen ist, daß man mit Wahrheit sagen konnte, beide hätten nichts mit einander gemein, beide ständen in keiner Art von Verwandtschaft.

Wie beschränkt nun auch der Begriff „Familie" in unserer Zeit gefaßt werden möge: so ist das Staatsbür-

gerliche aus demselben doch nicht so sehr gewichen, daß es sich nicht wiederfinden ließe. Denn worauf stützt sich das Familienväterliche? Worauf anders, als auf das Staatsbürgerliche? Und kann, sobald von diesem die Rede ist, der Staat noch anders betrachtet werden, als ein Familiengeschlecht, dieses sei geordnet, wie es wolle? „Der Staat," so drückt sich einer unserer vorzüglichsten Publizisten aus, „ist als Intelligenz-Organismus wesentlich verschieden von dem Natur-Organismus der Familie, welche nicht nur nicht die älteste und allein natürliche Gesellschaft, sondern gar keine Gesellschaft ist; denn von dem Augenblick an, wo die Familie sich in ihren erwachsenen Gliedern als Gesellschaft zu gestalten beginnt, hört sie auf Familie zu seyn." Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich hierin nichts weiter sehe, als eine sehr unvollständige Wahrnehmung. Allerdings ist die einzelne Familie, wie groß sie auch gedacht werden möge, nicht die ganze Gesellschaft; hört sie aber deßhalb auf, ein integrirendes Element derselben zu seyn? Man mache den Versuch, den Staat von dem Familienwesen zu trennen, und es wird sich auf der Stelle zeigen, was von ihm übrig bleiben kann. Nichts ist natürlicher, als daß die einzelne Familie verschwindet, wenn die erwachsenen Glieder derselben sich zur Gesellschaft gestalten; allein wodurch gestalten sie sich zur Gesellschaft? Doch wohl nur dadurch, daß sie die verschwindende Familie einfach oder mehrfach ersetzen? Wäre dies nicht der Fall, so müßte die Gesellschaft in kurzer Zeit untergehen; denn ehelose Familien, wie die Mönchs- und Nonnen-Familien, sind immer nur, wo nicht als ein Luxus der Gesellschaft, doch als eine gesellschaftliche Insti-

tution zu betrachten, aus welcher nichts Gedeihliches für den Staat hervorgeht, sobald dieser in seiner Entwickelung so weit vorgeschritten ist, daß er keine Ursache mehr hat sein Wachsthum und seine Stärke zu fürchten . . .

Lassen Sie uns hierbei einige Augenblicke verweilen, nur um uns klar zu machen, worin der gesellschaftliche Zustand unserer Zeit seinen Charakter hat, und was daraus für die Organisation der Regierung folgt.

Alles anzuführen, was seit etwa fünf Jahrhunderten die gesellschaftlichen Verhältnisse aufgelockert und einen höheren Grad bürgerlicher Freiheit vorbereitet hat, würde hier zu viel Raum einnehmen, und meinerseits nichts weiter in sich schließen, als eine baare Wiederholung. Die Erscheinung, von welcher hier die Rede ist, sattsam zu erklären, genügt es, bis auf den Zeitpunkt zurückzugehen, welcher unmittelbar nach dem Abschluß des westphälischen Friedens eintrat. Seit hundert und drei und neunzig Jahren gab es für die Regierungen keine andere Aufgabe, als wie es anzufangen sei, um das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit zu vermehren; alles forderte zur Lösung dieser Aufgabe auf, mehr als das Uebrige jedoch das Daseyn der stehenden Heere, weil diese weder für die Sicherung der Ordnung im Innern der Staaten, noch für die Vertheidigung derselben gegen Angriffe von Außen her entbehrt werden konnten. Nun läßt sich das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit immer nur auf einem zwiefachen Wege vermehren; nämlich einmal, durch Fortschaffung der Hindernisse, welche sich der Entwickelung der persönlichen Kraft entgegenstellen, zweitens, durch Herbeiführung einer größeren Mannichfaltigkeit nützlicher Verrichtungen. Was auf beiden

Wegen in dem angegebenen Zeitraum vom westphälischen Frieden bis auf unsere Zeiten auf verschiedenen Punkten der europäischen Welt geleistet worden ist, bildet den Unterschied zwischen jedem früheren gesellschaftlichen Zustand und dem gegenwärtigen. Anfangend mit Säkularisationen, welche die Masse unnützer Verzehrer verminderten, schritt man vor zu einer Verwandelung der Leibeigenschaft in Erbunterthänigkeit, welche in sich nichts weiter war, als der Uebergang zur bürgerlichen Freiheit. Innungen und Zünfte sahen sich erst zu einer Verminderung ihrer früheren Strenge genöthigt, bis sie, nach und nach, dahin gebracht waren, ihr Wesen der freien Konkurrenz aufzuopfern. Durch alle diese Maßregeln wurde Eins und dasselbe bewirkt: die Gesellschaft, frei von früheren Banden, verlor in ihren kleineren oder größeren Gruppen (Dörfern und Städten) den Charakter der Familie, während dieser auf bloße Individuen überging. Hierbei war Verlust und Gewinn zugleich; jener für den Schwachen, dem die Dorf- oder Stadt-Familie fortgeholfen hatte; dieser für den Starken, der von dem, was seine Stärke bildet, weniger abzugeben brauchte. Ob der Verlust größer war, als der Gewinn — wer möchte darüber entscheiden wollen? Auf eine unverkennbare Weise gewann die Gesellschaft an Reichthümern und an Bevölkerung; weil jene jedoch minder gleichartig vertheilt waren, so wurde der Unterschied zwischen Armuth und Reichthum auffallender, als er es in jeder früheren Periode seyn konnte, und es dürfte der Wahrheit vollkommen gemäß seyn, wenn man behaupten wollte, die Summe des Gemeinwohls habe sich durch die Auflösung des Familienartigen in den größeren Bestandtheilen eher vermindert als vermehrt; der Be-

weis für diese Behauptung würde sich in der Fülle der Hülfsbedürftigen finden, welche gegenwärtig viel stärker ist, als sie es ehemals seyn konnte. Das Einzige, was sich von jenem der ganzen Gesellschaft angehörigen Familienartigen gerettet hat, findet sich wieder, wenn gleich als bloßer Schatten, in dem Verhältniß großer Betriebsamkeits-Unternehmer zu denjenigen, die für sie arbeiten; doch ist prompte Bezahlung das einzige Band, das sie vereinigt, und alles Persönliche bleibt dabei so sehr aus dem Spiel, daß Namen und Firma allein in Betrachtung kommen.

Diese Auflösung des Familienartigen in den Gesellschaftsgruppen hat nicht ohne Einfluß auf die Organisation der Regierung bleiben können. In jeder früheren Periode war das Regieren nicht wenig dadurch erleichtert, daß jeder größere Bestandtheil der Gesellschaft in allem, was Ordnung genannt werden kann, für sich selbst einstand: das Dorf in seiner Verbindung mit dem Grundbesitzer oder Edelmann; die Stadt in ihrer innigen Vereinigung mit einem meistens aus ihr selbst hervorgegangenen Magistrat. Die allgemeine Regierung, an welcher es nicht fehlen durfte, wenn das Mannichfaltige sich zur Einheit erheben und der Staat zum Vorschein kommen sollte, hatte ein sehr gemächliches Daseyn, in welchem es nur von ihr abhing, wie viel oder wie wenig sie leisten wollte. Dies nun mußte ein Ende nehmen, sobald, in Folge der genannten Auflösung des Familienartigen, jede Persönlichkeit sich selbst zurückgegeben war, und alles Familienwesen sich auf Individuen beschränkte. Der Individualismus war von diesem Augenblick an vorherrschend geworden; und war es wohl ein Wunder, wenn die Selbstsucht sich mit ihm verband?

Diesem Amalgam entgegen zu wirken, um die nöthige Ordnung zu erhalten, bedurfte es einer Intensität der Triebfedern, von welcher man in früheren Zeiten keine Ahnung hatte. Die sicherste Grundlage alles wahrhaft Gesellschaftlichen sind die Sitten, d. h. die Gewohnungen des Geistes und des Herzens, einem anerkannten Gemeinnützlichen gemäß zu leben und zu handeln. Von dieser Grundlage konnte in dem so wesentlich veränderten Gesellschaftszustande, der seinen Charakter im Individualismus hatte, nicht länger oder nur auf eine entfernte Weise die Rede seyn; an ihre Stelle mußte das Gesetz treten, das Gesetz mit seiner vollen Strenge, Unterwerfung heischend und jede Uebertretung unerbittlich ahnend. Daher die fast unübersehbare Menge von Beamten, die in ihren verschiedenen Wirkungskreisen, keine andere Bestimmung haben, als eine Ordnung zu erzwingen, die nicht mehr in den Bedürfnissen derer liegt, durch welche und mit welchen die Ordnung gebildet werden soll.

Nach der Kenntniß, die Sie, m. H., von meinen politischen Anschauungen zu haben scheinen, glauben Sie es mir wohl auf mein Wort, wenn ich Ihnen sage, daß ich an der Entwickelung, welche die europäische Welt, hier mehr dort weniger, seit hundert und drei und neunzig Jahren ihrem Innern nach erfahren hat, weder etwas zu loben, noch etwas zu tadeln finde; in der That, was könnte man an ihr loben oder tadeln, da sie aus sich selbst hervorgegangen ist nach einem Gesetz, dem, weil es der menschlichen Organisation inhärirt, Alle folgen müssen? Das Einzige, was ich mir zu wünschen erlaube, ist, daß der Zeitpunkt, wo die politischen Systeme dem durchaus

veränderten Gesellschaftszustand entsprechen werden, nicht allzu fern seyn möge. Zurück kann man nicht; über das naturgesetzliche Ziel hinausgehen, ist vielleicht eben so verderblich. Wiederum bewegen sich alle politischen Gedanken in den beiden Extremen, von denen das eine durch Ultraismus, das andere durch Liberalismus bezeichnet wird; und so lange dies der Fall ist, wird es an Ordnung und Uebereinstimmung in der Gesellschaft fehlen, wird folglich der Staat nicht seyn, was er werden kann und werden soll.

Und nun, m. H., wende ich mich gerades Weges gegen Ihre Behauptung, nach welcher Sie eine so große Verschiedenheit zwischen Familie und Staat statuiren, daß jede Aehnlichkeit wegfällt. Meine Gegenbehauptung ist, daß, obgleich die Verschiedenheit zwischen beiden unverkennbar ist, und die Familie niemals dahin streben darf, Staat zu werden, dieser im Gegentheil standhaft dahin streben müsse, das Wesen einer Familie zu gewinnen, sofern dies Wesen abgeschlossen ist in Harmonie und Uebereinstimmung mit sich selbst. Ich gebe Ihnen zu, daß die Sache ihre Schwierigkeiten haben kann; noch mehr, ich räume Ihnen ein, daß, hinsichtlich gewisser Staaten von ungethümer Größe und höchst ungleichartiger Zusammensetzung aus den verschiedensten Nationalen, diese Schwierigkeiten unüberwindlich werden können. Allein sagen Sie selbst, was soll den Zweck des Regierens und des Verwaltens ausmachen, wenn dieser nicht darin besteht, die Regierten unter einander zu befreunden und dem echten Familienleben näher zu bringen?

Ein scharfsinniger Publizist unserer Zeit (derselbe, dessen ich schon oben gedacht habe) stellt folgenden Begriff des Staats, als den ewig und allein wahren auf:

„Der Staat,“ sagt er, „ist eine unter der Idee selbstständiger Volkspersönlichkeit, auf ihr unterworfenen Gebiete, durch gesellschaftlichen Intelligenz-Organismus verbunden und individualisirt (als relativ in sich geschlossenes Volk) dargestellte Menschheit.“ Zwar läugnet eben dieser Publizist, gleich Ihnen, die Aehnlichkeit des Staats mit der Familie, welcher letztern er nur einen Natur-Organismus zu Gute kommen lassen will. Doch mit welchem Rechte? Treibt er noch mehr, als Spiel mit Worten? Was ist Natur? Was Natur-Organismus? Allerdings ist die Familie auf Naturgesetze gegründet. Allein, wo ist die Gränze des Naturgesetzes? Und wenn sie sich wirklich nur im Materiellen antreffen lassen sollte, hat der menschliche Geist, seitdem er thätig ist, wohl etwas Besseres thun können, als das Naturgesetz zu beobachten, um ihm das gesellschaftliche Gesetz mit desto besserem Erfolge anzupassen oder unterzuordnen? Wir können nicht außer der Gesellschaft leben, weil das Naturgesetz uns Bedingungen unterworfen hat, zu deren Erfüllung uns die Gesellschaft allein die Mittel reichen kann. Hierbei aber ist es in Beziehung auf uns stehen geblieben. Es hat also die Abhängigkeit des Menschen festgestellt; allein es hat in dieser Abhängigkeit keine Abstufung, keine Hierarchie, eingeführt. Dem Menschen selbst hat es diese zweite Schöpfung übertragen. Was kann nun dieser, um den Willen des Naturgesetzes zu vollziehen, Besseres thun, als mit stätigem Rückblick auf dasselbe zu schaffen, oder das gesellschaftliche Gesetz zu einer nothwendigen Folge des natürlichen zu machen? Und wird, wenn dies wirklich geschieht, die Gesellschaft nicht den Charakter der Familie annehmen?

Nicht das ist in Anschlag zu bringen, was in dieser Beziehung bisher ist geleistet worden, wohl aber das, was geleistet werden kann und soll. Vergeblich reden wir von einem Intelligenz-Organismus, wenn dieser von einer solchen Beschaffenheit ist, daß er sich nicht auf den Natur-Organismus stützet; und stützt er sich wirklich darauf, so kann er nichts weiter leisten, als dieser, der ewig den Vorsitz führen wird, ihm zu leisten erlaubt. Wie verschieden demnach Familie und Staat auch, ihren Dimensionen nach, seyn mögen, so findet hinsichtlich dessen, was in beiden Prinzip ist, doch keine Verschiedenheit Statt; und wird einmal die Familie als ein Natur-Produkt betrachtet, so kann der Staat nichts weiter seyn, als eine Zusammensetzung aus diesen Natur-Produkten, und die Aufgabe des Gesetzgebers wiederum keine andere, als die Mannichfaltigkeit derselben zur Einheit zu erheben, wodurch dann die Gesellschaft nothwendig zu einer großen Familie wird.

Daß dies, zwar nicht allenthalben, aber doch auf einzelnen Punkten der europäischen Welt geahnet worden, geht aufs Bestimmteste aus dem Sprachgebrauch hervor, so wie dieser sich in Beziehung auf einzelne Reiche oder Staaten festgestellt hat. Die Ausdrücke: „das Haus Oesterreich, das Haus Preußen, das Haus Sachsen u. s. w." schließen eine Bedeutung in sich, die man niemals hätte unbeachtet lassen sollen. Haus ist = Familie; der Zusatz „Oesterreich, Preußen, Sachsen" aber zeigt an, daß man die ganze Gesellschaft, welche den einen oder den anderen dieser Namen führte, als eine große Familie betrachtete, die nur Ein und dasselbe Interesse habe: ein Interesse, in welchem Dynastie und Volk aufs Innigste verbunden seien,

und der regierende Fürst den Charakter des Familienvaters aufs Vollständigste bewahre. Nie hat man sich eine Zusammenstellung erlaubt, wie die des „Hauses Türkei“ seyn würde. Sollte dies nur zufällig unterblieben seyn? sollte es nicht vielmehr seinen Grund in der Anschauung gehabt haben, daß der gesellschaftliche Zustand in der Türkei sich niemals zu dem Ideal einer Familie erheben werde? daß dies sogar unmöglich sei, so lange der Sultan, ohne den Koran im Mindesten zu verletzen, täglich so und so viel Köpfe abschlagen lassen darf? In Beziehung auf Frankreich ist immer nur die Rede gewesen „von einem königlichen Hause Frankreichs.“ Auch dieser Ausdruck hat seine tiefer liegende Bedeutung unstreitig darin, daß stets gefühlt worden ist, es sei ein Unterschied vorhanden zwischen dem Interesse des Volks und dem des königlichen Hauses. Für England ist stets nur die Rede von dem „Hause Plantagenet, oder Tudor, oder Stuart oder Braunschweig.“ Weßhalb? Der ganze Inhalt der Geschichte Englands streitet dafür, daß in diesem Reiche (welchen Umfang es auch zu verschiedenen Epochen haben mochte) die Gewalt der Aristokratie viel zu stark war, als daß die Mannichfaltigkeit, welche jede Volkspersönlichkeit in sich schließt, zu einer Familien-Einheit hätte erhoben werden können. Wer den Ausdruck „Haus Rußland“ gebrauchen wollte, würde sich nur lächerlich machen; denn er würde verrathen, daß er an eine Möglichkeit glaube, die in einem ungethümen Reiche von fast 400,000 Geviertmeilen, und bei einer Zusammensetzung von mehr als dreißig ganz verschiedenen Völkern für keine zu achten ist. Eben so wenig, wenn gleich aus anderen Gründen, welche hier nicht erörtert werden können, ist die

Benennung „päpstliches Haus" auf den Kirchenstaat anwendbar, wiewohl das Oberhaupt dieses Staats für den Vater der ganzen christlichen Welt gelten möchte, sich selbst so nennt, und aus Höflichkeit auch von andern so genannt wird. Mit Einem Wort: die Familie ist der Prototypus des Staats, und alle Entwickelungsgesetze vermögen daran nichts zu ändern.

Man kann zugeben, daß, von allen bekannten Staaten, kein einziger diesem Prototypus ganz entspricht; daraus würde aber noch immer nicht folgen, daß es nicht die Bestimmung des Staats sei, ihm zu entsprechen. Was daran fehlt, kann immer nur auf die Rechnung einer mangelhaften Kenntniß der gesellschaftlichen Phänomene gesetzt werden.

Um den Unterschied zwischen Familie und Staat für immer festzustellen, sind einige Publizisten auf den Gedanken gerathen, beiden ganz verschiedene Lebens-Prinzipe zuzutheilen: der Familie das Prinzip der Gemüthlichkeit, dem Staate das des Verstandes unter der Benennung von Intelligenz. Diesen Staatskünstlern, im eigentlichen Sinne des Worts, darf man wohl den Vorwurf machen, daß sie über das Verhältniß, worin Gemüth und Geist zu einander stehen, wenig nachgedacht haben, und das Horazische Alterius sic altera poscit opem res, et conjurat amice ganz aus der Acht lassen. Wie! eine Familie, wäre sie auch noch so klein, könnte durch bloße Gemüthlichkeit bestehen, ohne daß der Verstand des Familienvaters stets geschäftig wäre, die einmal geschaffene Ordnung zu erhalten, und durch diese alle die Zwecke zu erreichen, die er sich gesetzt hat? Ist aber selbst der Familienvater in dem Falle, den ganzen Menschen entwickeln zu

müssen, um den Seinigen gegenüber in Ansehn und Ehren zu bleiben — um wie viel mehr der Staats-Chef, er führe welche Benennung er wolle! Seine Aufgabe unterscheidet sich allerdings von der des Familienvaters darin, daß er alles in unendlich größeren Dimensionen auffaßt, und in der Regel nur ins Allgemeine wirkt; allein man ist keineswegs berechtigt, hieraus zu folgern, daß er dessen, was man wohl Gemüthlichkeit nennt, entbehren könne, und nur gewissen Diktaten des Verstandes zu folgen brauche. Nie hat das Regieren die mindeste Aehnlichkeit mit einem bloßen Rechnen-Exempel gehabt, das nach einer gegebenen Formel zu Stande gebracht wird. Ein gemüthsloser Regent würde sogar ein schlechter seyn; denn, wie hoch wir auch seine Intelligenz setzen mögen, immer würde diese ihr Leben und ihre Anwendung nur durch das Gemüth finden, und folglich ohne diese Anregung so gut als nicht vorhanden und todt seyn. Ein Unterschied zwischen Familie und Staat, der in Folge verschiedener Prinzipe Statt finden soll, ist also in sich selbst nichtig, weil, streng genommen, Gemüth nicht ohne Geist, und umgekehrt, bestehen kann. Ein römisches Sprichwort sagt: mala mens, malus animus, und ich gestehe, daß ich darin immer eine entschiedene Wahrheit gesehen habe.

Wenn vom Staate im Allgemeinen die Rede ist, so vergißt man nur allzu leicht, daß es große und kleine Staaten giebt, und daß, während jene sich von dem Charakter der Familie mehr oder weniger entfernen, diese sich demselben Charakter desto mehr nähern, ohne daß sie deßhalb aufhören Staaten zu seyn. In Deutschland giebt es einen Staat von zwei Quadrat-Meilen, auf welchen 5000 Bewohner zu zählen sind, und wer erräth nicht, daß hierdurch das Fürstenthum Lichtenstein bezeichnet ist? Dies Fürstenthum nun hat seinen Suverän, der sich Johann Joseph, von Gottes Gnaden suveräner Fürst und Regierer des Hauses von und zu Lichtenstein, von Nikolsburg u. s. w. nennt, und in qualitativer Hinsicht jedem anderen Suverän, selbst wenn dieser dem größten Reiche angehören sollte, gleich stellt. Ist nun wohl das Fürstenthum Lichtenstein weniger ein Staat, weil es nicht den Umfang und die Bevölkerung Rußlands oder Frankreichs, oder Großbritanniens hat? Der Organismus

dieses Staats ist seiner Kleinheit angemessen; und als sein Fürst in der bekannten Verfassungsurkunde vom Jahre 1817 seinen Ständen erklärte, „daß er Vorschläge im bürgerlichen, politischen und peinlichen Fache, so wie Vorschläge, die äußeren Staatsverhältnisse betreffend, ihnen nicht gestatten dürfe," that er im Grunde nichts weiter, als was jeder, das richtige Maß seiner Kräfte erkennende Familienvater auch gethan haben würde. Nichts erfährt man von den Bewegungen im Fürstenthum Lichtenstein. Warum? Weil da, wo ein Maximum von Eintracht und Harmonie anzutreffen ist, kein Lärm entsteht. Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Republik St. Marino im Kirchenstaate; und wer darüber Untersuchungen anstellen wollte, würde ganz unfehlbar die Entdeckung machen, daß sie ihren inneren Frieden und ihre ungestörte Fortdauer dem Familiengeiste verdankt, in welchem sie verwaltet wird.

Ist es möglich, Staaten — wenn gleich nur kleinen — den Familien-Charakter zu geben und zu bewahren: so muß dasselbe Verfahren sich auch auf kleinere und größere Gemeinen, und selbst auf Kantone und Provinzen anwenden lassen. Dies läugnen wollen, hieße so viel, als der Gesellschaft zwar eine Bestimmung zuerkennen, zugleich aber behaupten, daß sie der Fähigkeit, diese Bestimmung zu erfüllen, ermangele. Für alle politische Schöpfungen, die einen Werth in sich schließen sollen, giebt es aber nur Eine Formel, welche durch die beiden Wörter: **Zentralisire** und **Sozialisire** ausgedrückt werden kann. Wo nur das eine oder das andere angewendet wird, da ist das politische System mangelhaft und unzureichend; und wo dies der Fall ist, da wird es nie an Unruhe und Empörung fehlen. Frankreich revolutionirt seit mehr als vierzig Jahren. Weßhalb? Ich bekenne, daß ich unfähig bin, eine andere Ursache zu entdecken, als daß Frankreichs Staatsmänner, diesen langen Zeitraum hindurch, immer entweder nur sozialisirt oder nur zentralisirt haben. Hätten sie beides mit einander verbunden, so würde die französische Gesellschaft längst aufgehört haben, aus einem Revolutions-Strudel in den andern zu gerathen. Ohne allen Zweifel mußten die von der Feudalität herrührenden Bande gesprengt werden; denn sie verhinderten jede Entwickelung in melius dadurch, daß sie der Arbeit den verdienten Lohn raubten

und das Produkt derselben vermindertem. Allein man hätte diese Bande nie verwechseln sollen mit dem, was jedem kleineren oder größeren Bestandtheile eines Staats den Charakter der Familie giebt: einen Charakter, der durchaus nicht entbehrt werden kann. Dieser mußte durch alle nur ersinnliche Mittel erhalten werden; unter diesen aber würde das einfachste darin bestanden haben, daß man die Gemeinen nicht mehr, als gerade nöthig war, in ihrer Autonomie beschränkt, und ihnen vor allen Dingen die Wahl ihrer Vorsteher überlassen hätte, anstatt sie in dem Netze einer Beamtenwelt gefangen zu halten, welche ihren Vortheil dem gebietenden Willen eines vielleicht gutmeinenden, gewiß aber höchst mangelhaft unterrichteten Ministeriums aufzuopfern nie Bedenken trug. Gelangt Frankreich jemals zu einer zweckmäßigen Kommunal- und Departemental-Verfassung: so wird das Ueberflüssige und Fehlerhafte seines gegenwärtigen politischen Systems so in die Augen springen, daß nach kurzer Zeit davon nicht mehr die Rede ist; denn was dies System ist, das ist es ganz offenbar nur durch den Mangel an Sozialität in den Gemeinen und in den Departements. Wenn also der gegenwärtige Präsident des Ministerraths wirklich glaubt, daß der (innere und äußere) Friede mit der Charte zu vereinigen sei: so befindet er sich in dem größten Irrthum; die ganze Welt kann diesen mit ihm theilen, ohne daß dadurch das Mindeste gebessert ist. Erst wenn die sämmtlichen Bestandtheile des französischen Reichs, den ihnen durch die Revolution aufgedrungenen Charakter des Individualismus abgelegt und den der Familie angenommen haben werden, wird Frankreichs und Europa's Frieden gesichert seyn; dann aber bedarf es keines solchen Zankapfels mehr, als jede Charte ist, die nicht gehalten werden kann und nicht gebrochen werden darf.

Ich endige diese lange Antwort mit den Worten unseres gemeinschaftlichen Freundes:

Vive, vale. Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti: si non, his utere mecum.

B.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Europäische Begebenheiten seit dem Utrechter Frieden und Friedrich Wilhelms Antheil an denselben.

Ludwig der Vierzehnte hatte, nach dem Frieden von Utrecht, zwar den letzten Ueberrest seines Lebens dazu angewendet, die Ansprüche Philipps des Fünften, Königs von Spanien, und Karls des Sechsten, Kaisers der Deutschen, auszugleichen; allein dies war ihm nicht gelungen, weil die Wirkungen anhaltender Kriege sich nicht sogleich aufheben lassen.

In Frankreich lag Alles danieder: Handel und Gewerbe stockten; die Staatseinkünfte waren verpfändet und der Kredit auf das zurückgebracht, was Gewalt und List zu leisten vermögen. Gleich trostlos erschienen Frankreichs äußere Verhältnisse. In Großbritannien schrieen die Whigs

über die Verderblichkeit des Utrechter Friedens für England; und so groß war das Uebergewicht dieser Parthei, daß Georg dem Ersten, der seit Jahr und Tag an der Stelle der Königin Anna regierte, kaum etwas Anderes übrig blieb, als demselben blindlings zu folgen. In Beziehung auf Spanien hatte Ludwig der Vierzehnte seine Absicht so wenig erreicht, daß die Pyrenäen mehr als jemals eine Scheidewand zwischen diesem Reiche und Frankreich bildeten. Philipp der Fünfte haßte den Herzog von Orleans, Prinz-Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig des Funfzehnten, weil dieser in einer kritischen Periode, wo Philipp im Begriff gestanden hatte, Europa zu verlassen, um sich nach Amerika zu begeben, sich mit der spanischen Krone hatte befassen wollen. Dazu kam, daß Philipp, seit seiner Vermählung mit einer farnesischen Prinzessin, unter der Leitung des Kardinals Alberoni stand, der Spaniens Schicksal nach Gutdünken bestimmen zu können glaubte. Nicht zufrieden mit dem Besitze ihres Antheils an der pyrenäischen Halbinsel, und mit den spanischen Kolonien in Amerika und Asien, glaubte die spanische Regierung es nicht verschmerzen zu dürfen, daß die Königreiche Neapel und Sardinien, die spanischen Festungen an den Küsten Toskana's (Porto-Longone allein ausgenommen), das Herzogthum Mailand und die spanischen Niederlande ihr durch den deutschen Kaiser, mit Hülfe Englands und Hollands, waren entrissen worden. So wie nun Philipp der Fünfte gern das ganze Erbe Karls des Fünften wieder vereinigt hätte, eben so berechnete sich auch der deutsche Kaiser als Verlust, was ihm daran fehlte. Zwar hatte die Idee des Gleichgewichts der politischen Macht dem

spanischen Sukcessions-Kriege zum Grunde gelegen; allein, indem die betheiligten Mächte nur nach Uebergewicht gestrebt hatten, war jede, ihrem Gefühle nach, hinter ihren gerechten Ansprüchen bei der letzten Ausgleichung zurückgeblieben. In dieser Stimmung war nicht auf dauerhaften Frieden zu rechnen; und wie sehr Frankreich desselben auch bedürfen mochte, so war der Wiederausbruch des Krieges doch als ganz nahe zu betrachten, wofern es kein Mittel gab, Europa's politische Gestalt, so wie diese bisher durch das Verhältniß des deutschen Kaisers zu den Seemächten bestimmt war, von Grund aus zu verändern.

Dies war demnach die Aufgabe, welche der Herzog von Orleans als Prinz-Regent von Frankreich zu lösen hatte.

Unstreitig ließen sich hierbei mannichfaltige Kombinationen machen; die Schwierigkeit bestand, wie immer, nur darin, daß der rechte Punkt getroffen wurde. Wiewohl nun Spanien, nach Ludwigs des Vierzehnten Idee, für alle Zeiten nur der Verbündete Frankreichs seyn sollte: so war doch der sogenannte Familien-Pakt im Entstehen zerrissen, theils durch den Haß Philipps des Fünften gegen den Regenten Frankreichs, theils durch den Ehrgeiz Alberoni's, der, um alle in dem Sukzessions-Krieg verlorene Staaten an Spanien zurückzubringen, seinen König glauben machte, seinen Rechten sei durch die Regentschaft des Herzogs von Orleans Abbruch geschehen, sofern nur Er der natürliche Vormund des Königs von Frankreich sei. Hindernisse dieser Art waren schwer zu überwinden. Wären sie es aber auch weniger gewesen: so würde ein besonderes Bündniß mit Spanien nichts geleistet haben, weil es dem Regenten

die Verbindlichkeit auferlegt hätte, gegen den Utrechter Friedensschluß zu handeln, der als die Rettung Frankreichs betrachtet wurde. Wo aber, ausserhalb Spaniens, den Stützpunkt finden, dessen man bedurfte? Gewiß nicht zu Wien. Denn, abgesehen sogar von der Nebenbulerei, welche seit so langer Zeit zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich bestand, würde man von dem Regenten Dinge gefordert haben, welche dem Interesse Spaniens entgegen gewesen wären; und was konnte daraus anderes entstehen, als eben der Krieg, den man zu vermeiden wünschte? Man würde aber auch nicht zum Ziele gelangt seyn; denn der österreichische Hof würde sich durch ein Bündniß mit Frankreich genöthigt gesehen haben, allen den Vortheilen zu entsagen, welche seine Verbindung mit England und Holland in sich schloß: Vortheile, die er für die Behauptung seiner Eroberungen in Italien nicht entbehren konnte. Alles gehörig erwogen, blieb dem Regenten nichts Anderes übrig, als entweder vereinzelt zu bleiben, oder sich England zu nähern. Wollte also der Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten sich nicht außer aller politischen Berührung befinden und mitten in Europa vereinzelt bleiben: so mußte Englands Groll überwunden werden. Von England unterstützt, gewann er das Mittel, nicht bloß Oesterreich und Holland in Zaum zu halten, sondern auch die Entwürfe des spanischen Hofes zu vernichten.

Doch wie damit zu Stande kommen? Wie zugleich den Haß Georgs des Ersten und den der englischen Nation entwaffnen?

Georg des Ersten Haß drehete sich um zwei Dinge: um die Nicht-Anerkennung der Thronfolge des Hauses Han-

nover, und um den Schutz, den Frankreich dem Prätendenten (Jakobs des Zweiten Sohne) gewährte. Ueber beide Punkte war Nachgiebigkeit möglich. Zwar hatte Ludwig der Vierzehnte dem vertriebenen König von England auf dessen Sterbebette versprochen, sich seiner Rechte auf den englischen Thron beharrlich anzunehmen; allein dies Versprechen legte weder dem Nachfolger Ludwigs, noch demjenigen, der im Namen dieses Nachfolgers regierte, die Verbindlichkeit auf, jene Rechte auf Kosten des erschöpften Frankreichs zu vertheidigen; es war als ein bloßer Akt persönlicher Großmuth zu betrachten. Der Haß des englischen Volks hatte einen andern Grund. Ludwig der Vierzehnte hatte im Utrechter Frieden die Verbindlichkeit übernommen, den Hafen von Dünkirchen zu zerstören, und darin hatte er Wort gehalten. Da ihm aber durch denselben Friedens-Traktat keinesweges die Verbindlichkeit aufgelegt war, keinen andern Hafen an die Stelle des zerstörten zu bringen: so war er auf den Gedanken gerathen, Dünkirchen durch Mardyk zu ersetzen. Nun waren es die angefangenen Werke von Mardyk, welche im brittischen Parliament ein unaufhörliches Geschrei über die Verletzung des Traktats von Utrecht unterhielten. Sollte man auch diesem Geschrei nachgeben? Die National-Ehre schien das Gegentheil zu verlangen. Indeß war in Betrachtung zu ziehen, daß, wenn kein Bündniß zwischen Frankreich und England möglich war, der neue Hafenbau aus Mangel an Geldmitteln aufgegeben werden mußte; daß man folglich in dieser Hinsicht nur ein scheinbares Opfer brachte.

Es war der zum Staatsrath erhobene Abbé Dubois (ehemaliger Erzieher des Prinzen Regenten), der Frankreichs

innere Lage und auswärtige Verhältnisse mit dieser Klarheit auffaßte. Sein Verdienst aber reichte noch weiter. Denn, seinen Gedanken ins Werk zu richten, reisete er im Jahre 1716, um eben die Zeit, wo Georg der Erste, begleitet von Lord Stanhope, über Holland nach Deutschland ging, nach dem Haag, um daselbst in persönlichen Verhandlungen mit dem brittischen Minister alle die Vorurtheile zu heben, welche das englische Kabinet bis dahin gegen den Regenten unterhalten hatte. Ein Einverständniß war um so leichter, weil Lord Stanhope und Dubois sich schon seit längerer Zeit kannten und schätzten, und weil beide gleich wenig in Leidenschaften befangen waren. Um kurz zu seyn: Frankreich erkannte die hannöversche Erbfolge an, entfernte den Prätendenten, der noch vor kurzem die Ruhe des brittischen Reichs gestört hatte und entsagte dem Ausbau von Mardyk. Dafür erhielt es jene Tripel-Allianz, die in den Wünschen Dubois und des Regenten lag, und von Frankreich, England und Holland gebildet wurde: eine Allianz, welche plötzlich die Gestalt der europäischen Verhältnisse veränderte, und die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht dadurch in den Hintergrund stellte, daß alle, bisher gegen Frankreich gerichteten Entwürfe auf einmal scheiterten. Niemand hatte sich träumen lassen, daß ein bis dahin gänzlich unbekannter Abbé so etwas zu Stande bringen könnte; das Erstaunen aber wuchs, als man im folgenden Jahre den deutschen Kaiser der Allianz zwischen Frankreich, England und Holland beitreten sah.

Der nächste Erfolg der von Dubois zusammengebrachten Allianz war, daß Alberoni's Entwürfe zu Schanden gemacht wurden.

Sardinien und Neapel, von welchen jenes dem deutschen Kaiser, dieses dem Herzog von Savoyen durch den Utrechter Friedens-Vertrag zu Theil geworden war, wieder an Spanien zu bringen, gedachte der spanische Premier-Minister die ganze europäische Welt in Aufruhr zu setzen. Um England zu neutralisiren, wollte er durch eine Versetzung des Prätendenten nach Schottland die im Jahre 1689 zu Stande gebrachte Verfassung über den Haufen werfen. Zu demselben Zweck gedachte er Frankreich in den Bürgerkrieg zu stürzen. Dabei unterhandelte er zu gleicher Zeit mit der Pforte, mit dem Czar Peter und mit Karl dem Zwölften. Die Türken, welche seit dem Jahre 1714 mit den Venetianern Krieg führten, sollten diesen gegen den deutschen Kaiser fortsetzen, und Karl der Zwölfte, vereinigt mit dem Czar von Rußland, den Prätendenten nach England führen, um ihn auf den Thron seiner Väter wiederherzustellen.

Dieser, die ganze europäische Welt umfassende Plan, wurde durch ein Pariser Freudenmädchen, Namens Fillon, verrathen, dem der junge Gesandtschafts-Sekretär des Prinzen von Cellamare, spanischen Gesandten in Paris, sich allzu unvorsichtig hingegeben hatte. Inzwischen hatte Alberoni den Haupttheil desselben bereits ins Werk gerichtet. Im Jahre 1717 erschien eine spanische Flotte auf der Höhe von Sardinien und eroberte diese Insel, der es an allen Vertheidigungsmitteln fehlte, in wenigen Tagen. Gleiches Schicksal hatte Sizilien im Jahre 1718. Was diese Eroberungen allein unsicher machte, war der Umstand, daß weder die Türken den Krieg mit dem Kaiser fortsetzten, noch Karl der Zwölfte Zeit gewann zu einer Landung in

England. Die zwischen dem deutschen Kaiser, dem König von England und dem Regenten von Frankreich möglich gewordene Vereinigung blieb nun nicht länger aus. Die Engländer betraten zuerst den Kriegsschauplatz, indem der brittische Admiral Byng, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, bei Kap Passaro über die spanische Flotte herfiel und einen großen Theil derselben vernichtete. Alberoni's Plan, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen, scheiterte an der Ungunst der Elemente: ein acht und vierzig stündiger Sturm überfiel die spanische Flotte bei Cap Finisterre und zerstreute sie nach allen Richtungen; nur drei Fregatten und fünf Transportschiffe erreichten Schottland, und setzten die Grafen von Marschall und Saeford nebst vierhundert Spaniern in der Provinz Roß ans Land. Diese wurden zwar von den Jakobiten unterstützt; da es aber an einem entschlossenen Anführer fehlte, so war es nicht schwer, den schwachen Haufen zu schlagen und gefangen zu nehmen; und nicht zufrieden mit dieser Genugthuung, ruhete die brittische Regierung nicht eher, als bis Admiral Byng den Ueberrest der spanischen Seemacht in dem Molo von Messina vernichtet, und Lord Cobham, nachdem sein Versuch auf den Hafen von Coruna fehlgeschlagen war, die Citadelle des Hafens von Vigo in Trümmer verwandelt und aller Vertheidigungsmittel beraubt hatte. Da die Franzosen diese Unternehmung zu Lande unterstützten, und nach ihrer Ankunft im Port Passage den spanischen Schiffswerften keinen geringen Schaden zufügten: so blieb Philipp dem Fünften nichts weiter übrig, als seinen Ersten Minister abzudanken, und der Quadrupel-Allianz beizutreten. Alberoni, den französischen Truppen ausgeliefert, wurde

durch diese nach Italien zurückgeführt; das einzige Ergebniß seiner weit greifenden Entwürfe war, daß Karl der Sechste Neapel und Sizilien, der Herzog von Savoyen Sardinien mit dem Königstitel erhielt. So endigt also auch Alberoni's schlecht berechnetes Unternehmen mit dem Gegentheil dessen, was er beabsichtigt hatte.

Dies Nachspiel des spanischen Sukzessions-Krieges unterstützte Friedrich Wilhelm der Erste, sofern er den Kampf mit Karl dem Zwölften zu Ende führen half und folglich diesen König verhinderte, auf das von Alberoni für ihn entworfene Abenteuer einzugehen. Dagegen blieb er ganz unberührt von dem Kriege, welcher gleichzeitig im Süd-Osten Europa's gegen die Türken geführt werden mußte.

In der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts waren den Venetianern wesentliche Vergrößerungen auf Kosten der Türken gelungen. In demselben Frieden, worin die Pforte Siebenbürgen an Oesterreich, Kaminiec und die Provinzen Podolien und Ukraine an Polen und den Hafen von Asoph an den Czar Peter abtrat, d. h. in dem, unter Vermittelung Englands und Hollands zu Stande gebrachten Vertrage von Karlowitz behielt Venedig von seinen im Laufe eines vierzehnjährigen Krieges gemachten Eroberungen: 1) ganz Morea bis zur Meerenge von Korinth; 2) die Insel Aegina auf der einen, und die Insel St. Maura auf der andern Seite; 3) Castelnuovo an dem Eingange des Kanals von Cattaro und Risano; 4) in Dalmatien die Plätze Sing, Knie und Ciclut.

Die Dauer des den 29. Jan. 1699 geschlossenen Friedens von Karlowitz erstreckte sich jedoch nur bis zum Schlusse des Jahres 1714, wo die Pforte den Krieg in

der Voraussetzung erneuerte, daß Europa's Mächte, der weiteren Anstrengung überdrüßig, den Frieden um jeden Preis erkaufen würden. Venedig selbst fürchtete den Krieg in einem so hohen Grade, daß es daran nicht glauben wollte, selbst nachdem in dem Hafen von Konstantinopel Mörser und Bomben eingeschifft und die Festungswerke von Negropont und anderen Plätzen verstärkt waren. Sogar seine Vorsichts-Maßregeln verriethen seine Furchtsamkeit; denn, während es an der Gränze des Mailändischen 20,000 Mann unterhielt, welche daselbst ganz unnütz waren, bloß um sein Neutralitäts-System im spanischen Erbfolge-Kriege beharrlich durchzusetzen, befanden sich auf Morea, zur Vertheidigung dieser Halbinsel, nur 6 bis 8000 Mann. Auch wurde die Republik, zu ihrer Schande, auf das Vollständigste überrascht: denn zu eben der Zeit, wo die türkische Regierung die venetianischen Gesandten in die sieben Thürme werfen ließ und ein otomanisches Truppen-Korps sich nach Dalmatien zog, sah der Provveditor von Morea sich von 80,000 Mann und einer mehr als hundert Segel starken Flotte überfallen, denen er höchstens 8000 Mann und eine Flotte von acht Linienschiffen und elf Galeeren entgegen stellen konnte.

Jetzt flehete die Republik den Beistand der christlichen Staaten an. Allein sie fand, wie es vorher zu sehen war, an allen Höfen die größte Gleichgültigkeit gegen die Gefahren, von denen sie bedroht war. Nur der Papst, als allgemeiner Christ-Vater, konnte sich nicht entbrechen, vier Galeeren zu verheißen; und seinem Beispiele folgten der Großherzog von Toskana und der Malthesers-Orden: jener mit dem Beistande von zwei, dieser mit dem von sechs

Galeeren. Spanien, Frankreich, England und Holland wollten sich nur für die Befreiung der Gesandten aus den sieben Thürmen verwenden. Ein wenig weiter ging der deutsche Kaiser, indem er seine Vermittelung anbot; da diese aber von der türkischen Regierung, im Vertrauen auf die Erschöpfung des westlichen Europa, mit Hohn zurückgewiesen wurde: so nahm der Krieg unaufhaltbar seinen Anfang.

Die Insel Tine, zwischen Andros und Mykone gelegen, und seit Jahrhunderten das Eigenthum der Venetianer, wurde zuerst von der türkischen Flotte angegriffen, und ohne allen Widerstand von Seiten ihrer Bewohner erobert. Inzwischen näherte sich der Groß-Vezier der Meerenge von Korinth. Auch diese Stadt ergab sich, nachdem die Laufgräben seit fünf Tagen eröffnet waren; und, obgleich die Besatzung kapitulirt hatte, so mußte sie doch beinahe ganz über die Klinge springen, weil Schreckensverbreitung zum Kriegs-System der Türken gehörte.

Die Fahrt durch die Meerenge von Korinth wurde nunmehr erzwungen: ein neuer Beweis von der Ueberflüssigkeit solcher Befestigungs-Linien, zu deren Vertheidigung ein ganzes Heer erfordert wird. Als der Provedítor von Morea — sein Name war Delphino — jetzt einsah, daß die Türken unaufhaltbar in die Halbinsel eindringen würden, entschloß er sich zu einer Verwüstung des Landes, um dem Feinde die Subsistenz-Mittel zu entziehen. Allein er vermehrte hierdurch nur die Muthlosigkeit der Einwohner. Die Einnahme von Aegina und die von Argos — beide ergaben sich ohne Schwertstreich — zeigte sogleich, was das Schicksal der übrigen Plätze seyn werde. Napoli di

Romania wollte Widerstand leisten; als aber die Belagerer eine Stelle bemerkt hatten, wo so wenig Wasser im Graben war, daß sie, ohne alle Gefahr, bis an den Fuß des Walles kommen konnten, benutzten sie die Dunkelheit der Nacht zum Eindringen in die Stadt, öffneten die Thore derselben und hieben schonungslos alles nieder, was ihnen in den Wurf kam. Dasselbe Schicksal hatte die Besatzung des Schlosses von Morea nach einer fünftägigen Vertheidigung; und so groß ward nach und nach der Schrecken, daß die Besatzung von Modon, auf der westlichen Südseite der Halbinsel, sich an die Türken ergab, ohne daß ihr Befehlshaber es verhindern konnte. Diesem Beispiele folgte Friedrich Baduer, der zu Malvasia befehligte. Ein Zeitraum von zwei Monaten reichte aus, die ganze Halbinsel zu erobern; und gleichzeitig kamen die Türken in den Besitz von Cerigo, Spinalonga und Suda auf der Insel Candia. Verfolgt von der türkischen Flotte, kreuzte der venetianische General-Kapitain in allen Richtungen, um den bedrängten Plätzen zu Hülfe zu kommen; aber sein Unglück wollte, daß er allenthalben zu spät anlangte. . . .

Blieb Venedig auf den Beistand des Papstes, des Großherzogs von Toscana und des Malthesers-Ordens beschränkt: so lief es Gefahr, in dem Herzen der Republik selbst erschüttert zu werden. Schon trafen die Türken Anstalt zur Eroberung von Corfu; und wenn dies Bollwerk des adriatischen Meeres und Italiens in ihre Hände gerieth — wie viel war alsdann nicht bloß für Italien, sondern selbst für das Gedeihen Europa's zu fürchten! Unter diesen Umständen erklärten sich für die Republik zwei Mächte, welche noch nicht aufgehört hatten, sich mit Eifer-

sucht zu beobachten: Oesterreich und Spanien, jenes besorgt für seine Erwerbungen auf der italiänischen Halbinsel, dieses, wie es anfangs schien, aus Gefälligkeit für den Papst, wie die Folge zeigte, um Sardinien und Sizilien desto sicherer wieder zu erobern.

Nicht ahnend, daß die Hinterhaltigkeit so weit getrieben werden könnte, sendete Karl der Sechste den Prinzen Eugen wider die Türken, welche er hierdurch zur Schwächung ihrer nur gegen Venedig gesammelten Macht nöthigte. Da nun gleichzeitig in den spanischen Häfen eine Flotte zur Vertreibung der Türken aus dem ionischen Meere ausgerüstet wurde: so lebte der Muth der venetianischen Regierung wieder auf. Ihr erster Schritt war, den General-Kapitän Delphino abzusetzen und den Andreas Pisani an seine Stelle zu bringen. Nicht minder sorgten die Staats-Inquisitoren für einen tüchtigen Anführer der Landtruppen dadurch, daß sie den sächsischen General Grafen von Schulenburg, der sich in dem Kriege Augusts des Zweiten mit Karl dem Zwölften einen Namen gemacht hatte, in die Dienste der Republik nahmen. Die Dinge gewannen jetzt um so sicherer eine andere Wendung, weil das Heer der Republik durch Deutsche verstärkt wurde; namentlich durch Sachsen und Baiern. Der Kampf um Korfu, wie hartnäckig er auch war, wurde zum Vortheil der Republik entschieden. Da Prinz Eugen gleichzeitig die Türken bei Peterwaradein schlug, und ihnen die Festung Temeswar entriß: so gewannen die Venetianer die Aussicht, alles Verlorne wieder zu gewinnen. Das Jahr 1717 war ausgezeichnet durch mehre Seegefechte im Archipelagus, von welchen keins zum Nachtheil der Venetianer ausschlug. Nach

der Schlacht bei Cerigo verabredete Pisani mit dem Grafen von Schulenburg einen Angriff auf Prevesa, den Schlüssel des lepantischen Meerbusens; und, dieser Verabredung gemäß, wurden im Oct. 1717 sechstausend Mann auf die Küste geworfen, welche die türkische Regierung hatte vernachlässigen müssen wegen der Fortschritte des Prinzen Eugen in Siebenbürgen. Zwar that der zu Prevesa befehligende Pascha was in seinen Kräften stand, die Venetianer an der Belagerung dieses Platzes zu verhindern; allein vergeblich. Als seine Mittel erschöpft waren, erbot er sich zum Abzuge, wenn man ihm die üblichen Kriegsehren bewilligen wollte. Da der Graf von Schulenburg nicht nur auf Ergebung in die Gnade der Sieger drang, sondern auch die Urberlieferung des benachbarten Vonizza forderte: so schlug der Pascha sich mit seiner Besatzung durch und erreichte Larta. Vonizza wurde ohne Anstrengung genommen, und auch auf die Seite Dalmatiens erweiterten sich die Gränzen der Republik durch die Einnahme von Imoschi. Die Lage der Republik fing an dieselbe zu werden, die sie vor dreißig Jahren gewesen war, wo sie sich, unter dem Schutze der österreichischen Waffen, der Halbinsel Morea bemächtigt hatte. Ihre Hoffnung, diese Provinz noch einmal zu erobern, schien um so besser begründet, weil Prinz Eugen Belgrad erobert hatte. Doch gerade von diesem Augenblick an wurde alles rückgängig; und die Ursache war vollkommen dieselbe.

So wie nämlich der Kaiser sich vor dreißig Jahren genöthigt gesehen hatte, seine Siege über die Türken zur Abschließung eines vortheilhaften Friedens zu benutzen, um seine Waffen gegen Frankreich richten zu können: so befand

er sich 1718 in demselben Falle, um den Spaniern zu widerstehen, welche, von Alberoni geleitet, Sardinien und Sizilien überfallen hatten, um jenes dem deutschen Kaiser, dieses dem Herzog von Savoyen zu entreißen. Auf eine fast unbegreifliche Weise waren die Spanier die Bundesgenossen der Türken geworden. Glücklicher Weise mißbilligten Frankreich, England und Holland diese Hinterhaltigkeit des spanischen Hofes. Die Tripel-Allianz kam unter diesen Umständen zu Stande und erhielt durch den Beitritt des Kaisers die Benennung einer Quadrupel-Allianz. Von diesem Augenblick an war weder für die Türken, noch für Spanien an Erfolg zu denken. Da die Pforte, nach dem Tode des in der Schlacht bei Peterwaradein gebliebenen Groß-Veziers Ali, den Frieden wünschte, so traten England und Holland als Vermittler ein. Die Unterhandlung geschah zu Passarowitz, einer kleinen Stadt in Servien. Fürchtend, daß sie aufgeopfert werden könnten, boten die Venetianer zwar alles auf, den Abschluß des Friedens zu hintertreiben: in Albanien setzten sie die Belagerung von Dulcingo fort und im Archipelagus verfolgte ihre Flotte den Kapudan-Pascha. Doch der Friede kam deßhalb nicht weniger zu Stande; und als die Venetianer den Inhalt des Vertrags erfuhren, leuchtete ihnen auf der Stelle ein, daß sie den Krieg nicht fortsetzen könnten, ohne sich aufs Wesentlichste zu schaden. Auf der Grundlage des uti possidetis abgeschlossen, ließ der Vertrag den Kaiser in Besitz von Temeswar, Orsova und Belgrad, nebst dem Theile der Wallachei, der diesseits des Flusses Aluta gelegen ist; so wie auch in dem Besitze Serviens nach einer in dem Traktat bestimmten Gränzlinie, und der beiden Save-Ufer,

von der Drone bis zur Unna. Die Venetianer dagegen sollten auf Morea verzichten, und dafür die Insel Cerigo und einige feste Punkte auf der Küste von Albanien und Dalmatien behalten, womit die Pforte noch die Begünstigung des venetianischen Handels verbinden wollte. Dies hieß freilich nicht, den Frieden schließen; es hieß nur, ihn so annehmen, wie ein mächtiger Bundesgenosse, unterstützt von den Seemächten, ihn diktirt hatte. Der Friede von Passarowitz wurde den 21. Juli 1718 unterzeichnet; und gleichzeitig entschied der Kaiser das Schicksal Italiens durch den Traktat mit Frankreich und England, worin festgesetzt wurde, daß Oesterreich Neapel und Sizilien erhalten, der Herzog von Savoyen aber durch Sardinien und den Königstitel entschädigt werden sollte.

So verhielt es sich mit dem abenteuerlichen Kriege, welcher zunächst auf den Frieden folgte, der zu Utrecht und Rastadt geschlossen war. Wie stark die Neigung der Hauptmächte zur Erhaltung des Friedens auch immer seyn mochte: so war sie doch von keiner Institution unterstützt, welche auf Abwendung des Krieges abzweckte; und je weiter man von einer solchen Institution entfernt war und jede Art von Sicherheit in der Vergrößerung der stehenden Heere suchte: desto weniger konnten selbst Erschöpfung und Ermattung Hindernisse seyn, weil in Dingen dieser Art alles bezüglich ist.

Da zwischen dem Kaiser, dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Savoyen noch allerlei auszugleichen war: so war, zur Herbeiführung eines Definitiv-Friedens, von den so eben genannten Mächten ein Kongreß zu Cabray beliebt worden, welcher unter der Vermittelung Frank-

reichs

reichs und Englands eröffnet werden sollte; doch Streitigkeiten, welche über verschiedene Präliminar-Artikel entstanden, verzögerten die förmliche Eröffnung dieses Kongresses um mehre Jahre. Vor Allem kam es darauf an, den durch den Traktat der Quadrupel-Allianz festgesetzten Austausch der Urkunden über die gegenseitigen Verzichtleistungen des Kaisers und des Königs von Spanien zu bewirken. Der Kaiser nun, welcher seinen Ansprüchen auf die spanische Krone nicht gern entsagen wollte, machte Schwierigkeiten hinsichtlich der Form seiner Entsagung, und verführte dadurch den König von Spanien dasselbe zu thun. Indem also jener verlangte, daß Philipps des Fünften Entsagung, sofern die italiänischen Provinzen und die Niederlande Gegenstände derselben wären, von den spanischen Cortes bestätigt werden sollte, verlangte dieser, der Kaiser sollte seine Verzichtleistung auf die spanische Monarchie von den Ständen des deutschen Reichs bestätigen lassen. Beide waren hiervon gleich abgeneigt, um eine monarchische Unabhängigkeit zu retten, welche in der Dazwischenkunft ständischer Autorität nicht wenig bedroht war. Sollte ein Definitiv-Traktat zu Stande gebracht werden: so konnte dies nur dadurch geschehen, daß Frankreich und England durch eine besondere, im Jahre 1721 zu Paris unterzeichnete Konvention beschlossen, „daß die Verzichtleistungen der beiden Monarchen, wie mangelhaft sie auch seyn möchten, unter Gewährleistung der beiden vermittelnden Mächte als gültig betrachtet werden sollten."

Eine große Schwierigkeit war auf diese Weise gehoben. Allein es boten sich auf der Stelle zwei andere dar. Die eine betraf die von dem Kaiser im Jahre 1722 ge-

stiftete ostendische Gesellschaft, welche durch einen Gnadenbrief vom 19. Dez. desselben Jahres das ausschließende Recht erhalten hatte, in Ost- und Westindien, so wie an den afrikanischen Küsten, Handel zu treiben: eine Schöpfung, welche die Seemächte, vorzüglich aber die Holländer gegen den Kaiser verstimmte. Die andere war die Anwartschaft, welche der Kaiser dem Infanten Don Carlos von Spanien auf das Großherzogthum Toskana und die Herzogthümer Parma und Piacenza in dem Traktate wegen der Quadrupel-Allianz versprochen hatte. Diesem Versprechen widersetzten sich der Papst, der Großherzog von Toskana und der Herzog von Parma. Der Papst protestirte gegen die Klausel, nach welcher er seiner Hoheitsrechte über Parma und Piacenza beraubt werden sollte, nachdem der heilige Stuhl seit zwei Jahrhunderten in dem ungestörten Besitz derselben gewesen. Johann Gaston, letzter Großherzog aus dem Hause Medici, behauptete: „da sein Land nur von Gott abhange (er wollte damit sagen: da, seit der Verwandlung der Republik Florenz in eine Monarchie, die höchste Autorität bei dem Hause Medici gewesen): so könne er nicht zugeben, daß es für ein Reichslehn erklärt werde; und eben so wenig könne er den spanischen Infanten, zum Nachtheil der Rechte seiner Schwester, der verwittweten Kurfürstin von Pfalz-Baiern, als Erben seiner Staaten anerkennen. Der letzte Herzog von Parma und Piacenza aus dem Hause Farnese wollte nicht, daß Kaiser und Reich, so lange er leben würde, die Rechte der unmittelbaren Oberherrschaft, welche der Traktat der Quadrupel-Allianz ihnen zugestanden hatten, über sein Land ausüben sollten.

Wie alle diese Schwierigkeiten überwinden?

Der Kaiser, ohne sich viel um dieselben zu bekümmern, brachte die Angelegenheit wegen der Belehnungen vor den Reichstag zu Regensburg, dessen Zustimmung in einer das deutsche Reich wenig oder gar nicht berührenden Sache ihm nicht entstehen konnte; und nachdem er die Genehmigung des Reichstages erhalten hatte, ließ er, dem Traktat der Quadrupel-Allianz gemäß, die Urkunden über die Anwartschaft und eventuelle Belehnung für den Infanten Don Karlos und dessen männliche Erben ausfertigen. Diese Urkunden wurden dem Kongreß zu Cambray übergeben. Jetzt nun weigerte der König von Spanien sich, sie anzunehmen: ihn schreckte die Protestation des Papstes und des Großherzogs von Toskana. Doch ließ er sich beruhigen, als die vermittelnden Mächte eine Gewährleistungs-Urkunde ausstellten.

Eine Haupt-Schwierigkeit war demnach beseitigt. Im April 1724 hoben hierauf die Besprechungen über den Abschluß des Definitiv-Friedens zwischen dem Kaiser, dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Savoyen an. Schon glaubte man dem Abschlusse nahe zu seyn, als sich zwischen den Ministern des Kaisers und den vermittelnden Mächten Streitigkeiten erhoben, welche neue Verzögerungen bewirkten; und ehe diese Streitigkeiten beigelegt werden konnten, rief der König von Spanien seine Gesandten aus Cambray ab, und beendigte auf diese Weise den Kongreß zu einer Zeit, wo niemand sich dessen versah.

Die Veranlassung dazu war folgende:

Um den Krieg mit dem Könige von Spanien desto schneller zu beendigen, hatte der Prinz-Regent Frankreichs

eine Vermählung der Tochter Philipps des Fünften aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin von Parma, mit dem jungen Könige von Frankreich in Vorschlag gebracht; und dieser Vorschlag war angenommen worden. Die Infante, damals etwa fünf Jahre alt, wurde am französischen Hofe erzogen, wo man also nur ihre Mannbarkeit abwartete, um sie mit Ludwig dem Funfzehnten förmlich zu vermählen. Darüber starb der Prinz-Regent im Jahre 1723; und nach seinem Tode traten andere Pläne ein. Die rechte Hand des Prinzen Bourbon-Condé, welcher als Vormund und Erster Minister auf den Prinz-Regenten folgte, war ein gewisser Paris de Verney; die Maitresse dieses Prinzen, die Tochter des Finanz-Ministers Pleneuf, Gattin des Markis de Prie. Paris de Verney und die Markise de Prie verstanden sich leicht über das, was von ihrer Seite geschehen müsse, um auch für die Zukunft zu gelten. Gemeinschaftlich beredeten sie den Prinzen Ersten Minister, seine Schwester, welche unter der Benennung einer Prinzessin von Vermandois zu Fontevraud erzogen wurde, mit dem Könige zu vermählen; und sobald sie über diesen Punkt seine Einwilligung erhalten hatten, schickten sie die Infante, ohne irgend eine Entschuldigung vorzubringen, nach Madrid zurück. Eine so ausgezeichnete Beleidigung konnte nicht auf der Stelle verschmerzt werden, und Philipp der Fünfte legte seine Empfindlichkeit über die ihm wiederfahrene Kränkung dadurch an den Tag, daß er seinen Gesandten aus Cambray abrief, indem er die Hoffnung aufgab, seinen Vortheil durch die Vermittelung eines feindseligsinnten Verwandten gefördert zu sehen.

Es läßt sich schwerlich behaupten, daß Paris de Verney

und die Markise de Prie sich diesen Erfolg berechnet hatten. Wie es sich damit aber auch verhalten mochte: die letztere begab sich ohne Zeitverlust nach Fontavraud, um die Prinzessin von Vermandois in Augenschein zu nehmen, d. h. um auszumitteln, ob die künftige Königin von Frankreich ein folgsames Werkzeug in ihren Händen bleiben würde. Der Zufall aber wollte, daß die Schwester des Prinzen Bourbon-Condé sie mit einem Stolz empfing, welcher nur allzu niederschlagend war. Hierdurch beleidigt, gab die Markise die Prinzessin auf, um eine Königin zu finden, die ihrem Vortheile besser entspräche. Da nun eine Prinzessin hoher Abkunft ihr am wenigsten zusagte: so hörte sie nicht ungern, was eine Frau Texier von den guten Eigenschaften der ältesten Tochter des aus Polen vertriebenen Stanislaus Leczinski rühmte. Diese lebte zu Weißenburg bei ihrem Vater von einer mäßigen Pension, welche die französische Regierung sehr unregelmäßig zahlte. Die Markise de Prie reisete nun ungesäumt nach Weißenburg; und da die Tochter des polnischen Ex-Königs das Glück hatte, ihr zu gefallen: so wurde auf der Stelle beschlossen, daß sie Königin von Frankreich werden sollte. Die Sache selbst war um so leichter, weil der Erzieher des Königs, dessen Meinung in dieser wichtigen Angelegenheit man nicht umgehen konnte, sich damit entschuldigte, daß er sich nie in Ehestandssachen gemischt habe. Dies war der berühmte Bischof von Fregus, der nicht lange darauf Erster Minister des Königs von Frankreich wurde. Indem nun keine andere Hindernisse zu beseitigen waren, wurde die von der Markise de Prie gestiftete Ehe vollzogen; und wir werden weiter unten sehen, wie diese Verbindung, in welcher alles

auf die Befriedigung des gemeinsten und verächtlichsten Eigennutzes berechnet war, dazu beitrug, daß jene beiden Revolutionen, von welchen die eine durch den spanischen Erbfolge-, die andere durch den nordischen Krieg beendigt wurde, in ihren Ergebnissen, nach langer Sonderung, in einander flossen.

Von Frankreich beleidigt, sendete Philipp der Fünfte den berühmten Herzog von Ripperda, einen gebornen Holländer, nach Wien, um seine Angelegenheiten, trotz der französischen Vermittelung, am kaiserlichen Hofe zu beendigen. Ripperda hatte Dubois Schlauheit geerbt; und da ihm nicht entgangen war, was in dieser Zeit die vornehmste Angelegenheit des österreichischen Hauses ausmachte, so faßte er den Kaiser bei seiner schwachen Seite, um einen doppelten Traktat zu Stande zu bringen, der alle Kabinete in Erstaunen setzte.

Zunächst wurde (30. April 1725) zu Wien ein Partikular-Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien unterzeichnet, der seinen Charakter darin hatte, daß, nachdem die gegenseitigen Verzichtleistungen, so wie die eventuelle Belehnung des Infanten Don Karlos mit dem Großherzogthum Toskana und mit den beiden Herzogthümern Parma und Piacenza bestätigt war, Philipp der Fünfte die Gewährleistung jener pragmatischen Sanktion übernahm, wodurch Kaiser Karl der Sechste seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten zusicherte. Wie hätte nun neben einem solchen Vertrag ein Allianz-Traktat ausbleiben können! In demselben versprach der Kaiser, seine guten Dienste zu verwenden, um, zu Gunsten des Königs von Spanien, die Zurückgabe von Gibor-

altar und der Insel Minorka zu bewirken; der König von Spanien, seiner Seite, bewilligte den Schiffen des Kaisers und den kaiserlichen Unterthanen freien Eingang in alle seine Häfen, mit allen Begünstigungen und Vorrechten, deren die am engsten mit Spanien verbundenen Nationen im Handel genossen.

Da dieser Allianz-Traktat im Wesentlichen nur gegen Frankreich gerichtet seyn konnte: so gerieth der Herzog von Bourbon-Condé durch ihn in eine um so größere Verlegenheit, weil er sich nicht verhehlen konnte, daß dies neue Verhältniß zwischen Spanien und dem deutschen Kaiser durch die unüberlegte Zurücksendung der spanischen Prinzessin erzwungen war. Glücklicherweise für ihn, waren England und Holland von der Klausel des Allianz-Traktats, welche den Handel betraf, nicht weniger beunruhigt, als er. Es wurde daher dem Herzog nicht schwer, ein Gegenbündniß zu Stande zu bringen, in welches, außer England und Holland, auch der König von Preußen verflochten wurde. Friedrich Wilhelm der Erste war um diese Zeit mit dem kaiserlichen Hofe wegen heftiger Dekrete zerfallen, welche Karl der Sechste an ihn hatte ergehen lassen; sie betrafen gewisse Grundzinsen, die er von magdeburger Lehnen einforderte. Die Form des Traktats, in welchen der König sich einließ, drehete sich indeß bloß um gegenseitige Gewährleistungen: auf eine höchst unbestimmte und mancherlei Auslegungen fähige Weise versprachen Frankreich und England ihre guten Dienste und Verwendungen, damit Preußen in seinen Ansprüchen auf die bergische Erbschaft, nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz, kein Abbruch geschehe. Dem Hause Oesterreich zu schaden, woll-

ten sich Frankreich und England des Königs bedienen; seine Bestimmung war, dem Kaiser Schlesien zu entreißen. Friedrich Wilhelm war nicht abgeneigt von der Ausführung eines solchen Entwurfs; doch um nicht ganz allein zu bleiben in diesem wichtigen Unternehmen, verlangte er, daß eine Brigade hannöverscher Truppen zu seinem Heere stoßen sollte. Dies nun war etwas, wozu Georg der Erste sich nicht entschließen konnte. So verstrich das Jahr 1725.

Da Schweden und Dänemark dem hannöverschen Bündniß, die Kaiserin von Rußland (Katharina die Erste) und die vornehmsten katholischen Reichsstände Deutschlands dem Bündiß von Wien beigetreten waren: so wurde allgemein geglaubt, daß man sich am Vorabend eines allgemeinen Krieges befände. Schon riefen verschiedene Höfe ihre Gesandten zurück; schon sendete England mächtige Flotten nach Amerika, in das mittelländische Meer und in die Ostsee; schon trafen die Spanier Anstalten zur Wiedereroberung von Gibraltar. Die Zurücksendung der spanischen Prinzessin von Paris nach Madrid gehörte offenbar zu den kleinen Ursachen, aus welchen große Wirkungen hervorgehen. Das Jahr 1726 verstrich unter Rüstungen von allen Seiten. Auch Friedrich Wilhelm blieb hierin nicht zurück; doch hatte er bereits den Schritt bereut, durch welchen er sich in einen Traktat mit England und Frankreich eingelassen hatte. Zu der geringen Sicherheit, die es für ihn gab, wenn der Krieg zum Ausbruch kam und Rußland für den Kaiser focht, gesellte sich das hochmüthige Betragen des hannöverschen Gesandten, der in seiner Aufgeblasenheit Preussen, bei jeder Gelegenheit, wie eine untergeordnete Macht

behandelte und dadurch den König nur allzu sehr verletzte *).

Die Politik hatte in dieser Zeit noch so sehr den Charakter der Persönlichkeit, d. h. sie ging noch so sehr in den Fesseln persönlicher Affektionen, daß zwei Todesfälle, welche im Jahre 1727 erfolgten, den Begebenheiten eine andere Richtung zu geben vermochten: der Hintritt Georgs des Ersten und der Hintritt der russischen Kaiserin Katharina, als Nachfolgerin Peters des Großen. Am meisten entschied der letztere; denn, als der Kaiser sah, daß er auf den Beistand Rußlands nicht rechnen konnte, verminderte sich in ihm das Verlangen, den Spaniern in ihren Unternehmungen Beistand zu leisten.

Man darf jedoch behaupten, daß eine Veränderung, welche um dieselbe Zeit am französischen Hofe vorgegangen war, nicht weniger zur Abwendung des Krieges beitrug.

An diesem Hofe gab es zwei Partheien, die sich mit verstellter Erbitterung bekämpften. An der Spitze der einen stand der Herzog von Bourbon-Condé; an der andern der Bischof von Freyus, ehemals Erzieher des Königs, gegenwärtig sein vornehmster Rathgeber, sofern es darauf ankam, die königliche Autorität gegen die Eingriffe des Ersten Ministers zu vertheidigen. Die Marquise de Prie, zur Palast-Dame der jungen Königin ernannt, war ein so gefährlicher Gährungsstoff, daß der Bischof von Freyus, um den Frieden des Hofes zu bewahren, auf ihre Entfernung drang. Ihrerseits beschloß die Marquise den lästigen Sittenrichter zu vertreiben, dem ihr Betragen in einem so hohen Grade

*) S. Mémoires de Brandebourg, p. 288 sq.

verletzte, daß er mit ihr nicht länger unter einem Dache leben wollte. Das Mittel dazu war leicht gefunden, weil man es mit einem Mann zu thun hatte, der sich wenig bieten ließ. Zu den Kränkungen, welche der Erste Minister sich tagtäglich gefallen lassen mußte, gehörte, daß, während er mit dem Könige arbeitete, Fleuri — dies war der Familien-Name des Bischofs von Freges — gegenwärtig blieb, und daß jener nicht zugelassen wurde, so oft dieser den König etwas unterzeichnen ließ, das die Kirche anging. Um nun Fleuri'n zum Weichen zu bringen, veranstaltete die Marquise de Prie eine Berathschlagung über unbedeutende Gegenstände in den Zimmern der Königin; und als der Bischof denselben beiwohnen wollte, wurde ihm der Eingang verschlossen. Ungewiß über den Antheil, welchen der König an diesem Verfahren haben konnte, vertauschte Fleuri, ohne Zeitverlust, den Hof gegen das Dorf Issy zwischen Paris und Versailles, wohin er sich zurückzuziehen pflegte, so oft er Ursache hatte, unzufrieden mit dem Hofe zu seyn. Die Voraussetzung der Parthei war, daß Ludwig der Funfzehnte, der sich bisher so viel hatte gefallen lassen, auch in den Rückzug seines Erziehers willigen werde. Dem war jedoch nicht so. Der König forderte seinen alten Rathgeber mit so viel Entschiedenheit zurück, daß dem Herzog Prinzipal-Minister keine andere Wahl übrig blieb, als den Bischof von Freguß im Namen des Königs zur Rückkehr zu bewegen. Fleuri kam, ohne den mindesten Groll an den Tag zu legen; die Gelassenheit, welche dem höheren Alter eigen ist, bewahrte ihn vor allen Aufwallungen. Ganz im Stillen bemächtigte er sich jedoch der Geschäfte.

Nicht lange darauf (11. Juni 1726) wurde der Herzog

von Bourbon-Condé in seiner Wohnung verhaftet und nach Chantilli, dem Aufenthalt seiner Vorfahren, versetzt. In einem außerordentlich versammelten Staatsrathe erklärte der König, daß er, von jetzt an, die Triebfeder des Staats seyn wolle, und daß sämmtliche Minister mit dem Bischof von Freyus arbeiten sollten. Unmittelbar darauf wurde Paris des Varney nach der Bastille gebracht, und die Marquise de Prie nach der Normandie verwiesen. Fleuri, zum Ersten Minister ernannt, verstärkte sein Ansehn durch die Kardinals-Würde, welche der römische Hof ihm ohne Verzug ertheilte. Er war 73 Jahre alt, als er die Zügel der Regierung in seine Hände nahm; doch seine Geisteskräfte waren in einem so weit vorgerückten Alter so wenig geschwächt, daß er, bei der ihm eigenthümlichen Mäßigung, allen Geschäften noch 16 Jahre gewachsen blieb.

Unter so günstigen Umständen durfte Papst Benedikt der Dreizehnte es wagen, noch einmal als Friedensvermittler aufzutreten. Doch beschränkte sich (was nicht übersehn werden darf, wenn man den Unterschied der Zeiten ins Auge fassen will) seine Vermittelung auf den Vorschlag eines Kongresses. Im Mai des Jahres 1727 vereinigte man sich, dem päpstlichen Rathe gemäß, zu Paris dahin, daß ein siebenjähriger Waffenstillstand Statt finden, und daß, während desselben, die ostendische Kompagnie suspendirt bleiben sollte; der allgemeine Friedens-Kongreß sollte zu Aachen gehalten werden. Dieser trat, nach mehreren Wechseln, aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Kardinals Fleuri, endlich in Soissons zusammen.

Da die größten Schwierigkeiten durch den Wiener Frieden beseitigt waren, und es im Grunde nur darauf

ankam, die Angelegenheiten wegen der Erbfolge in Toskana und Parma zu beendigen: so glaubte man auf einen glücklichen Ausgang des Kongresses rechnen zu können. Es stellte sich jedoch eine neue Schwierigkeit dadurch ein, daß der Kaiser verlangte, „die pragmatische Sanktion, wodurch er seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten sichern wollte, solle die Grundlage aller Verhandlungen ausmachen." Indem der Kardinal Fleuri sich dieser Forderung des Wiener Hofes widersetzte, rückte man nicht eher von der Stelle, als bis der Kardinal ein Friedens-, Freundschafts- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und England zu Stande gebracht hatte. Vermöge dieses zu Sevilla 1729 geschlossenen Traktats übernahmen die so eben genannten Mächte die Gewährleistung für den Infanten Don Karlos, hinsichtlich der Erbfolge in Parma und Toskana; und um die Wirksamkeit dieser Gewährleistung zu sichern, beschlossen sie, 6000 Mann spanischer Truppen an die Stelle der Schweizer zu bringen, welche die Quadrupel-Allianz zur Besetzung der Städte Livorno, Porto-Ferrajo, Parma und Piacenza bestimmt hatte. Der Kaiser, der sich durch diesen Traktat tief gekränkt fühlte, nahm Maßregeln, um die Einführung der spanischen Truppen in Italien zu verhindern: denn seine größte Angelegenheit war, die pragmatische Sanktion von den Mächten Europa's gebilligt zu wissen. Doch, die Streitigkeiten zu Ende zu führen, nahm Georg II., welcher seit dem Jahre 1727 seinem Vater in der Regierung Großbritanniens gefolgt war, im Verein mit den General-Staaten, sich Karls des Sechsten an. Zu Wien wurde (16. März 1731) ein Traktat geschlossen, in welchem England und Holland die

Gewährleistung für die pragmatische Sanktion übernahmen, während der Kaiser sich bereit finden ließ, die Handelsgesellschaft von Ostende aufzuheben und den spanischen Truppen freien Eintritt in die italiänischen Herzogthümer zu gestatten. Schon seit dem Jahre 1728 hatte Friedrich Wilhelm der Erste dem zu Hannover geschlossenen Traktate entsagt, der ihn eine feindliche Richtung gegen den Kaiser gab. Ihn dazu zu bestimmen bedurfte es keiner besonderen Künste. Dies Werk wurde von dem Grafen von Seckendorf vollbracht, der i. J. 1727 als kaiserlicher Gesandter in Berlin anlangte, und durch seine Ueberredungsgabe den König, welcher ihm, aus einer früheren Periode her, wohlwollte, zur Unterzeichnung eines Traktats bewog, dessen Inhalt sich um gegenseitige Gewährleistungen und um den Salzhandel der Marken mit Schlesien drehete. Dieser Traktat wurde zu Königswusterhausen geschlossen, und hatte ganz unstreitig sehr wesentlichen Einfluß auf die Beibehaltung des Friedens, obgleich Friedrich Wilhelm schwerlich noch mehr bezweckte, als seinen Groll gegen Georg den Zweiten an den Tag zu legen.

So endigten sich für's Erste die langen Streitigkeiten über die spanische Erbfolge, nachdem sie Europa volle 30 Jahre beunruhigt hatten. Die Periode von Ludwigs des Vierzehnten Hintritt bis zum Ausbruch jenes Krieges, welcher durch das Ableben Augusts des Zweiten Königs von Polen herbeigeführt wurde, ist man versucht, die Periode der Bündnisse zu nennen. Ihren unverkennbaren Grund hatte sie in der Erschöpfung der meisten europäischen Staaten; besonders Frankreichs. Ein geregeltes Schulden-System, wie es sich später entwickelte, gab es damals noch nicht;

und indem man Bedenken trug, Alles auf die äußerste Spitze zu treiben, wollte man lieber der vorherrschenden Neigung zum Kriegführen entsagen. Indeß lag in der jungen Schöpfung der stehenden Heere, welche man als die Ausgeburt des dreißigjährigen Krieges betrachten kann, eine allzu starke Versuchung zu politischen Veränderungen, als daß man ihr unter allen Umständen hätte widerstehen können. Wer hätte, beim ersten Ausbruch des nordischen Krieges, glauben mögen, daß, 35 Jahre später, ein russisches Heer am Rheine stehen werde, um sich den Ansprüchen Frankreichs zu widersetzen? Gleichwohl war dies eine sehr natürliche Wirkung des engeren Zusammenhanges, in welchen die europäische Welt seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit sich selbst getreten war. Welche Umstände diesen Krieg herbeiführten, und welchen Antheil Friedrich Wilhelm an demselben nahm, wird sich am schicklichsten in dem nachfolgenden Kapitel auseinander setzen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Was muß demnach gelehrt und was gelernt werden, damit die Gesellschaft einen Ersatz, eine Retribution, für die Opfer finde, welche sie der öffentlichen Unterweisung darbringt?

Ganz unstreitig das, was der Gesellschaft weiter hilft, was sie in ihren nützlichen Bestrebungen unterstützt, was ihre Sympathie verstärkt, was sie kräftigt und achtungswürdig macht.

Nur allzu lange hat man sich dem Wahne hingegeben, daß es auf nichts weiter ankomme, als den Geist der Jugend nur zu beschäftigen, oder seiner Thätigkeit ein unschädliches Nahrungsmittel zu reichen. Im Großen genommen ist dies noch immer der Gedanke, welcher der Unterweisung auf den höheren Schulen und selbst auf den Universitäten zum Grunde liegt. Die eigentliche Unterweisung wird dabei als Nebensache betrachtet; das Einzige, worauf es ankommt, ist, daß diese den bestehenden Einrichtungen gemäß sei, wie mangelhaft diese auch seyn mögen. Das Studium der Sprachen paßte für einen so engherzigen Zweck; vorzüglich das der todten Sprachen, die, weil sie von Völkern geredet wurden, deren Anschauungen und Institutionen sich mit keiner Anwendung auf den neueren Zustand der Gesellschaft vertragen, den vorhandenen Mißbräuchen keinen

Abbruch thun. Daher diese sogenannten Gelehrten-Schulen, diese Pflanzstätten des Pedantismus, welche in der gegenwärtigen Zeit für nichts weiter gelten können, als für Denkmähler des geringen Aufklärungsgrades unserer Vorfahren, welche der Jugend nichts weiter zu geben wußten, als Worte, statt der Sachen. Wie man diese Art der Unterweisung auch beschönigen möge: alles läuft darauf hinaus, daß die, welche diese sich ihrer Fortpflanzung unterzogen haben, in Verlegenheit gerathen würden, wenn eine bessere und zweckmäßigere von ihnen ausgehen sollte. Nur allzu oft ist es in dem Leben des menschlichen Geschlechts der Fall gewesen, daß Doktrinen und Methoden sich selbst überlebt haben, d. h. unpassend geworden sind; und an diesem Gebrechen ist auch das gegenwärtige Zeitalter krank, sofern es noch immer nicht darüber zur Erkenntniß gekommen ist, daß das Wohlseyn der Gesellschaft auf mannichfaltigen Kenntnissen beruht, daß die positiven Wissenschaften das Fundament aller unserer nützlichen Erkenntnisse ausmachen und daß diese Wissenschaften, ohne aus dem Kreise der Erweisbarkeit hervorzutreten, Umfang genug haben, um ein noch so langes Leben beschäftigen zu können.

Glücklicher Weise ist die Zeit nicht fern, wo man hierüber aufs Vollständigste zur Erkenntniß kommen wird. Mit den Gewerbschulen ist in fast allen Europäischen Staaten ein vielverprechender Anfang gemacht. Der Fortgang kann nicht anders als zum Nachtheil der bisherigen Doktrinen und Methoden ausfallen. Wie könnte man sich noch länger mit einem gegenstandsleeren Unterricht befassen, nachdem das Universum sich unsern Blicken mehr als jemals aufgeschlossen hat! Wie können Lehrer sich noch länger dazu hergeben, in Din-

gen zu unterrichten, die sie selbst nicht verstehen und die nur ein blindes Vorurtheil für Wissenschaft erklären kann! Nein, das, was bisher auf unsern Gelehrten-Schulen für Unterricht gegolten hat, paßt nicht länger für unser Jahrhundert, weil es uns nicht den Beifall späterer Zeiten erwerben kann. Fortan wird man sich nur mit dem Studium der physischen und sittlichen Dinge beschäftigen, und die Menschheit wird die Früchte dieser Studien einerndten. Was von alten Unterrichts-Gegenständen übrig bleibt, wird keinen anderen Zweck haben, als nachzuweisen, durch welche Umwege wir auf den Punkt gekommen sind, worauf wir mit unserer Erkenntniß gegenwärtig stehen; und was für diejenigen überflüssig war, welche die Leitung der Gesellschaft übernommen hatten, wird es auch für diejenigen werden, die sich nicht in diesem Falle befanden und keine andere Bestimmung hatten, als — zu gehorchen. Ganz andere Verhältnisse werden sich hieraus entwickeln; aber keins derselben wird die Ordnung der Gesellschaft stören; diese wird sogar dabei gewinnen: denn was vermöchte wohl mehr die gesellschaftliche Harmonie zu verstärken, als das Einverständniß in den allernützlichsten Verrichtungen des Lebens!

Kommt es nicht mehr auf ein bloßes Hinhalten an; entfernt man aus dem Schul-Unterricht alle die Gegenstände, deren Anwendbarkeit (um das Wenigste davon zu sagen) problematisch ist; erzieht man den jugendlichen Geist nicht länger für die Vergangenheit, sondern für die Zukunft; vermehrt sich die Zahl der Anstalten, welche der Unterweisung im Ackerbau, in den Handwerken und Künsten, in dem Handel gewidmet sind: so läßt sich mit der größten

Sicherheit vorhersehen, daß auch das Urtheil über die Hochschulen, Universitäten genannt, ganz anders ausfallen werde, als es bisher ausfallen konnte. Man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch auf ihnen sehr viel Unnützes, Unbrauchbares und Unanwendbares gelehrt und gelernt wird, und daß ihre Organisation einen Hauptfehler in sich schließt, nämlich den, daß vermöge der Erleichterungen, die sie gewähren, für die gelehrten Professionen bei weitem mehr Individuen erzogen werden, als die Gesellschaft ernähren kann.

Dies aber geschieht nicht bloß zum Nachtheil sehr Vieler, die sich gelehrten Professionen hingeben, sondern auch zum Nachtheil der Gesellschaft selbst: denn wer nicht von seinem Stande leben kann, der muß auf Kosten des Publikums leben; und hieraus entwickelt sich ganz von selbst eine Quelle von gesellschaftlichen Mißverhältnissen. Indem z. B. die Rechtsschulen die Zahl der Gesetzkundigen vervielfältigen, verstärken sie die Anzahl derer, die nur von Prozessen leben, und um so üppiger leben, je vielfältiger die Streitigkeiten unter den Bürgern sind. Von nun an giebt es in der Gesellschaft Menschen, die ihren Vortheil dabei finden, die Gesetzgebung recht verwickelt zu machen, damit jede Parthei sich mit der Erwartung schmeichele, ein ihr günstiges Urtheil zu gewinnen, und sich desto leichter zur Fortsetzung des Prozesses bewegen lasse. So gewinnt die Kunst der Chikane die Oberhand. Diese Kunst aber führt den großen Nachtheil mit sich, daß sie in den Gemüthern zwei sehr gegengesellschaftliche Gefühle bewirkt: nämlich die Begierde, sich auf Kosten Anderer zu bereichern, und die Eitelkeit, welche aus allen Kräften nach dem Schein strebt,

daß das Recht auf ihrer Seite sei. Der Bereicherungs-trieb kann vollkommen unschuldig seyn, wenn er sich der Betriebsamkeit zuwendet; denn in diesem Falle entspringt der Gewinn aus einem wirklich hervorgebrachten Werth, der Keinem etwas kostet. Die Chikane dagegen bringt nichts hervor; mit ihr kann man nur dadurch gewinnen, daß irgend Jemand verliert . . .

Sieht man also, Jahr für Jahr, angehende Rechtsge-lehrte in großer Zahl in die Gesellschaft eintreten: so fragt man sich ganz natürlich, was die Folge davon seyn werde. Diese Frage nun löset sich in nachfolgende specielle Fragen auf: „Werden die Gesetze sich der Zahl nach vermindern und einfacher werden? Wird der Prozeß schneller zu Ende ge-hen? Werden die Kosten desselben geringer seyn? Wer-den die Rechte der Bürger besser vertheidigt werden, und der Ungerechtigkeiten weniger seyn? . . ." Wer aber, der nur einige Erfahrung hat, getraut sich diese Fragen zum Vortheil der Gesellschaft zu beantworten! Die gefähr-liche Kunst, das Für und das Wider zu behaupten, und, statt auf den Grund der Sache zu dringen, nur die Rechts-mittel, wär' es auch mit Aufopferung des gesunden Ver-standes und der natürlichen Billigkeit, in Betracht zu zie-hen, gewährt denen, die darin geübt sind, vorzüglich wenn die Natur sie mit einem weiten Gewissen ausgestattet hat, zwar einen leichten, bisweilen sogar bezaubernden Vortrag; man glaube aber nur nicht, daß es sich dabei um das Ge-rechte handle. Die Aufgabe ist, die Sache des Klienten triumphiren zu lassen; und ist dieser Klient ein vielvermö-gender Mann, so sei seine Sache noch so schlecht, man wird deßhalb nicht weniger alles aufbieten, ihr einen versöhnen-

R 2

den Anstrich zu geben, und folglich wahre Rechtswidrigkeiten rechtfertigen.

Mündliches oder schriftliches Verfahren macht hierbei keinen wesentlichen Unterschied; ja, es läßt sich vielleicht behaupten, daß bei dem schriftlichen Verfahren der Nachtheil für die Gesellschaft vermehrt wird, weil, bei gleichem Genie der Sachwalter, die Controle wegfällt, welche in der Oeffentlichkeit der Justiz-Pflege enthalten ist.

Die Vertheidiger der Rechtsschulen setzen voraus, daß es, ohne diese Schulen, an einem Mittel fehlen werde, tüchtige Männer für den Staatsdienst zu erziehen. Gehen sie aber hierin nicht zu weit? Ist die Tüchtigkeit eine nothwendige Ausgeburt des empfangenen Unterrichts? Unstreitig will alles geübt und eingelernt seyn; allein hierbei entscheiden die Methoden. Gehen wir auf die Erfahrung zurück: so ist der Weg, auf welchem man sich zu einem praktischen Rechtsgelehrten ausbildet, in Deutschland etwa folgender: Nachdem der angehende Rechtsgelehrte die juridische Weisheit von Jahrtausenden unter der Anweisung eines mehr oder weniger berühmten Universitäts-Lehrers in sich aufgenommen hat, wird er, nach geschehener Prüfung, bei einem untergeordneten Tribunale angestellt. Hier besteht seine erste Verrichtung darin, daß er Schreiber-Dienste leistet; denn das aufzunehmende Protokoll wird ihm in die Feder diktirt. Hat er hierin eine gewisse Fertigkeit erworben: so vertraut man ihm das Geschäft, selbst Zeugen zu vernehmen und Protokolle anzufertigen. Nachdem nun hierüber der vorgeschriebene Zeitraum verflossen ist, wird er, nach einer zweiten Prüfung, bei einem höheren Tribunal angestellt, dessen Verrichtungen zusammengesetzterer Art sind.

Die juridische Weisheit früherer Jahrtausende verdampft hierüber je mehr und mehr, und gegen die Zeit, wo nach einer dritten Prüfung, eine Anstellung im Staatsdienste zu erfolgen pflegt, ist es eine erwiesene Sache, daß der Kandidat so viel als gar nichts der Theorie, womit er angefangen hat, desto mehr aber der Praxis verdankt, die ihn zu dem gemacht hat, was er geworden ist. Angenommen, daß er keine Universität besucht und drei bis vier Jahre seine Zeit nicht mit Studien zugebracht hätte, deren Nützlichkeit ihm nur allzu räthselhaft bleiben mußte; angenommen also, daß er die hergebrachten Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen an die von ihm gewählte Bestimmung gebracht und damit eine, jetzt noch ungewöhnliche Kenntniß der Gesellschaft und ihrer mannichfaltigen Beziehungen verbunden hätte: würde er in dieser Voraussetzung zurückgeblieben seyn hinter dem, was seine Bestimmung mit sich brachte? Die Erfahrung spricht für das Gegentheil in wer weiß wie vielen Fällen; und braucht es noch etwas mehr, um zu dem Resultate zu führen, daß die Universitäts-Vorbereitung höchst entbehrlich war? Wie viele ausgezeichnete Beamten niederen und höheren Ranges, welche, als Advokaten, Richter, Verwalter und Minister dem Unterrichte der Rechtsschule durchaus nichts verdanken! Eine tüchtige Gesinnung und ein gerader Verstand führen viel weiter, als man gemeinlich anzunehmen pflegt; und die Erfahrung unserer Zeiten spricht vor allem dafür, daß man vortreffliche Einsichten haben kann, von welchen die berühmteste Rechtsschule nichts weiß und nichts ahnet.

Leichter dürfte der Aufwand zu rechtfertigen seyn, den der Staat macht, um brauchbare Aerzte zu erziehen. Es

kommt nämlich auf nichts Geringeres an, als die Gesellschaft vor der Unverschämtheit der Charlatane zu bewahren. Diese Aufgabe ist indeß schwer zu lösen; denn die Erfahrung zeigt, daß die Charlatane neben den patentisirten Aerzten, wäre es auch ganz im Stillen, noch immer ihre Rolle spielen. Nehmen nicht selbst Personen höheren Ranges, denen der geschickteste Arzt, wenn er dazu aufgefordert wäre, zu Diensten stehen würde, ihre Zuflucht nur allzu häufig zu jenen? Was soll man daraus folgern? Unstreitig nichts weiter, als daß die Verbreitung gewisser Einsichten höchst wünschenswerth ist; und zwar nicht gerade unter den Aerzten — denn ihre Kunst oder Wissenschaft wird stets im Gleichgewicht stehen mit den Fortschritten, welche in der Erkenntniß der menschlichen Organisation gemacht werden — wohl aber unter denen, die des Arztes bedürfen; denn unter diesen giebt es nur allzu wenige, die im Stande sind, über ihren Zustand nur einigermaßen richtig zu urtheilen.

Die Furcht vor den Charlatanen hat die Doctor-Diplome in Gang gebracht, und diese werden von der Fakultät ertheilt. Doch, wie weit reicht diese Garantie? Diese Frage ist um so schwerer zu beantworten, als man allzu häufig die Entdeckung macht, daß Schulen eben nicht die besten Richter über das Verdienst der Kandidaten sind. Ihre Professoren urtheilen nur nach den Lehren, die sie vorgetragen haben; und der erscheint ihnen als der Brauchbarste und Tüchtigste, der von dem, was aus ihrem Munde ging, das Wenigste zur Erde fallen ließ. So kann es denn leicht geschehen, daß man, um hier einen Lessingschen Ausdruck zu gebrauchen, „mit betrogenen Betrügern" zu thun hat. Es ist nun aber einmal das Loos der armen Mensch-

heit, daß ihre Künste, ihre Wissenschaften nie vollendet sind, während sie in Zeit sich stets bereden muß, daß der höchste Gipfel erstiegen sei: eine Täuschung, welche vielleicht nie ganz verdrängt werden wird. Der Zunftgeist übt eine eigenthümliche Macht, selbst an dem Freiesten, das sich antreffen läßt: in der Gedankenwelt und in der von ihr abhängigen Wissenschaft. Lange nachdem Galilei seine große Entdeckung bekannt gemacht hatte, fuhr man in den italiänischen Schulen fort, die Phänomene des Weltalls nach den Sätzen des Aristoteles zu erklären. Ein gleiches Schicksal hatte Isaak Newton nach der Bekanntmachung seiner „Prinzipe der Naturphilosophie." Die Universitäten zu Oxford und zu Cambridge waren die letzten, welche davon Notiz nahmen; nach, wie vor, beschränkten sie sich auf den Vortrag von Decartes Wirbellehre; und dies dauerte fort, bis Schottlands Universität ihnen ein Beispiel gab, dem sie sich nicht versagen konnten. Nur allzu häufig ist es der Fall gewesen — und diese Erscheinung hat noch immer nicht aufgehört — daß man, um Lehrer zu seyn, gewisse Wahrheiten gar nicht kennen durfte, weil die Fähigkeit, Irrthümer fortzupflanzen, darunter allzu sehr gelitten haben würde. Ein freierer Sinn hat sich in den letzten Zeiten allerdings auch über diesen Punkt entwickelt; allein es fehlt noch sehr viel daran, daß er den Ausschlag gegeben hätte. Die ganz natürliche Folge davon ist, daß bei den Prüfungen, welche einer Anstellung vorangehen, nichts so sehr entscheidet, als das Gedächtniß des Kandidaten, während billig von nichts weiter die Rede seyn sollte, als von seiner Fähigkeit bei Anwendungen; denn diese ist zuletzt doch die einzige, welche der Staat in Anspruch nimmt,

sofern es ihm nie auf todtes Wissen, sondern auf richtiges Handeln ankommt *).

Außer den beiden so eben erwähnten Gelehrten-Klassen bedarf es zur Erhaltung der Gesellschaft noch einer dritten, deren Bestimmung selbst dann noch wichtig bleibt, wenn sie verkannt und verfehlt wird. Die Gesellschaft hat nämlich kein stärkeres Bedürfniß, als über sich selbst belehrt zu seyn; und dies Bedürfniß wächst in eben dem Maße, worin die gesellschaftlichen Beziehungen zusammengesetzter und verwickelter werden. Die Gelehrten-Klasse nun, durch welche dies Bedürfniß befriedigt werden soll, ist die der Geistlichen: eine Benennung, welche in Zeiten entstanden ist, die von den gegenwärtigen wesentlich dadurch verschieden waren, daß die Summe des positiven Wissens in ihnen verhältnißmäßig gering und schlecht vertheilt war. Alle Doktrinen aber, ihr Inhalt sei welcher er wolle, haben das Eigenthümliche, daß sie sich den gesellschaftlichen Zuständen, für welche sie passen sollen, anbequemen; wie könnten sie anders, da sie immer nur in sofern einen Werth haben, als dieser ein gesellschaftlicher ist? Wir haben daher auch keine Ursache, uns darüber zu wundern, wenn in einem Gesellschafts-Zustande,

*) Mylord Bakon, dieser ausgezeichnete Denker, macht in seinen Sermonibus fidelibus eine Bemerkung, welche wir hieher setzen wegen der Aehnlichkeit, die sie mit der unsrigen hat. Er sagt:

Alia res est, personarum naturas et mores callere; alia vere negotia pernosse. Sunt enim haud pauci, qui in personarum aditibus et temporibus versuti sunt, neque tamen partis realis (negotiorum) sunt capaces . . . Tales non aliter fere usum sui praebent, quam in viis, quas saepe contriverunt. Converte eos ad homines novos, et artibus suis excidunt: adeo, ut vetus illa reguls, stultum a sapiente dignoscendi: mitte ambos ad ignotos et videbis, de hujusmodi hominibus non teneat.

worin, weil es noch an Wissenschaft und Kunst fehlt, die Arbeit sich wenig getheilt hat und das, was von Arbeit verrichtet wird, durch Zwang erpreßt werden muß — wenn, sag' ich in einem solchen Gesellschaftszustande der öffentliche Unterricht nicht sowohl darauf abzweckt, die Vergesellschafteten über ihre Beziehungen zu belehren, als den unterdrückten und in Zwang gehaltenen Theil derselben, d. h. die große Mehrheit zu besänftigen und durch ein System von sehr allmählig entstandenen Vorstellungen über die leidenvolle Gegenwart durch die Aussicht auf eine heitre Zukunft zu trösten. Wie man auch die Lehren des Katholizismus auffassen möge: über ihren Werth entscheidet der Umstand, daß sie zu einer Zeit galten, wo die Feudalität in der europäischen Welt allgemein verbreitet war, und Leibeigenschaft und Hörigkeit den Grund-Charakter der Gesellschaft bildeten. Für diesen Zustand waren jene Lehren wie gemacht; auch übten sie während desselben ihre Gewalt auf eine Weise, welche die Bewunderung aller Derjenigen verdient, die sich nie klar gemacht haben, wie Lehren entstehn und wieder verschwinden. Als Feudalität und Leibeigenschaft zu weichen begannen, trat sogleich das Bedürfniß einer angemessenen Lehre ein. Dies Bedürfniß sprach sich aus in den Reformations-Versuchen, welche vom funfzehnten Jahrhundert an gemacht wurden. Da jedoch diese Versuche ihren Charakter im Kritizismus haben mußten: so war es wohl kein Wunder, wenn die Gesellschaft, hinsichtlich der ihr zusagenden Lehre, bei weitem mehr von Irrthümern befreit, als in die Region des Wahren, d. h. des Erweislichen, eingeführt war. So steht die Sache noch immer, sofern zwei öffentliche Lehren sich gegenseitig bekämpfen und um den

Vorzug streiten. Entschieden ist dieser Kampf nicht eher, als bis zu dem Negativen, das der Kritizismus allein zu geben vermag, das Positive hinzugekommen ist, worin die Gesellschaft allein ausruhen kann; allein dieser Kampf rückt, wenn nicht alles täuscht, der Entscheidung mit jedem Tage näher, und schwerlich dürfte das neunzehnte Jahrhundert ablaufen, ohne ihn dahin beendigt zu sehn, daß die Analysis, worin das gegenwärtige Zeitalter befangen ist, sich in eine beruhigende Synthesis aufgelöset haben wird.

Ist dieser Zeitpunkt einmal eingetreten; so wird — was gegenwärtig nur allzu häufig geschieht — nicht länger die Frage aufgeworfen werden: „Was leisten die Geistlichen der Gesellschaft, um diese zu entschädigen für den Aufwand, der um des öffenlichen Unterrichts willen, so weit er von ihnen herrührt, gemacht werden muß?" Diese Frage wird erledigt seyn durch das allgemeine Gefühl der unendlichen Nützlichkeit des geistlichen Standes, sobald es einmal dahin gekommen ist, daß die Gesellschaft durch ihn über sich selbst aufgeklärt wird, und keine andere Bahn beschreibt, als welche er vorgezeichnet hat. Die Nützlichkeit, oder vielmehr die Unentbehrlichkeit der Geistlichen, d. h. der Volkslehrer, kann nur in kritischen Perioden problematisch werden; diese gehen jedoch vorüber, und das Bedürfniß der Gesellschaft, sich über sich selbst unterrichtet zu sehen, bleibt sich nicht bloß gleich, sondern gewinnt sogar an Stärke, je zusammengesetzter und verschlungener die Verhältnisse werden.

Wenn also Adam Smith die Frage aufwirft: „ob die Kosten des Kultus vom Staate bezahlt werden sollen?" und wenn er diese Frage verneinend beantwortet: so hat

ihn dies, wie wir glauben, nur in der Zeit begegnen könnnen, worin er sein berühmtes Werk über den National-Reichthum verfaßte. Dieser Philosoph hielt sich an der sehr allgemeinen Beobachtung, daß eine, von dem Staat sehr reichlich ausgestattete Geistlichkeit für ihre Bestimmung sehr wenig leistet, daß der Unglaube am meisten in der sogenannten Hochkirche verbreitet ist, und daß dagegen die von ihren Gemeinden bezahlten methodistischen Prediger und andere Sektenhäupter in ihrem Eifer unermüdlich sind. Die Richtigkeit dieser Beobachtung läßt sich schwerlich bestreiten. Was dabei jedoch zunächst ganz aus der Acht gelassen war, dürfte darauf hinauslaufen, „daß jedes, auf bloße Glaubenslehren gestützte System nur durch Autorität fortdauern kann, und daß man die Autoritäts-Mittel in eben dem Maße verstärken muß, worin das System selbst in Verfall geräth.“ Nur hieraus läßt sich erklären, weßhalb Englands beide Erzbischöfe ein Einkommen von 52,956 Pfund Sterl., und die vier und zwanzig übrigen Bischöfe zusammen ein Einkommen von 244,185 Pf. St. beziehen, und in ihren Verrichtungen von Unterbeamten (Dechanten, Archidiakonen, Kanzlern, Präbendaren, Domvikaren u. s. w.) unterstützt sind, deren Einkommen freilich geringer ist, im Großen genommen aber eine so beträchtliche Summe ausmacht, daß der gesammte Klerus der Hochkirche, bestehend aus 12,430 Individuen, ein Einkommen von 9,459,565 Pf. St. genießet. Man muß gestehen, daß, da die gesellschaftliche Arbeit in ihren mannichfaltigen Verzweigungen die einzige Quelle aller Reichthümer ist, eine so ausgestattete Klerisei sich nicht darüber zu beklagen hat, daß sie schlecht belohnt werde für das, was sie leistet. Wie theuer ist doch, nach

dieſem Maßſtabe der Unterricht in Glaubenslehren neben dem Unterricht in erweisbarer Erkenntniß *)! Wenn jedoch die engliſche Geiſtlichkeit ihr Einkommen ſehr beträchtlich vermehrt hat: ſo verdankt ſie dieſem Vortheil nicht ſowohl dem größeren Kredit, den ſie erworben hat, als vielmehr den Fortſchritten, welche Wiſſenſchaft und Kunſt, ganz unabhängig von ihr, in dem letzten Jahrhundert gemacht haben. Die größere Theilung der Arbeit hat nicht verfehlen können, ihre Ausſtattung in Ländereien, Zehnten und anderweitigen Sporteln einen höhern Werth zu geben; und gerade dieſer iſt es, was ſie bisher aufrecht erhalten hat und

*) Im abgewichenen Jahre verlangte der Erzbiſchof von Canterbury vom Parliament die Vollmacht, ein Anlehn von 37,000 Pf. Sterl. machen zu dürfen, um davon die nothwendigen Reparaturen und Verſchönerungen des Lambeth-Palaſtes zu beſtreiten. Da er nun bei dieſer Gelegenheit ſeine Einkünfte darlegen mußte, um daraus zu erſehen, ob er das bewilligte Anlehn auch wieder zurück zu zahlen im Stande ſei: ſo entdeckte ſich, daß das arme Mitglied des Fiſcherkollegiums nur das geringe Einkommen von 32,000 Pf. Sterl. zu genießen hatte.

Herr Baring bewies zu derſelben Zeit im Hauſe der Gemeinen, daß die Einkünfte des biſchöflichen Stuhles von London ſich auf 100,000 Pf. Sterl. belaufen. Der Biſchof erwiederte, daß ſein Einkommen, ohne die kirchlichen Sporteln, nicht den ſiebenten Theil dieſer Summe eintragen würde. Der würdige Prälat bezeichnete hierdurch natürlich nur ſeinen fixen Gehalt, und begriff darunter weder die Einkünfte aus den Pachterneuerungen, noch den Miethswerth ſeiner Parke und ſeines Palaſtes.... Die Einkünfte der Diözes von Wincheſter werden auf 50,000 Pf. Sterl. angeſchlagen; in einem einzigen Jahre trugen die Pachterneuerungen dem Biſchofe 15,000 Pf. ein.

Billig wundert man ſich darüber, daß die Prinzipe der Staatswirthſchaft in dem Lande, das ſie geboren hat, bisher ſo wenig Anwendung gefunden haben. Doch die Zeit der Reform iſt auch für England gekommen, und es wird ſich zeigen, wie lange Englands Feudal-Kirche noch beſtehen wird.

so lange aufrecht erhalten wird, als die Frage, was sie der Gesellschaft leiste, unerörtert bleibt. . . .

Es giebt noch jetzt Staatswirthschaftslehrer und Publizisten, welche darauf dringen, daß man hinsichtlich der öffentlichen Lehre dem Beispiele folgen müsse, das die Vereinigten Staaten Nordamerika's (welche die Kosten der verschiedenen Kulten, ohne Ausnahme, den Bekennern derselben anheim stellen), der Welt gegeben haben. Wir bekennen jedoch, nicht zu wissen, welche Veränderungen in den Institutionen vorgehen werden, sobald es dahin gekommen ist, daß der Geist der öffentlichen Lehre nicht mehr derselbe bleiben kann. Was uns allein in hoher Klarheit vorschwebt, ist: 1) daß bei der Anarchie der Meinungen, welche heutiges Tages im Gange ist, nichts gefährlicher seyn würde, als, mit Verzichtleistung auf die bisher bestandenen Institutionen, dem Beispiele der nordamerikanischen Freistaaten zu folgen; 2) daß, wie sehr auch die bisherigen Lehr-Systeme, als im Glauben abgeschlossen, durch den Geist der positiven Wissenschaften mit der Zeit verändert werden mögen, dennoch jede Regierung, die dieses Namens würdig bleiben will, sich eine Aufsicht über das, was gelehrt und was gelernt werden soll, vorbehalten müsse, weil sie sonst keine Art von Stätigkeit in sich schließen kann. Wahr ist es, daß keine Regierung, wie erleuchtet sie auch seyn möge, irgend eine Wissenschaft macht, oder begründet; daraus aber folgt keineswegs, daß ihr nicht das Recht zukomme, ein Urtheil über die Fortschritte in der Wissenschaft zu haben: denn selbst dann, wenn sie antagonisiren wollte (was bei einer aufgeklärten Regierung kaum denkbar ist), würde sie, vorausgesetzt, daß die Fortschritte reell sind, d. h. die Grün-

zen des Wissenswürdigen und Anwendbaren wirklich erweitert werden, bei weitem mehr befördern, als hintertreiben. So hat sich wenigstens bisher die Sache gestellt; und es ist kein Grund, zu vermuthen, daß sie sich jemals anders stellen werde, da alle reellen Fortschritte sehr langsam erfolgen, und ihre gesellschaftliche Nützlichkeit in der Regel so evident ist, daß die Gründe, sich ihnen zu widersetzen, in sich selbst zusammenfallen. Der Obskurantismus, über welchen man sich, hie und da, mit so viel Bitterkeit beklagt, dürfte in der That nichts weiter seyn, als eine selbstgeschaffene Phantasmagorie, die ihre Quelle in der Eitelkeit derjenigen hat, welche sich einbilden, in dem ausschließenden Besitz der Erkenntniß zu seyn, während sie das Natur-Gesetz, nach welchem alle ächten Fortschritte erfolgen, nie zur Anschauung gebracht haben, und in ihrer Unkenntniß der Erscheinungen alles über Einen Leisten schlagen möchten.

Der höchste praktische Gesichtspunkt, den man in dieser Beziehung gestatten kann, dürfte also kein anderer seyn, als:

„Durch Unterricht und Institutionen allmählig das Schicksal der ärmsten und zahlreichsten Klasse der Gesellschaft zu verbessern.“

Dieser Satz gehört zu dem allgemeinen Gesetz der Entwickelung des menschlichen Geschlechts, weil die Beobachtung diese Klassen, in politischen Beziehungen, darstellt als nach und nach austretend aus der Sklaverei in die Leibeigenschaft, aus dieser in die Erbunterthänigkeit, aus der Erbunterthänigkeit in den Zustand der Besoldung und sodann kräftig hinstrebend nach dem Betriebsamkeits-

Zustande, d. h. nach dem Zustande vollständiger Vergesellschaftung, worin die Genüsse vertheilt werden nach dem Maße der Arbeit jedes Vergesellschafteten. Dieselbe Beobachtung stellt, in sittlicher Beziehung, diese Klasse dar als eine, die, ungbläßig, wenn gleich sehr allmählig, ihre Ideen und Gefühle verbessert, und sich vom Fatischismus und Polytheismus zum Deismus, von der unbedingten Unwissenheit und Herabwürdigung zu technischen Kenntnissen, zur Liebe des Nächsten, und zu jenem Geiste der Gleichheit erhebt, dessen vollständige Wirkungen darin bestehen würden, daß er alle Klassen der Gesellschaft, ohne allen Unterschied, denselben Grundsätzen der Sittlichkeit, so wie denselben gesetzlichen Pflichten, unterwürfe. Die menschliche Vervollkommnung erfolgt demnach auf eine doppelte Weise: einmal durch allmählige Verbesserung des Ganzen; zweitens durch unablässige Annäherung der Klassen und immer gleichere Vertheilung der Arbeit und ihrer Genüsse. Genau genommen aber ist es gerade die Theilung der Arbeit, was diese bewundernswürdige Wirkung hervorbringt. Denn, indem die Theilung der Arbeit sich, je mehr und mehr, in die verschiedenen Zweige der Betriebsamkeit und der Wissenschaften einstellt, muß sie eine Evolution in den Sitten hervorbringen; und zwar nicht bloß der unteren Klassen, sondern aller Klassen der Gesellschaft überhaupt. Ihre Hauptwirkung auf die Sitten besteht nämlich darin, daß sie den sittlichen Menschen, je mehr und mehr, den rein-physischen Bedürfnissen entzieht. Die Ursachen nun, welche in jedem Zivilisations-Zustande dahin wirken, daß die Sitten der Menschen einen eigenthümlichen Charakter annehmen, lassen sich in zwei verschiedene Arten sondern: die einen

stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem Einfluß der Außenwelt; die andern hängen zusammen mit der Natur des Menschen und mit dem Einfluß der Gesellschaft. Je weniger der Mensch zivilisirt ist, desto mehr tragen seine Sitten das Gepräge der physischen Nothwendigkeiten, von welchen er umgeben ist; und alsdann ist es nicht die menschliche Natur, was in ihm vorherrscht, wohl aber die rohe Natur, das Klima Griechenlands oder das Klima der skandinavischen Halbinsel, die Sonne Afrika's oder das Eis der nördichen Meere, die sein Wesen durchdringen. Je mehr Kenntnisse er sich gesammelt, je vielfacher auf die Natur er einzuwirken gelernt hat: desto mehr offenbart sich der rein-menschliche Einfluß in seinen Sitten; die unabläßig wachsende und eben so unabläßig gereinigte Masse menschlicher Vorstellungen tritt, als Prinzip äußerer und sittlicher Thätigkeit, an die Stelle der äußeren Natur. Inzwischen stellt sich die allmählige Vorherrschaft der menschlichen Natur nicht mit vollkommner Regelmäßigkeit ein; und eben so wenig verbreitet sie sich mit symmetrischer Ordnung über jede Generation und über jede Klasse. Der Grund ist kein anderer, als daß die Formen, welche die Gesellschaft ihren sämmtlichen Kenntnissen geben muß, um sie jedem ihrer Mitglieder auf eine bequeme und vollständige Weise mittheilen zu können, immer eine Zeit des Stillstandes in den allgemeinen Fortschritten bezeichnen, bis der Augenblick eintritt, wo sie erneuert werden. Da nämlich diese Formen, der Natur gemäß, nothwendig systematisch sind: so schließen sie vorläufig die späteren Ideen aus, welche Unordnung in das System bringen würden; und sie schließen sie so lange aus, als diese späteren Ideen nicht, ver-

vermöge ihrer Zahl, ihrer Wichtigkeit und ihrer philosophischen Anordnung, Gewicht genug erhalten haben, um sich an die Stelle der früheren zu setzen. Zum wenigsten muß dies so lange der Fall seyn, als man noch nicht dahin gelangt ist, das System auf eine Anschauung zu gründen, welche eben so sehr die Zukunft, als die Vergangenheit umfaßt.

Wer begreift nun nicht, daß aus diesem ungleichen Gange mehre Nachtheile entspringen müssen, welche um so erheblicher sind, da die Gesellschaft sich dem Augenblick ihrer Rekonstitution nähert? Wer fühlt nicht, daß die öffentliche Sittenlehre, in vielen Punkten von den Thatsachen bestritten, in andern durch die Kritik geschwächt, von einem Tage zum andern unzureichender werden muß für Menschen, die, in Folge der materiellen Fortschritte der Betriebsamkeit und der mechanischen Theilung der Arbeit, gleichzeitig, mehr als jemals, das Bedürfniß fühlen, ihre sittlichen Gefühle und ihre allgemeinen Ideen aus dem Unterricht zu schöpfen? Und doch ereignet es sich gerade jetzt, daß der Einfluß der Unterweisung um so schwächer ist, je unumgänglich nothwendiger er geworden ist: ein Zustand der Dinge, welcher tief beklagenswerth seyn würde, wenn er das Rettungsmittel nicht in sich schlösse — wenn er nicht die Empfängniß und Erschauung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung beschleunigte, die, indem sie alle früheren Fortschritte umfaßt, diese, unter angemessenen Formen, in die Sittenlehre und in die Gesetzgebung einführt, um sie allen Klassen der Gesellschaft fühlbar zu machen. Gerade dies dürfte das letzte Ergebniß seyn, dem die Theilung der Arbeit entgegen strebt, und will man sich darüber

noch bestimmter ausdrücken, so muß man sagen: sie bezwecke die Bildung einer Sittenlehre und einer Art von Unterweisung, welche den physischen Umständen der Arbeiter, und selbst aller übrigen Mitglieder der Gesellschaft, positiv angepaßt sei.

Wir können aber diese Betrachtungen nicht schließen, ohne noch eine Bemerkung hinzuzufügen, welche den Rang betrifft, den diejenigen einnehmen werden, welchen in Zukunft das Geschäft der öffentlichen Unterweisung anvertraut werden wird.

Bekanntlich hat die Theologie in der Abstufung der sogenannten Fakultäts-Wissenschaften bisher den ersten Platz eingenommen; und darüber sind nicht selten spöttische Bemerkungen von Solchen gemacht worden, die, weil sie die Theologie nicht zu den eigentlichen Wissenschaften rechneten, sich zurückgesetzt und verdunkelt glaubten. Begegnen konnte dies jedoch nur solchen Philosophen, die in der Theologie nicht das sahen, was sie darin hätten sehen sollen: das Fundament aller Volks-Unterweisung und den ersten Anfang aller Philosophie, sofern diese, dem Entwickelungs-Gesetz des menschlichen Geistes gemäß, damit beginnt, die ersten Ursachen der Erscheinungen erkennen zu wollen, und erst nach tausend und aber tausend Fehlschüssen zu der Erkenntniß gelangt, daß alle Herrschaft der Menschen über die Natur sich in einer richtigen Erforschung der Gesetze der Erscheinungen abschließt. Den Unterschied zwischen Ursache der Erscheinung und Gesetz derselben auseinander zu setzen, ist hier nicht der Ort; dies würde uns theils zu weit führen, theils könnten wir nur wiederholen, was wir bei anderen Gelegenheiten über diesen wich-

tigen Gegenstand zur Sprache gebracht haben. Sofern es sich nun um den wissenschaftlichen Werth der Theologie handelt, muß man allerdings eingestehen, daß er gar nicht vorhanden ist und niemals in die Erscheinung eintreten kann, weil alle echte Wissenschaft auf Beweis beruht, der theologische Philosoph aber, als solcher, der nichts beweisen kann, genöthigt ist, das Glauben dem Wissen zu substituiren, wobei zuletzt alles auf die Autorität ankommt, die er sich zu verschaffen versteht. Hieraus folgt jedoch keineswegs, daß eine auf angebliche Erkenntniß der ersten Ursachen basirte Volks-Unterweisung bestimmt sei, ewige Dauer zu haben. Was der Theologie, seit etwa einem Jahrhundert, den meisten Abbruch in ihrem Ansehn gethan hat — ist es etwas Anderes, als die Entdeckung, daß der menschliche Geist, um das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern, sich streng auf die Beobachtung der Erscheinungen beschränken müsse, um auf diesem Wege zur Erkenntniß der Gesetze derselben zu gelangen? Je mehr sich nun diese Entdeckung verbreitet und je allgemeiner sie, selbst auf die gesellschaftliche Phänomene angewendet wird: desto höher steigt die Wahrscheinlichkeit, daß aus dem öffentlichen Unterricht allmählig alles verschwinden werde, was ihm in den letzten Zeiten so unwirksam gemacht hat und für die nächste Zukunft noch weit unwirksamer zu machen verspricht. Es ist, wenn man tiefer in die Sache eingeht, dazu nichts weiter erforderlich, als daß die bisher theologischen Philosophen sich verwandeln — nicht etwa in metaphysische — denn dabei würde nichts anderes herauskommen, als eine unermeßliche Anarchie der Geister — wohl aber in physiologische, welche die gesellschaft-

lichen Erscheinungen nach derselben Methode studiren, wie die Physiker die rein-physischen Erscheinungen, um diese in ihre Gewalt zu bringen, zu studiren pflegen. Daß die bezeichnete Verwandlung geschehen werde, ist hauptsächlich daraus erwiesen, daß der menschliche Geist sich, auf die Dauer, nicht zwei Methoden unterwerfen kann, die, sofern es sich um echte und anwendbare Erkenntniß handelt, Entgegengesetztes bewirken. Ist aber die Verwandlung irgend einmal vollendet, dann wird offenbar werden, daß die Ungunst, die sich dem geistlichen Stande in der Zeit zugewendet hat, etwas Vorübergehendes war, das verschwinden mußte, sobald das Gefühl der hohen Nützlichkeit dieses Standes die Oberhand gewonnen hatte; und es wird zugleich offenbar werden, daß Diejenigen, welche die Gesellschaft in die Bahnen der Weisheit und Tugend führen, ganz unbedingt den ersten Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie einzunehmen verdienen, ohne daß des Unterschiedes zwischen Theologie und Philosophie noch länger gedacht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Was hat den Ausgang der Rebellionen in Belgien und in Polen bestimmt?

Zwölf Monate sind verflossen, seitdem wir in einer Abhandlung „über den fünften Akt der französischen Umwälzung" die natürlichen Wirkungen der emendirten Charta Ludwigs des Achtzehnten vorher zu bestimmen wagten. Der Inhalt dieser Abhandlung mißfiel den Ultra-Liberalen Deutschlands, weil er weder ihren Ansichten, noch ihren Erwartungen entsprach. Nichts desto weniger hat sich der Erfolg für unsere Behauptungen auf eine Weise erklärt, welche uns stolz machen könnte, wenn irgend ein egoistisches Gefühl Raum fände in dem Gemüthe Desjenigen, der sich gewöhnt hat, die gesellschaftlichen Phänomene mit derselben Leidenschaftslosigkeit zu beobachten, womit der Physiker die Natur-Phänomene behandelt. Ein dreimal verändertes Ministerium, ein dreimal wiederholter und mit bedeutenden Zerstörungen verbundener Aufstand in der Hauptstadt, endlich namhafte Bewegungen in den westlichen und südlichen Departements des Reichs, verbunden mit Brandstiftungen und Ermordungen — dies alles in einem einzigen Jahre, liefert doch wohl den vollständigsten Beweis, daß in einer Charte, wie emendirt sie auch seyn möge, keine Zauberformel steckt, wodurch Ordnung, Friede und Eintracht, wenn diese fehlen, heraufbeschworen werden können? Was soll man nun daraus folgern? Ich frage: ob

man daraus noch etwas Anderes folgern könne, als daß Frankreich, nachdem es zwei und vierzig Jahre revolutionirt hat, sich noch immer im Vorhofe des wahrhaft Konstitutionellen befindet — jenes Konstitutionellen, wodurch die Gesellschaft das erhält, was ihr niemals fehlen sollte: Schutz und Aufmunterung für jede nützliche Thätigkeit, wodurch das Individuum sich dem gesellschaftlichen Körper anschließt und von diesem zurückerhält, was sein Gedeihen und sein Wohlseyn ausmacht?

Eine solche Frage an Ultra-Liberalen richten, heißt freilich tauben Ohren predigen; denn diese Klasse will vor allen Dingen Lärm und Spektakel, indem sie den Wahn nährt, daß ohne dergleichen die Freiheit zu einem bloßen Schattennamen herabsinken werde. Doch nicht diese, der Belehrung durchaus unfähige, oder nur durch sehr bittere Erfahrungen in eine bessere Gedankenbahn zu leitende Klasse ist es, an welche man in diesen Zeiten das Wort richten darf; dies können nur die seyn, denen es Vergnügen macht, das Wahre zu erkennen, wäre es auch mit Verleugnung alles dessen, was bisher dafür gegolten hat. Solchen Geistern zu Gefallen wollen wir in dieser Abhandlung auseinandersetzen, worin es liegt, daß Frankreich trotz allen den Kombinationen, die es seit fast anderthalb Menschenaltern gemacht hat, um zu dem inneren Frieden zurück zu kehren, bis jetzt nicht ans Ziel gelangt ist, und weßhalb es dazu nicht eher gelangen kann, als bis das, was die Vollendung jedes politischen Systems bildet, schärfer, als bisher, von ihm aufgefaßt ist. Diese Auseinandersetzung wird uns zugleich das Mittel an die Hand geben, ein großes Neben-Phänomen zu erklären, nämlich das gänz-

liche Mißlingen der beiden Rebellionen in Belgien und in Polen.

Zur Sache!

Das, was die französische Umwälzung herbeiführte — war es etwas Anderes, als der unmäßige Druck, welcher auf die arbeitenden Klassen der französischen Gesellschaft dadurch ausgeübt wurde, daß man an das Produkt ihrer Thätigkeit Ansprüche machte, die nicht länger befriedigt werden konnten, wenn sie fortdauern sollte? Wir sagen hiermit keineswegs, daß Frankreich vor dem Eintritt der Umwälzung tyrannisch regiert worden sei; wir sagen aber, daß die Regierung, deren es bis zum Jahre 1789 genoß, in dem stärksten Widerspruch mit sich selbst stand. Die gesellschaftliche Arbeit hatte sich seit Ludwigs des Vierzehnten Zeit sehr wesentlich getheilt, und aus dieser Theilung war, wie immer, ein größeres Produkt entstanden, das die Regierung zu ihrem Vortheil benutzen konnte. Doch anstatt der Richtung zu folgen, welche die Regierten genommen hatten, that die Regierung alles, was in ihren Kräften stand, um ein Verwaltungs-System beizubehalten, das einer früheren Entwickelungs-Periode angehörte, und folglich nur allzu schlecht für einen gesellschaftlichen Zustand paßte, der durch die größere Theilung der Arbeit sich je mehr und mehr von jedem früheren Zustande unterschied. So erwachte in dem französischen Volke zuerst der Gedanke, daß eine bessere Regierung möglich sei. Es waren von nun an zwei Gegenstände, gegen welche sich der öffentliche Unwille richtete. Der eine war die Feudalität, d. h. die Summe der Vorrechte, welche die großen Gutsbesitzer, als Adel bezeichnet, genossen; der andere war der katholische

Klerus, als in Feudal-Rechten dem Adel wo nicht ganz, doch fast gleich gestellt. Am Tage lag, daß, mit der fortdauernden Wirksamkeit beider Hemmungskräfte, keine Fortschritte zu machen waren. Indem man sich aber von ihnen zu befreien strebte, vergaß man gänzlich, daß sie, da eine große Gesellschaft nicht ohne eine Regierung bestehen kann, ersetzt werden mußten: der Feudal-Adel durch eine Aristokratie, welche ihren privativen Vortheil nicht länger auf die Armuth und das Elend derjenigen stützte, die er seine Unterthanen nannte; der Klerus durch eine Geistlichkeit, welche in einer, den Fortschritten der physischen Wissenschaften angepaßten Lehre, dem unsterblichen Bedürfniß der Gesellschaft nach Unterweisung zu Hülfe kam. Am meisten wurde der letztere Punkt übersehen, weil man am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts nur im Kritizismus lebte, und sich von der Nothwendigkeit einer öffentlichen Lehre zur Erhaltung oder Belebung der gesellschaftlichen Sympathie nichts träumen ließ. Man darf wohl sagen, daß die französische Umwälzung in diesem gedoppelten Vergessen ihren Charakter fand, und diesen bis auf unsere Zeiten zum wenigsten im Großen bewahrt hat; denn unter denen, welche sich in Frankreich Staatsmänner nennen, dürften nur sehr wenige anzutreffen seyn, welche das Verhältniß der Lehre zu dem politischen System, das in der Zeit gelten soll, d. h. das Verhältniß der Kirche zum Staate, in solcher Allgemeinheit angeschaut haben, daß sie darüber eine befriedigende Rechenschaft abzulegen verständen.

Der erste Sturm der Umwälzung, gegen die Privilegien des Feudal-Adels und des katholischen Klerus gerichtet, endigte mit der Vernichtung derselben; er war das

Werk der National-Versammlung, die sich eine konstituirende nannte. Obgleich diese Versammlung den Thron zu erhalten wünschte: so hatte sie doch kaum ihre Bestimmung erfüllt, als die gesetzgebende Versammlung, welche ihr folgte, von Mißtrauen gequält, den Thron so lange untergrub, bis er den Privilegien des Adels und der Geistlichkeit nachstürzte, und unter seinen Trümmern den wohlwollendsten König, den Frankreich jemals kennen gelernt hatte, begrub. Von jetzt an blieb nichts Anderes übrig, als die öffentliche Autorität, ohne welche keine große Gesellschaft fortdauern kann, auf ein antimonarchisches Regierungs-System zu gründen, das jedes Vertrauen ausschloß und folglich nur durch den Schrecken fortdauern konnte. Wir bezeichnen hier die sogenannte Convents-Regierung. Von einer, die gesellschaftliche Sympathie bezweckenden Lehre (diese sei im Uebernatürlichen oder Natürlichen abgeschlossen) konnte unter ihr nicht die Rede seyn. Genöthigt, sich gegen innere und gegen äußere Feinde zu vertheidigen, sah sie sich sogar dahin gebracht, die ursprüngliche Tendenz der Umwälzung fahren zu lassen, die, wie wir wissen, keine andere war, als ein höheres Maß von Freiheit für die Theilung der Arbeit zu gewinnen. Was Adel und Klerus in früherer Zeit (wie man sich darüber auszudrücken pflegt) usurpirt hatten, verwandelte sich für sie in Schrecken; und nachdem sie durch diesen, d. h. durch eine beispiellose Verfügung über das Blut und das Gold von 25 Millionen Franzosen, das Vaterland gerettet hatte, wurde sie das Opfer ihrer eigenen Tyrannei, sobald die Aufforderung zur Fortsetzung ihres Verfahrens wegfiel.

Die Direktorial-Regierung, welche auf die Kon-

vents-Regierung folgte, war nicht minder außer Stande, den ursprünglichen Zweck der Umwälzung zu fördern; das stärkste Hinderniß lag in ihrer Form, die ein großes Vertrauen eben so sehr ausschloß, wie die der Konvents-Regierung. Frankreich machte also in der Periode vom Schlusse des Jahres 1795 bis zum 18. Brumaire 1799 keinen wesentlichen Fortschritt in dem, was als die Grundlage aller gesellschaftlichen Stärke betrachtet werden muß, d. h. in der Theilung der Arbeit. Zwar behielt es, was es in der ersten Periode der Revolution durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeits-Verhältnisse und des Zunftwesens erobert hatte; doch die frei gewordenen Kräfte hatten nicht Spielraum genug, um sich neuen Gegenständen zuzuwenden. Was die Direktorial-Regierung, der Form nach, vor der Konvents-Regierung voraus hatte, offenbarte sich in einem gewissen Duldungs-System; und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Sekte der Theophilanthropen unter ihr in die Erscheinung trat, und daß der Edelste unter den Direktoren (la Reveillere), wo nicht Haupt, doch Mitglied dieser Sekte war: ein unverwerfliches Symptom, daß man angefangen hatte, die Nothwendigkeit einer geltenden Lehre zu fühlen, seitdem das Aufhören der in der Feudalität gegründeten Verhältnisse dem Katholizismus seinen Werth genommen hatte. Allein, wie hätte von diesem theophilanthropischen Vereine eine große Bewegung der Geister ausgehen können, da in Frankreich so wenig dazu vorbereitet war und die eigenthümliche Beschaffenheit der Direktorial-Regierung sich mit keinem Bestande vertrug! Inzwischen bewahrte Frankreich unter der Direktorial-Regierung diejenige Gewerbfreiheit, welche die unmittelbare

Ausgeburt der Umwälzung war; und diese Grundlage reichte hin, um sich stätig aufgefordert zu fühlen, nicht nur diejenige Regierungsform, welche einer freien Theilung der Arbeit am besten entspricht, sondern auch (zum wenigsten mit der Zeit) die Lehre zu finden, wodurch die Einheit und Harmonie der Gesellschaft am besten bewahrt wird.

Es scheint uns der Mühe werth, dies weiter zu verfolgen. . . . Napoleon Bonaparte glaubte die Revolution dadurch zum Stillstand zu bringen, daß er die Trümmer des katholischen Klerus und der Feudal-Aristokratie sammelte und anders gestaltete, um sie desto bequemer für seine ehrgeizigen Zwecke verbrauchen zu können. Nach den Schlachten bei Marengo und Hohenlinden, deren Resultat der Lüneviller Friede war, schloß er mit dem heiligen Stuhle jenes berühmte Konkordat, das die römisch-katholische Religion aufs Neue zur Religion des französischen Reichs machte, ohne daß die Frage über ihre Nützlichkeit streng erörtert wurde. Die Stellung, welche der Klerus durch das Konkordat zur Gesellschaft erhielt, war freilich wesentlich verschieden von jeder früheren dadurch, daß die Ausstattung der katholischen Geistlichkeit nicht in liegenden Gründen, sondern in Gehalten erfolgte, welche aus Staatskassen bezahlt wurden: allein das Dogmen-System und alles, was sich daran von Unterweisung knüpfte, blieb unverändert; und, was man nun mit voller Wahrheit sagen kann, ist, daß den Bewohnern Frankreichs hierdurch die Unterweisung entzogen wurde, deren es für eine Nation bedarf, welche in der Theilung der Arbeit Fortschritte gemacht hat und noch größere Fortschritte darin machen möchte. Bonaparte's Verfahren hatte keinen anderen Zweck, als diejenigen,

die er als seine Unterthanen zu betrachten angefangen hatte, über die Umwälzung zu täuschen — es sei denn, daß er selbst der Getäuschte war, was bei einem, im Kriegshandwerk aufgewachsenen Manne keine ganz leere Voraussetzung ist. Als hierauf die Verwandlung des lebenslänglichen Konsulats in eine erbliche Kaiserwürde für Bonaparte'n erfolgte, war es an Pius dem Siebenten eine beschwerliche Reise nach der Hauptstadt Frankreichs zu machen, um dem neuen Kaiser durch eine verspottete Salbung die nöthige Weihe zu geben; namentlich für das Kriegführen. Dieses nahm noch in demselben Jahre (1805) seinen Anfang, und schloß für's Erste mit dem Frieden von Tilsit, in welchem nur die Berechtigung zu neuen Kriegen erworben wurde. Dem Kaisertitel die nöthige Autorität zu verschaffen, blieb nichts anderes übrig, als jene Abstufung zurückzuführen, welche die Hierarchie des Feudal-Wesens in sich schloß; und so geschah es denn, daß nicht bloß erbliche Titel, sondern auch förmliche Lehne von demselben Manne geschaffen wurden, welcher noch vor wenigen Jahren, bei Stiftung der Ehrenlegion, sämmtliche Mitglieder derselben in der Invaliden-Kirche hatte schwören lassen, „daß sie sich aus allen Kräften der Rückkehr der Feudalität, dem Wiederemporkommen der dazu gehörenden Titel und Qualitäten, so wie der Ungleichheit widersetzen wollten."

Sieht man nun auf den Erfolg, so muß man sich dahin erklären, daß alle die Maßregeln, welche Napoleon ergriff, um den Kreislauf der Umwälzung zu schließen, eben so viele politische Fehlgriffe waren, welche das Gegentheil von dem bewirkten, was dabei beabsichtigt wurde. Schwerlich würde der ehemalige Kaiser der Fanzosen auf St. He-

lena in so weiter Entfernung von dem Schauplatze seiner Thaten gestorben seyn, wenn er die ursprüngliche Tendenz der französischen Umwälzung besser aufgefaßt und dem wahren Vortheile Frankreichs, so wie dem des ganzen übrigen Europa's, gemäßer geleitet hätte. Was ihn zu seinen, fast ununterbrochenen Kriegen verführte — war es etwas Anderes, als, wir wollen nicht sagen die Nothwendigkeit, wohl aber der Leichtsinn, womit er die von ihm verstopften Quellen des Reichthums und der Macht durch die Kriegssteuern ersetzte, die er dem Auslande auferlegte? . . . Kaum von Pius dem Siebenten gesalbt, zerfiel er mit diesem Papste und der ganzen katholischen Klerisei; und da das Konkordat nicht zurückgenommen werden konnte, so entwickelte sich aus demselben jene Feindschaft, die es mit sich brachte, daß Pius der Siebente erst in Rom gefangen gehalten, sodann des Kirchenstaats beraubt und hierauf erst nach Savona und im Jahre 1812 nach Fontainebleau versetzt wurde, wo er so lange blieb, bis Bonaparte, nach dem verunglückten Feldzuge in Rußland, aus Deutschland vertrieben war, und keine andere Rettung absah, als seine bisherige Rolle aufzugeben. Ein auffallender Beweis, daß Fehlgriffe nicht zu vermeiden sind, wenn man unbekümmert bleibt um alles, was die Entwickelungsgesetze seit Jahrhunderten bewirkt haben, oder wenn man diesen Wirkungen durch die Schärfe des Schwertes begegnen zu können glaubt! Nicht besser aber schlug das Schicksal des ehemaligen Kaisers der Franzosen hinsichtlich alles dessen aus, was er für die Wiederherstellung der Feudalität gethan hatte. Als die ersten Unfälle für ihn eingetreten waren, fielen erst seine zu Königen ernannten Brüder und Schwäger, dann ein gro-

ßer Theil seiner reichlich mit Fürsten- und Herzogs-Titeln ausgestatteten Generale und zuletzt auch jener Senat von ihm ab, der, mit Titeln aller Art ausgestattet, zur Strafe für die Bereitwilligkeit, womit er, so viele Jahre hindurch, Bonaparte's Einfälle in Dekrete verwandelt hatte, sich dahin gebracht sah, einen bis dahin von ihm vergötterten Monarchen zu verdammen und vom Thron zu stoßen.

Wie man sich auch das Schicksal Napoleon Bonaparte's auflösen möge: immer gelangt man zu dem Resultat, daß dies Schicksal ganz anders ausgefallen seyn würde, wenn der, den es traf, sich besser auf den wahren Vortheil Frankreichs verstanden und seinen vorübergehenden persönlichen Ruhm nicht höher gestellt hätte, als das Wohl und Wehe von dreißig Millionen.

Auf die Regierung des Kaisers der Franzosen folgte die Restauration, deren letztes Schicksal dem Leser gegenwärtig ist, auch wenn er sich über die Art und Weise, wie dasselbe erfolgt ist, niemals Rechenschaft abgelegt haben sollte.

Wir wollen hier nicht den alten Vorwurf wiederholen, der dem ältern Zweige des Hauses Bourbon so oft gemacht worden ist, „daß er, in seinem Exil, nichts gelernt und nichts vergessen habe.“ Zu seiner Entschuldigung gereicht zunächst, daß Ludwig der Achtzehnte und Karl der Zehnte, als unmittelbare Nachfolger Bonaparte's, es gar nicht in ihrer Gewalt hatten, die Institutionen, welche sie vorfanden, über den Haufen zu stoßen. Indem nun diese fortdauerten, konnte immer nur davon die Rede seyn, wie man ihnen eine höhere Entwickelung geben wollte. In diesem Bestreben aber ließen sich Widersprüche um so we-

niger vermeiden, weil (man thue was man wolle, um sich dagegen zu verblenden) man immer seinem Jahrhundert angehört. Der größte von diesen Widersprüchen war, daß Ludwig der Achtzehnte, beim Antritt seiner Regierung, unter der Benennung „Charta," eine Verfassungs-Urkunde gab, wodurch er sich verbindlich machte, mit der Zustimmung des französischen Volks in dessen Repräsentanten zu regieren. Der Partheikampf, welcher hierdurch gewissermaßen erzwungen wurde, konnte nicht verfehlen, den ursprünglichen Zweck der französischen Umwälzung unablässig zur Sprache zu bringen; und da dieser Zweck alles, was der unverhinderten Arbeitstheilung Abbruch thut, unbedingt ausschloß, der Geist der Verwaltung aber einer solchen Ausschließung schnurstracks entgegen wirkte: so konnte es nicht ausbleiben, daß eine gegenseitige Erbitterung in Gang kam, die, von einem Jahre zum andern, nur wachsen konnte. Unter solchen Umständen war nichts natürlicher, als daß von beiden Seiten Uebertreibungen eintraten. So lange Ludwig der Achtzehnte lebte und wirkte, hielten sich die Partheien der Liberalen und der Retrograden, Ultras genannt, das Gleichgewicht; die Ursache war die kluge Nachgiebigkeit dieses Königs, der, nach so vielen unangenehmen Erfahrungen, es nicht aufs Aeußerste kommen lassen wollte. Nach seinem Hintritt veränderte sich die Gestalt der Dinge. Karl der Zehnte, eingenommen von den Lehren des katholischen Klerus, hielt es für Regentenpflicht, die bestehende Ordnung der Dinge durch Doktrinen zu befestigen, deren Kraft, wie stark sie auch für ihn selbst seyn mochte, für den aufgeklärten Theil der Gesellschaft, längst evaporirt war. Seine Werkzeuge waren die Jesuiten, als diejenigen, in deren

Wirksamkeit er ein unbedingtes Vertrauen setzte. Die Einsicht seiner Minister und ersten Rathgeber scheint nicht so weit gereicht zu haben, daß sie ihm hätten Aufschluß geben können über das wahre Verhältniß der Jesuiten zur katholischen Kirche. Wie dem aber auch seyn mochte: der Geist der ganzen Regierung mit ihren Partheien, mußte um so nothwendiger ein jesuitischer werden, weil man der List nur durch Gegenlist begegnen kann.

Da jedoch Offenheit und Redlichkeit die ersten Charaktere jeder Regierung bilden, welche dieses Namens würdig seyn will, und da kein Staat unerschüttert bleiben kann, in welchem sich ein Comité directeur dem Suverän entgegen stellt: so darf man wohl sagen, daß eine Krisis unvermeidlich geworden war. Was das Ministerium Martignak zur Abwendung derselben that, war viel zu schwach, um eine bessere Ordnung der Dinge herbeiführen zu können; denn man richtet niemals etwas aus, wenn man sich zwischen zwei Prinzipe stellt, von welchen das eine als das gute, das andere als das böse angeschaut wird. Es war dahin gekommen, daß der französische Staat nur durch die Diktatur gerettet werden konnte. Doch Herr von Polignak, durch welchen diese Aufgabe gelöset werden sollte, war so wenig der rechte Mann, daß das große Werk der Rettung schwerlich in noch schlechtere Hände gerathen konnte. Auch er vertraute der List; und erst als er sich in allen seinen Erwartungen betrogen sah, nahm er seine Zuflucht zur Gewalt. Dies geschah in jenen berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juli, die, wenn sie wären angenommen worden, das ganze große Gerüst konstitutioneller Gewalten zerschmettert, Frankreich aber zugleich in einen Abgrund von Anarchie

chie gestürzt haben würden. Bekanntlich wurden sie nicht angenommen, und da durch die Verwerfung die königliche Autorität auf eine Weise kompromittirt war, die sich mit keiner Wiederherstellung derselben vertrug: so mußte es, nach den wüthenden Kämpfen in den letzten Tagen des Julius, nothwendig dahin kommen, daß der ältere Zweig des bourbonischen Geschlechts das ihm seit mehreren Jahren angekündigte Schicksal der Stuarte erfuhr, ohne daß sich daran das Mindeste verändern ließ.

Fragt man sich, was dies Schicksal herbeigeführt habe: so läßt sich auf diese Frage nur Eine Antwort geben, nämlich die:

„Frankreich war im Augenblick der Restauration noch „weit davon entfernt, das zu haben, wodurch der Kreis„lauf der Umwälzung allein geschlossen werden konnte; und „da es durch Ludwig des Achtzehnten Charte den Antrieb „zur Partheiung und durch Karls des Zehnten katholisch„kirchlichen Geist die Berechtigung zur Gegenlist erhielt: „so mußte sich dieses widerwärtige Spiel damit endigen, „daß die Umwälzung in ihr altes Recht zurücktrat, kraft „dessen sie die bis dahin unerfüllte Forderung machte: „1) ein politisches System zu erhalten, das der Arbeits„theilung entspreche; 2) eine öffentliche Lehre zu erwerben, „welche dies neue System unterstütze und heilige."

An dieser Lage der Dinge haben die Emendationen, welche die Charte erfahren hat, nichts wesentliches verändert. Zwar hat die katholische Religion aufgehört, als Staats-Religion bezeichnet zu werden, indem man den Ausdruck, „sie ist die Religion der Mehrheit der Franzosen," vorgezogen hat; allein, wie viel hierdurch auch für das

Prinzip der Duldung auf der einen, und für das der Gewissensfreiheit auf der andern Seite gewonnen seyn möge, so fehlt es dabei doch noch immer an derjenigen positiven Lehre, welche allein im Stande ist, die Sittlichkeit eines auf unbegränzte Arbeitstheilung beruhenden Gesellschafts-Zustandes zu sichern. Würde dies nicht in großer Ausdehnung empfunden: so würde es keine St. Simonianer geben, deren Bestrebungen einzig darauf gerichtet sind, dem Mangel einer geltenden Lehre abzuhelfen, die aber nicht eher etwas ausrichten werden, als bis die dem Kirchenstaate bevorstehenden Veränderungen ihnen zu Hülfe gekommen sind. Was das politische System betrifft, so ist es, die Forderungen der Umwälzung so ins Auge gefaßt, wie wir dieselben angenommen haben, durch die Emendationen der Charte bei weitem mehr verschlechtert, als verbessert; denn, indem die Wirksamkeit der verschiedenen Staatsgewalten durch eine dreifach zersplitterte Initiative bethätigt ist, hat die Regierung mehr, als jemals, den Charakter der Einheit und mit demselben das Ansehn verloren, ohne welches sie nicht fortdauern kann. Was in dieser Beziehung allein Beruhigung und Trost gewährt, ist der Umstand, daß in einem so großen Reiche, wie das französische, die Autorität nicht lange zweifelhaft bleiben darf. Der Konflikt, worein die Regierung seit dem 8. Aug. v. J. mit sich selbst getreten ist — ein Konflikt, worüber ihre wahre Bestimmung gänzlich verloren geht — muß über kurz oder lang damit endigen, daß man der Chimäre, womit man sich in Frankreich seit mehr als vierzig Jahren gequält hat — ich meine den Begriff der Volks-Souveränetät — für immer entsagt. Unstreitig ist dieser Zeitpunkt näher, als diese-

nigen glauben, welche sich in diesen Zeiten Konstitutionelle nennen, während sie nur Freunde der Umwälzung sind. Man warte den Zeitpunkt ab, wo der Streit um die Erblichkeit der Pairie entschieden seyn wird. Endigt dieser Streit mit einer Austilgung der Erblichkeit, wie es höchst wahrscheinlich ist: so wird sich zeigen, was aus einer Deputirten-Kammer werden kann, welche das Gefühl ihrer Oberherrlichkeit so mächtig in sich trägt, daß sie einen König, der sie aufzulösen vermag, nur als ihr Werkzeug betrachtet. Was aber auch in dieser Beziehung geschehen möge, auf welche wir in einer späteren Erörterung zurück zu kommen gedenken: immer wird der Unsinn, der sich an den Begriff der Volks-Souveränetät knüpft, auf die eine oder die andere Weise ausgetilgt werden müssen, weil mit demselben Frankreich zu keinem inneren Frieden, am wenigsten aber zu solchen Gesetzen gelangen kann, welche seine Wohlfahrt sichern und für eine längere Zukunft verbürgen.

Eins steht unerschütterlich fest, nämlich, daß der Kreislauf der Umwälzung nicht eher geschlossen ist, als bis Frankreich das politische System erworben hat, worin alle nützlichen Thätigkeitszwecke gesichert sind, und bis die Lehre hinzugekommen ist, welche Aufschluß giebt über das Verhältniß dieses Systems zu diesen Zwecken. Wer diesen Zeitpunkt durch gesunde Ideen beschleunigt, erwirbt sich ein unsterbliches Verdienst, nicht bloß um Frankreich, sondern auch um die ganze europäische Welt in allen ihren Abtheilungen; denn die letztere wird leiden und in ihren achtungswürdigsten Bestrebungen sich gehemmt fühlen, so lange Frankreich mit sich selbst in Zwietracht lebt und sein Heil bloßen Chimären aufopfert, wie es bisher der Fall gewesen ist. Die

einzigen Objekte, die es zur Verbesserung seines Zustandes ins Auge zu fassen hat, sind: — katholisches Kirchenthum und Feudalität, beide mit ihren Ansprüchen auf eine Fortdauer, welche, je mehr und mehr, unmöglich wird. Es kommt also im Wesentlichen nur darauf an, daß die ursprüngliche Tendenz der Umwälzung richtig erkannt und vollständig erfüllt werde; weder das Eine, noch das Andere aber ist möglich, ohne daß man den ganz verkehrten Methoden entsage, womit man sich bisher, bald annähernd und bald zurückweichend, der zu lösenden Aufgabe zu bemächtigen bemüht gewesen ist. . . .

Durch alle diese Bemerkungen haben wir uns nur den Weg gebahnt, ein beherzigungswerthes Urtheil über jene beiden Neben-Revolutionen des abgewichenen Jahres zu fällen, von welchen die eine als die **belgische**, die andere als die **polnische Rebellion** bezeichnet wird. Beide haben so geendigt, daß das baare Gegentheil von dem erfolgt ist, was beabsichtigt wurde; es ist aber wohl der Mühe werth, ein wenig genauer, als es zu geschehen pflegt, zu untersuchen, was diesen Ausgang bestimmt hat, d. h. weßhalb Belgiens, wie Polens, Ansprüche und Forderungen unerfüllt geblieben sind.

Die belgische, wie die polnische Rebellion zu erklären, hat man seine Zuflucht zu der Voraussetzung einer Propaganda genommen, welche beide herbeigeführt habe. Nun kann man zwar das Daseyn und die Wirksamkeit einer Propaganda zugeben; allein als Erklärungsgrund würde diese Hypothese noch immer den Fehler in sich schließen, daß man mit ihr, wo nicht an menschliche Allmacht, doch wenigstens an menschliche Zauberkraft glaubte. Ein gesun-

der Gesellschafts-Zustand — oder was dem auch nur nahe kommt — ist durch keine Propaganda zu erschüttern; und was das Gegentheil desselben betrifft, so bedarf es für dieses, wenn ein Zerfall unvermeidlich geworden seyn sollte, der Propaganda nicht. Mit dieser durfte es sich demnach nicht anders verhalten, als mit der Cholera, welche nur solche Körper befällt, die ihrer empfänglich sind, ohne daß jemals von einer Ansteckung im strengen Sinne des Worts die Rede seyn kann.

Wer den Entwickelungs-Gang der europäischen Welt seit dem Jahre 1816 mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hat, trägt kein Bedenken, einzugestehen, daß die belgische Rebellion ihren Anfang fast in demselben Augenblick genommen habe, wo die Vereinigung dieses Landes mit Holland, unter der Benennung des „Königreichs Niederland," zu Stande kam. Ihr erster Urheber war, auf eine unwidersprechliche Weise, der Graf von Broglio, Erzbischof von Gent, als er in seinem berüchtigten jugement doctrinal erklärte: „Kein niederländischer Priester könne, ohne das Interesse der katholischen Religion zu verletzen und sich eines groben Verbrechens schuldig zu machen, den in der Verfassungs-Urkunde vorgeschriebenen Eid leisten; schwören, daß man den Schutz aller christlichen Konfessionen handhaben wolle, heiße nichts weiter, als schwören, daß man den Irrthum eben so beschützen wolle, wie die Wahrheit; ein Gesetz annehmen, welches einem nicht zur katholischen Kirche gehörenden Suverän das Recht der höchsten Aufsicht über den Religions-Unterricht ertheile, heiße, das heiligste Recht der katholischen Kirche verrathen; denn das neue Staatsgesetz unterdrücke und entwürdige die katholische Religion."

Ohne alle Wahrheit war diese Erklärung keineswegs; doch beschränkte sich in der Hauptsache alles darauf, daß die katholische Lehre nicht zu dem in dem Staatsgrundgesetz ausgesprochenen politischen Systeme und dieses nicht zu jener paßte. Unvermeidlich waren also alle die Auftritte, welche aus einer solchen Disharmonie zu entspringen pflegen. Die Regierung konnte nicht umhin, den Erzbischof von Gent wegen seiner Verwegenheit zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser, anstatt im Lande zu bleiben und sich vor der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, zu verantworten, entwich nach Frankreich, wo er in einer zweiten Schrift zu beweisen suchte, „daß alle Stellen der heiligen Urkunden, in welchen Unterordnung unter die Obrigkeit zur Pflicht gemacht wird, keine Anwendung auf einen katholischen Bischof zulassen." Der Papst, geneigt, das Betragen des Erzbischofs von Gent in dem milden Lichte eines zu weit getriebenen Eifers für die gute Sache der katholischen Kirche zu betrachten, legte zwar, um größeres Aergerniß abzuwenden, bei dem Könige der Niederlande eine Fürbitte für den unzeitigen Eiferer ein; allein er kam damit zu spät: denn das Kontumazial-Urtheil des brüsselschen Assisen-Gerichts gegen den entwichenen Erbischof war zu Gent bereits an den Pranger angeschlagen, und zwar an demselben Tage, wo zwei zur Brandmark verurtheilte Diebe ausgestellt waren.

Der Krieg zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, sofern die letztere eine katholische war, konnte, von jetzt an, seinen Stillstand nicht eher finden, als bis alles ausgeglichen war, was die öffentliche Lehre in Widerspruch brachte mit dem politischen System, und umgekehrt; und daß ein Zeitraum von etwa 15 Jahren dazu nicht hinreichte,

versteht sich wohl ganz von selbst für Jeden, der über die natürlichen Fortschritte einer beglaubigten Lehre zu sicheren Anschauungen gelangt ist. Eben deßwegen nun mußte sich der Disharmonie zwischen der Lehre und dem politischen Systeme alles anreihen, was in dem Verhältnisse Belgiens zu Holland sonst noch zur Zwietracht führte, z. B. die Verschiedenheit der Landessprachen, die aus der Größe der Staatsschuld entspringende Belastung ꝛc. Ja, es läßt sich mit voller Wahrheit behaupten, daß das politische System selbst, sofern Repräsentation die Grundlage desselben war und ein hohes Maß von Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden konnte, die einmal in Gang gebrachte Zwietracht verstärkte, bis es im August des abgewichenen Jahres zu derjenigen Explosion kam, welche sich in diesen Tagen mit einer Trennung geendigt hat, die man definitiv nennen möchte, während sie schwerlich irgend etwas in sich schließt, worin sich dieser Charakter erkennen läßt.

Wenn der belgische Adel in dieser Revolution oder Rebellion eine sehr untergeordnete Rolle gespielt und die Hauptsache den Priestern und Priestergenossen überlassen hat: so muß man die Ursache dieser nicht unmerkwürdigen Erscheinung in Belgiens Vergangenheit aufsuchen, und sich vor allen Dingen klar machen, wodurch die Geistlichkeit dieses Landes in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein so entschiedenes Uebergewicht über den Adel errang.

Bekanntlich gehörten die Niederlande zu denjenigen Bestandtheilen der spanischen Monarchie, welche Kaiser Karl der Fünfte an seinen Sohn, Philipp den Zweiten, abtrat, während die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt seines

Bruders Ferdinand überging. Um die Zeit nun, wo jener Kaiser von der Weltbühne (die ihn in einem Alter von 55 Jahren abgemattet hatte) abtrat, bestand in den Niederlanden noch jene Kirchenverfassung, die zu einer Zeit gebildet war, wo die niederländischen Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche keine Anfechtungen zu bestehen hatte, und eben deßwegen keiner strengen Aufsicht, keiner zusammengeengten Gewalt bedurfte. Alle siebzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche ihre Sitze zu Arras, Tournai (Dornick), Cambray und Utrecht hatten, und den Erzstiften von Rheims und Köln untergeben waren. Daß diese Organisation, deren eigentliche Hebelkraft in Frankreich und Deutschland lag, sich mit keiner Wirksamkeit für politische Zwecke vertrug, braucht schwerlich gesagt zu werden. Philipp der Zweite, aufgewachsen in einem politischen System, das seinen Charakter in der Theokratie hatte, und als Nachkomme jener spanischen Könige, welche in der Schöpfung des Inquisitions-Gerichts eine Schutzwehr gegen die Anmaßungen des Feudal-Adels gefunden hatten, wünschend, die Niederlande unter den Stürmen der Reformation bei der spanischen Krone zu erhalten — Philipp der Zweite fand das einzig wirksame Mittel für seinen Zweck in einer Zentralisation der kirchlichen Autorität. Allerdings bedurfte er für einen solchen Gedanken der Zustimmung des Papstes; allein, wie hätte dieser sich weigern mögen, auf eine kirchliche Abänderung einzugehen, die so offenbar zum Vortheil des römischen Stuhles zu seyn schien? Paul der Vierte, von den Absichten des allerkatholischsten Königs unterrichtet, verlor keine Zeit, ein Gericht von sieben Kardinälen nieder zu setzen, die über diese wichtige Angelegenheit

berathen mußten; und das Ergebniß dieser Berathung wurde von Pius dem Vierten, den Nachfolger Pauls, ohne Zeitverlust dem Könige von Spanien mitgetheilt.

Alles, was dieser gewünscht hatte, war zu Rom genehmigt worden. Zu den vier alten Bisthümern wurden demnach dreizehn neue errichtet, damit jede Provinz ihren besonderen Bischof erhielte. Von diesen siebzehn Bisthümern aber wurden drei zu Erzstiftern erhoben, namentlich Mecheln, Utrecht und Cambray. Zu dem Erzstifte Mecheln gehörten: die Bisthümer Herzogenbusch, Gent, Brüggen, Antwerpen, Ypern und Rühremonde; zu dem Erzstifte Utrecht: die Bisthümer Harlem, Middelburg, Leuvarden, Deventer und Gröningen; zu dem Erzstifte Cambray: die Bisthümer Arras, Tournay, St. Omer und Namur. Die Hauptsache in dieser Organisation, welche die Niederlande zu einem Kirchenstaate machte, war jedoch, daß Mecheln in der Mitte Brabants und aller siebzehn Provinzen gelegen, den Primat über die übrigen Erzstifter erhielt. Ausgestattet mit diesem Primat, übte der königliche Statthalter eine natürliche Herrschaft über sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe aus: eine Herrschaft, die, sofern sie auf theologischem Fundamente ruhte, keine bestimmte Gränze hatte. Denkt man vollends hinzu, daß die spanische Inquisition in den Niederlanden eingeführt werden sollte: so muß man sogleich gestehen, daß es dem geistlichen Statthalter des Königs von Spanien nicht an Mitteln fehlte, eine unwiderstehliche Autorität geltend zu machen.

Was man auch an diesem Organismus der niederländischen Regierung tadeln möge: immer muß man gestehen, daß er, unter den gegebenen Umständen und Bedingungen,

der einzige war, welcher die Möglichkeit und selbst die Wahrscheinlichkeit in sich schloß, eine so entlegene und schwierige Provinz, wie die Niederlande, an Spanien zu fesseln. Irgend etwas mußte zu diesem Endzweck geschehen. Das nun, was wirklich geschah, entsprach dem Verhältniß, worin Spanien zu den Niederlanden stand; und eben deßwegen darf man hinzufügen, daß, wie klug es auch berechnet seyn mochte, keine Tücke, keine Bosheit dahinter lag. Allein es hatte den großen Fehler, nicht zu passen zu dem Geiste des Jahrhunderts, in welchem es seine Kraft beweisen sollte, und den noch größeren Fehler, Rechte zu verletzen, welche bisher ungekränkt geblieben waren.

Ohne Inquisition hatte Philipp des Zweiten Schöpfung keinen Zweck; indem aber die Inquisition hinzukam, wurde alles auf die äußerste Spitze in einem Lande getrieben, in welchem bis dahin ein hohes Maß von Freiheit hergebracht war: in einem Lande, das, während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, der Lichtpunkt der europäischen Welt gewesen war, und indem es mit seinem Ackerbau Manufakturen und Handel vereinigte, den Norden Europa's mit dem Süden dieses Erdtheils verband. Sich die Inquisition gefallen lassen, hieß, sich, in jeder Beziehung, der höchsten Willkühr unterwerfen. Ihr gegenüber erloschen alle persönlichen Rechte; denn wer in diesen Schlund zu stürzen das Unglück hatte, der kehrte nicht zurück. Im Dunkel des Geheimnisses richteten Wahnsinn und Selbstsucht ihn nach Gesetzen, welche für Menschen nicht gelten. Unbekannt blieb ihm sein Kläger, und was ihm zum Verbrechen gemacht wurde, war von einer solchen Beschaffenheit, daß die Unschuld am wenigsten Auskunft

darüber zu geben vermochte. Priesterliches Ansehn rechtfertigte jede Verurtheilung; die Güter der Verurtheilten aber wurden, ohne weitere Rücksicht auf die Seinigen, eingezogen, und sein Angeber sah sich mit Gnadenbriefen und andern Belohnungen ausgestattet. Kein Vorrecht, kein bürgerlicher Gerichtshof schützte vor der heiligen Gewalt; was sie berührte, war ihr verfallen, und der weltliche Arm immer nur gut genug, ihre Urtheilssprüche in ehrerbietiger Entfernung und mit Unterwerfung zu vollziehen. Alle Bande trennend, alle Sittlichkeit vernichtend, wirkte sie, wie ein unwiderstehliches Aetzmittel, auf die Gesellschaft; denn jeder verborgene Feind hatte ein unfehlbares Mittel, sich zu rächen, jedem Neider war Gelegenheit gegeben, ein ihm anstößiges Glück zu Grunde zu richten. Mit der Sicherheit des Eigenthums und der Personen verschwand die Wahrheit des Umgangs; und indem ansteckendes Mißtrauen das gesellige Leben vergiftete, wich der Glaube an die Redlichkeit Anderer in einem so hohen Grade, daß man selbst im Kreise seiner Hausgenossen auf seiner Hut zu seyn Ursache hatte. Kurz, wie die Inquisition das Abscheulichste war, das die menschliche Herrschsucht jemals zur Erreichung ihrer Zwecke ersonnen hat: so lag ihr eine unsterbliche Aufforderung zur Opposition.

Auch blieb diese nicht aus. Die Niederländer waren ein gutmüthiges und lenksames Volk; so hatten sie sich zu allen Zeiten, so vorzüglich unter Karl den Fünften bewiesen, der, unter ihnen geboren und erzogen, sie vorzugsweise liebte, und von ihnen mit Aufrichtigkeit wieder geliebt wurde. Allein, sobald von Einführung der spanischen Inquisition die Rede war, sobald sie sich eine Monarchie mit unumschränk-

ter und von Priestern vollzogener Gewalt gefallen lassen sollten, mußte jeder Verdacht, jeder Argwohn in ihnen aufkeimen und sie zum Widerstande geneigt machen. Am meisten fühlte sich der hohe Adel bedroht; und wirklich war er bei der neuen Schöpfung, die zu Stande gebracht werden sollte, am meisten betheiligt. Verwöhnt durch Karl den Fünften, der ihn bei jeder Gelegenheit selbst dem kastilianischen Adel vorzog, wie hätte er es geduldig ertragen mögen, plötzlich in den Schatten gestellt und zur Knechtschaft gegen einen Priester (den Kardinal Granvella) verurtheilt zu werden, in welchem er nichts weiter sah, als den Fremdling und den Vollstrecker willkürlicher Befehle! Zwar war auch der niederländische Adel seit einem halben Jahrhunderte in seinen Vermögens-Umständen so zurückgekommen, daß die Mehrheit desselben geneigt war, sich viel gefallen zu lassen — und vielleicht beruhete Philipps Verfassungs-Entwurf auf nichts so sehr, als auf dieser Wahrnehmung; — doch fehlte es noch immer nicht so sehr an Notablen, daß es nicht mehre gegeben hätte, die einen starken Einfluß auf ihre Mitbürger ausübten. Unter ihnen nahm Wilhelm von Oranien, aus dem Hause Nassau, die erste Stelle ein: er, der, vor allen niederländischen Großen, das Vertrauen Karls des Fünften genossen hatte. Auf ihn folgte der Graf von Egmont, ein Mann von nicht geringen Talenten und durch seine Leichtblütigkeit zu schwierigen Unternehmungen höchst aufgelegt. Ein dritter, dem es nicht an Ansehn fehlte, war der Graf von Horn. . . .

Es ist jedoch hier nicht der Ort, die Revolution, welche Philipp der Zweite durch seine theokratische Schöpfung veranlaßte, nach ihrer ganzen Dauer und nach allen ihren Pha-

fen zu beschreiben; genug, daß sie die Einleitung zum Verfall der spanischen Monarchie war. Für die Niederlande endigte sie sich mit der Losreißung der nördlichen Provinzen von dem spanischen Joche; doch dauerte die Nicht-Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und Suveränetät bis zum Jahre 1648, wo endlich zu Münster (30. Jan.) ein Partikular-Friede zwischen Spanien und den Vereinigten Niederländern zu Stande kam. Was der Krone Spanien blieb, wurde hierauf im Utrechter Frieden zu Oesterreich geschlagen, und kam am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreichs Hände, in welchen es bis zum Jahre 1814 blieb. Von jetzt an Bestandtheil des Königreichs Niederland, hat es sich auf's Neue losgerissen, um ein abgesondertes Königreich zu bilden. . . .

Wenn, diesen mehr als drittehalbhundertjährigen Zeitraum hindurch, die Geistlichkeit in Belgien die erste Rolle gespielt hat: so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als daß der Geist, den sie der Begünstigung Philipps des Zweiten verdankt, noch nie aufgehört hat, in ihr fort zu leben. Mit diesem Geiste widerstand sie Joseph dem Zweiten, als dieser aufgeklärte Monarch Reformen beabsichtigte, die, wenn sie hätten durchgeführt werden können, allen europäischen Begebenheiten eine andere Richtung gegeben haben würden. Mit eben diesem Geiste widerstand sie dem Kaiser Napoleon, als dieser, von dem Papste in den Bann gethan, Gehorsam von ihr forderte. Und mit eben diesem Geiste hat sie nicht eher geruht, als bis ihr die Losreißung Belgiens vom Königreich Niederland gelungen ist. Im Widerstreite mit ihrem Jahrhundert, verblendet gegen die Fortschritte der positiven Wissenschaften, überall

sich nur sehend, und dabei verlangend, daß die größten Huldigungen ihr zu Theil werden sollen — was konnte sie durch die von ihr in Gang gebrachte Rebellion erstreben wollen? Einen katholischen Staats-Chef an der Stelle des protestantischen, der ihr zu Theil geworden war. Ist ihr dies gelungen? Sie hat sich nach Frankreich gewendet, um den Herzog von Nemours zum Könige zu erhalten, und man hat ihr eine abschlägige Antwort ertheilt. Sie hat sich hierauf zu demselben Zweck nach Baiern gewendet, und ist auch hier gescheitert. Ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, hat sie sich zuletzt genöthigt gesehen, das belgische Szepter einem protestantischen Prinzen anzutragen, der es, mit Genehmigung der Hauptmächte Europa's, angenommen hat. Ist ihre Weltlage hierdurch verbessert? Man hat alle Ursache, anzunehmen, daß das Gegentheil hiervon erfolgen werde; denn, wenn König Leopold in der europäischen Welt des neunzehnten Jahrhunderts gelten will, so darf er nichts von dem unterlassen, was Belgien empor bringen kann, Belgien aber kann nur auf Kosten der katholischen Geistlichkeit empor gebracht werden.

Nur allzu richtig ist das Bild, das irgend ein geistreicher Schriftsteller, unter der Benennung: „das reine Produkt der Revolution bis auf den heutigen Tag," von Belgien entworfen hat. Er sagt:

„Wir bildeten ein Volk von mehr als sechs Millionen Einwohnern; wir sind jetzt auf weniger als zwei Drittel zurückgebracht. Acht Millionen Insulaner lebten von den Erzeugnissen unseres Bodens und unseres Gewerbfleißes; jetzt haben wir diesen Absatz verloren. Wir hatten

eine Militär- und eine Handels-Flotte; jetzt haben wir weder die eine noch die andere mehr. Wir hatten ein Schwert in die Waagschale der europäischen Interessen zu legen; es ist zerbrochen. Wir hatten zahlreiche Festungen; man wird sie schleifen. Wir waren aktiv; man hat uns neutral gemacht. Wir hatten Verbündete; jetzt haben wir nur Beschützer. Wir selbst betrieben unsere Angelegenheiten; jetzt betreibt man sie für uns. Unser Grundeigenthum hatte den doppelten Werth erreicht; es ist wieder auf seinen ehemaligen Preis zurückgewichen. Antwerpen revalisirte mit Amsterdam; es ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Gent beschäftigte 20,000 Arbeiter, die es blühend machten; es ernährt jetzt 20,000 Arme, die es zu Grunde richten. Brüsseler Häuser standen keinem Miether offen; sie suchen ihn jetzt und erwarten ihn. Wir hatten ein schlechtes Finanz-System; jetzt haben wir gar keins mehr. Wir hatten schwere Abgaben, die wir ertrugen; wir haben deren leichtere, die uns erdrücken. Die Patente waren theuer, aber die Kaufleute lebten; jene sind um die Hälfte herabgesetzt und diese sterben vor Hunger. Unser Eisen, unsre Kohlen, unsre Steine, unser Kalk u. s. w. gingen nach Holland; sie gehen nicht mehr dahin. Auf gleiche Weise sind unsere intellektuellen und moralischen Interessen verkümmert. Wir hatten, einige leichte Mängel abgerechnet, das liberalste System des öffentlichen Unterrichts in Europa; es ist vernichtet. Das verschriene Monopol gestattete Jedem, der sich den Gesetzen unterwarf, das Lehramt; die gepriesene unbeschränkte Freiheit gestattet es nur den Priestern. Die Freiheit der Kulte führte die Schließung der protestantischen

Tempel, und die Freiheit der Presse die Verfolgung der Journalisten herbei*). Die Geistlichkeit hing von der Regierung ab; aber jetzt ist es umgekehrt. Die Kirche war im Staate; der Staat wird sich bald in der Kirche befinden. Wir hatten Seminarien und Kollegien; wir haben nur noch Seminarien. Drei Universitäten, Zentral-Punkte der Aufklärung, erleuchteten die verschiedenen Theile des Königreichs; jetzt sind diese Heerde des Lichts beraubt. Die Künste erhielten Aufmunterung; sie sind verlassen. Die Gelehrten waren in Ehren; man hat sie auf die Seite geschoben. Die Lehrstühle waren für die Meister bestimmt; jetzt sind sie für die Schüler da. Wären die Fehler und Gebrechen, die wir bezeichnen, auch nur momentan und die nothwendige Wirkung der Umstände, so verdienen sie doch besondere Aufmerksamkeit. Wir appelliren dieserhalb an das Urtheil der Philosophen, der wahrhaft Liberalen und der würdigen Vertreter des Volks."

Gewiß ist in diesem Bilde keine Uebertreibung; denn wer hätte wohl nicht die Erfahrung gemacht, daß zerrissene Verhältnisse nichts mit sich führen, als Elend? Die katholische Geistlichkeit Belgiens hat zwar für den Augenblick ihren Endzweck erreicht; doch wie weit die Gesellschaft in ihren Bestrebungen zurückgehen müßte, wenn sie denselben für immer erreicht haben sollte, ist so evident, daß man schon gegenwärtig mit der größten Bestimmtheit sagen kann, die Gesellschaft werde sich auf ihre (der Geistlichkeit) Kosten

*) Diese Sätze gehörig zu verstehen, muß der Leser sich daran zurück erinnern, daß dieselbe Geistlichkeit, welche ehemals zur Befestigung des katholischen Glaubens-Scheiterhaufen errichtet hatte, durch Oppositions-Geist in den Ultra-Liberalismus hereingerathen war.

sten retten. Nur allzu verhängnißvoll ist der Umstand, daß sie statt des katholischen Königs, nach welchem sie strebte, dennoch einen protestantischen erhalten hat, mit welchem sie nicht vermeiden kann in neue Konflikte zu gerathen, während er genöthigt ist, alles herbeizuführen, was ihrer Autorität Abbruch thun und das belgische Volk in die Bahn der Wissenschaft und Aufklärung leiten kann; so daß sich auch in diesem Falle zeigen wird, bis zu welchem Grade diejenigen, welche, den Geist ihres Jahrhunderts verkennend, nur selbstsüchtigen Antrieben folgen, gerade das herbeiführen, was sie abwenden möchten. In unserer Ansicht steht nichts fester, als daß die belgische Geistlichkeit, gleich dem König Saul, in ihr eigenes Schwert gefallen ist; und das mit dem vollsten Rechte, weil sie, nicht mehr passend und auf keiner besseren Grundlage, als die Unwissenheit und Einfalt des großen Haufens ist, stehend, sich einbildete, durch bloße Schlauheit und List noch einmal empor kommen zu können. Das Einzige, das sich zu ihrer Entschuldigung sagen läßt, ist, daß die belgische als katholische Geistlichkeit darüber hinaus, d. h. unfähig war, das rechte Verhältniß der öffentlichen Lehre zu dem in der Zeit wirksamen politischen System zu erkennen.

So viel über die belgische Revolution, mit dem Bemerken, daß, wer sie für beendigt erklären wollte, dadurch nichts weiter zu erkennen geben würde, als seine gänzliche Unbekanntschaft mit den Ursachen der politischen Bewegungen, welche in diesen Zeiten die ganze europäische Welt aus ihren Angeln gehoben haben.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Revolution, die bis zu diesem Augenblick den fünften Akt der französischen Um-

wälzung unterstützt hat, glücklicher Weise aber durch die Gewalt der russischen Waffen besiegt worden ist; wir bezeichnen hierdurch die polnische.

Ohne hier zu wiederholen, was wir in einem früheren Artikel dieser Zeitschrift *) über diesen Gegenstand bereits zur Sprache gebracht haben, müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß ein so entscheidendes und folgenreiches Unternehmen, wie jede Rebellion ihrer Natur nach ist, nie mit mehr Unverstand, mit mehr an Brutalität gränzender Leidenschaftlichkeit, und zugleich mit einer unbedingteren Unkenntniß der wahren Lage der europäischen Welt in intellektueller und sittlichen Beziehung begonnen worden ist, als die polnische des abgewichenen Jahres. Zwar rühmen sich die Polen der Aufklärung, zwar stellen sie sich, dem Zivilisations-Grade nach, weit über die Russen; allein worauf gründen sich diese ihre Ansprüche? Was hat ihr ganzer gesellschaftlicher Zustand seit etwa zwei Jahrhunderten in sich geschlossen für ihre Berechtigung, mit den zivilisirtesten Völkern auf gleicher Linie zu stehen? War Leibeigenschaft nicht das einzige Fundament, auf welchem Ordnung und Frieden bei ihnen ruheten? Was aber konnte sich auf diesem Fundamente entwickeln? — was von Kunst und Wissenschaft? Man lasse die unteren Klassen der Gesellschaft verkümmern in Unwissenheit und Sklaverei, so wird, im Großen genommen, nichts weiter erforderlich seyn, um auch die höheren von jeder richtigen Einsicht, von jeder treffenden Beurtheilung vorhandener Verhältnisse entfernt zu halten, wie groß auch nebenher der Firniß sei, den man

*) Im Mai-Hefte d. Jahres.

im Umgange mit polizirteren Nationen sich aneignen mag. Für die Geschichte der letzten Rebellion wird es merkwürdig bleiben, daß sie 1) von der Jugend, 2) von demjenigen Theile derselben ausging, welcher für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung erzogen wurde: denn hierin lag wohl der vollständigste Beweis, daß es der polnischen Nation von jeher an derjenigen Erziehung gefehlt hat, wodurch sie allein thatkräftig werden konnte.

Nun, die Eroberung Warschau's hat entschieden, wie sie entscheiden mußte: die Rebellion ist unterdrückt, und alle Ansprüche der polnischen Aristokratie haben sich in einen leeren Dunst aufgelöset.

Die, welche dies Resultat bejammern, indem sie der Meinung sind, daß die von den Polen bewiesene Bravour einen besseren Lohn verdient habe, können nur von der Voraussetzung ausgehen, daß in den Schicksalen der Völker das Ungefähr die erste Rolle spiele. Nichts ist indeß weniger gegründet, als diese Voraussetzung. Was gegen den Geist des Jahrhunderts (welcher in sich selbst immer nur das Produkt der allgemeinsten Bedürfnisse der Gesellschaft ist) unternommen wird, schlägt, nicht etwa seit gestern und vorgestern, sondern nach einer, in den Schicksals-Büchern seit ewigen Zeiten verzeichneten Regel fehl. Um in dem Kampfe mit den Russen obzusiegen, hätten die Polen vor allen Dingen solche Zwecke verfolgen müssen, wodurch sie angekündigt hätten, daß sie sich auf der Höhe des Jahrhunderts befänden. War dies der Fall? Es fehlte so viel daran, daß das baare Gegentheil davon allen Denjenigen einleuchtete, welche den Geist des polnischen Adels genauer kannten. Mit seinem politischen Liberalismus verhielt es

sich nicht besser, wie mit dem kirchlichen der belgischen Geistlichkeit. Er wollte Unabhängigkeit und Freiheit, doch beides nur für sich. Nie zum Gehorsam gegen die Gesetze erzogen, wollte er den Gesetzgeber spielen; nicht wissend daß in der europäische Welt, so wie sie nun einmal liegt, Feudalität und Katholizismus in Folge eines Entwickelungs-Gesetzes, das sich seit Jahrhunderten bewährt hat, unabtreiblich zum Untergange bestimmt sind, wollte er von beiden retten, was ihm konvenirte. Hierin, und hierin allein, lag sein Fehlgriff; und dieser wird die Früchte tragen, welche einer solchen Aussaat entsprechen. Das, worauf es für den polnischen Adel allein ankommt, ist, ihn zum Gehorsam gegen die Gesetze zu erziehen. Durch Wen er diese Erziehung erhält, kann, im Großen genommen, als gleichgültig betrachtet werden; nur daß es nicht durch Mittel geschehen darf, welche den Wahn in ihm erhalten, als könne er sein eigener Gesetzgeber seyn: denn nichts hat sein gegenwärtiges Schicksal noch bestimmter herbeigeführt, als die liberale Konstitution, wodurch Alexander ihn für sich zu gewinnen glaubte, während jene nur seine Anmaßung verstärkte.

Sollte (was uns keineswegs unwahrscheinlich ist) der polnische Adel, nach den letzten Ereignissen auf der preußischen und der österreichischen Gränze, in demselben Ausruf ausbrechen, mit welchem einst der jüngere Brutus, nach der Schlacht bei Philippi, vom Leben scheidend, sich in sein eignes Schwert stürzte: so würde dies für die Ultra-Liberalen Frankreichs und Deutschlands zwar sehr rührend und erbaulich seyn, doch immer sehr wenig für sich haben. Be-

kanntlich rief der jüngere Brutus sterbend aus: „o Tugend, du bist ein leerer Name!" War die Wahrheit auf seiner Seite? Keineswegs! Die Tugend ist nur dann ein leerer Name, wenn sie sich einer Schimäre hingiebt, oder ein Ziel verfolgt, das nicht zu erreichen ist. Dies nun war der Fall, worin sich Brutus und Cassius in dem Kriege befanden, den sie gegen Antonius und Octavius unternahmen. Sie unterlagen nicht diesen, sondern dem Schicksal. Unter Schicksal aber ist nie jene dunkle unbegreifliche Macht, zu verstehen, die, in der Anschauung des großen Haufens, mit der Laune eines Tyrannen über menschliche Angelegenheiten entscheidet; wohl aber jener unerkannte Natur-Wille, der, wenn er, Jahrhunderte hindurch, ein großes Resultat vorbereitet hat, Jeden zerschmettert, der sich gegen ihn aufzulehnen wagt. Es giebt einen Zeitgeist, der nicht ungestraft verletzt werden kann und den man eben deßwegen nicht verkennen darf. In der Periode, wo Brutus und Cassius ihre Rolle spielten, kam es darauf an, dem römischen Reiche eine Verfassung zu geben, welche sich aufs Wesentlichste von derjenigen unterschied, die es bis dahin gehabt hatte, d. h. von einer Verfassung, welche das ganze Reich zu einem Accessorium der Hauptstadt machte. Alle Bewegungen im Reiche kündigten dies an. Doch, geblendet durch einen Ehrgeiz, welcher jede Schranke verschmähete, befangen in einer Ansicht, welche, wie egoistisch sie auch seyn mochte, für die einzig richtige von ihnen gehalten wurde, erklärten sich Brutus und Cassius gegen das große Bedürfniß von achtzig bis hundert Millionen, welche nicht länger von der Tyrannei jährlicher Prokonsuln abhangen

wollten; und dies wurde die Ursache ihres Untergangs. Was in den Gemüthern dieser beiden Männer vorging, als sie sich gegen Antonius und Octavius rüsteten, darüber hat die Geschichte nur wenig aufzeichnen können; wie ungewiß sie aber ihrer Sache und des Ausgangs derselben waren, dies geht aus den Schreckbildern hervor, von welchen, nach Plutarchs Erzählung, Brutus geängstigt wurde. Nur scheinbar befand er sich in einem und demselben Falle mit jenem Junius Brutus, durch welchen die Tarquinier vertrieben wurden; denn auch er wollte keine Monarchie, kein Königthum. Doch zwischen beiden lag der große Unterschied, der durch das gesellschaftliche Bedürfniß einer beträchtlichen Stadt, und durch das eines unermeßlichen Reichs gebildet wurde; und so gewiß jener Brutus, indem er für Rom handelte, obsiegen mußte, eben so gewiß mußte dieser Brutus, indem er zu einer Zeit, wo an die Stelle Roms ein unermeßliches Reich getreten war, dasselbe zu thun glaubte, seinem Unternehmen unterliegen.

Wir haben dies nur angeführt, um zu zeigen, daß das, was den Belgiern und den Polen in diesen Tagen begegnet ist, sein vollständigstes Analogon in der Vergangenheit hat, so daß es keinesweges als beispiellos und bedauernswürdig betrachtet werden kann; wir haben es aber ganz vorzüglich angeführt, um zu zeigen, in welcher Bahn man sich im neunzehnten Jahrhunderte bewegen muß, wenn man den Erfolg für sich haben will. In Wahrheit, es ist Zeit, daß man sich darüber zurecht finde, was, bei einer weit getriebenen Theilung der Arbeit, sowohl in Hinsicht des politischen Systems, als in Hinsicht der öffentlichen

Lehre, für die Gesellschaft Bedürfniß geworden ist; denn ohne das Zusammenwirken beider wird der revolutionäre Zustand, worin die europäische Welt befangen ist, nicht weichen, und alles, was man sonst noch zu diesem Endzweck thun mag, sehr vorübergehend wirken.

Geschrieben zu Anfange des Octobers.

Ueber

die Tendenz des Gesetz-Entwurfs,

die

Abschaffung der erblichen Pairie Frankreichs betreffend.

Nach kurzer Zeit, vielleicht schon nach Verlauf von wenigen Jahren, wird es höchst anziehend seyn, eine Schrift zu lesen, worin auseinander gesetzt ist, durch welche Uebergänge Frankreich dahin gelangte, die dreifache Initiative in sein politisches System aufzunehmen, und wie, gleich vom nächsten Jahre an, aus dieser, unstreitig in den Umständen gegründeten und eben deßwegen unvermeidlichen, aber deßhalb noch keineswegs gerechtfertigten Maßregel sich ein Kampf entwickelte, welcher, anhebend mit der Abschaffung der erblichen Pairswürde, mit der Zertrümmerung eines, auf die Idee der Volks-Suveränetät gebaueten Repräsentativ-Systems endigte.

Große Veränderungen stehen diesem System bevor; wer, wenn er den Ursprung desselben, so wie seinen Fortgang bis auf unsere Zeiten auch nur oberflächlich kennt, darf daran zweifeln? Es läßt sich sogar angeben, worin diese Veränderungen ihren Charakter haben werden. Da nämlich die Gesellschaft in jeder Periode ihrer Entwickelung nur durch das Daseyn und den Einfluß einer großen Autorität vor einer Auflösung bewahrt werden kann, jene

aber in eben demselben Maße nothwendiger wird, worin die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit vorschreitet: so liegt am Tage, daß in dem politischen System, das sich auszubilden strebt, die allen Geistern und Gemüthern gebietende Autorität — die monarchische — am wenigsten vermißt werden kann; woraus denn ganz von selbst folgt, daß man künftig unendlich weniger zum Vortheil einer chimärischen Freiheit, als zum Vortheil einer Allen nützlichen Ordnung statuiren werde, indem die wahre Freiheit nur aus der letzteren hervorgehen kann.

Weiß man dies aber, so fühlt man sich versucht, darüber zu erstaunen, wie die, auf Volks-Souveränetät gegründete französische Wahlkammer, nachdem sie im abgewichenen Jahre den älteren Zweig des Hauses Bourbon vertrieben und die Königskrone auf das Haupt Ludwig Philipps gesetzt hatte, sich damit begnügen konnte, nur auf die Abschaffung der erblichen Pairswürde zu dringen, ohne gegen die Fortdauer dieser Würde, d. h. gegen den Fortbestand und die Wirksamkeit einer Pairskammer irgend etwas einzuwenden.

In Wahrheit, die Erblichkeit würde in Beziehung auf die Pairswürde als eine unbedeutende Kleinigkeit erschienen seyn, wenn nicht die Leidenschaft, wohl aber der Verstand darüber geurtheilt hätte. Einmal war sie nicht das Attribut sämmtlicher Mitglieder der Pairskammer; denn dies Attribut fehlte nicht bloß den geistlichen Mitgliedern derselben, sondern auch allen Denjenigen, deren Vermögens-Substanz nicht ausreichte zur Stiftung eines Majorats, das groß genug war, um die mit der Pairswürde unauflöslich verbundenen Kosten zu bestreiten. Zweitens war die Erblichkeit der Pairswürde hinsichtlich des politischen Sy-

stems bei weitem mehr eine bloße Phantasie, als eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Wir untersuchen hier noch nicht, welche Eigenschaften der Wahlkammer eine Pairs-Kammer ins Leben rufen können; wir bleiben vielmehr bei dem Umstande stehen, daß die Pairs-Kammer, als ein Zweig der sogenannten gesetzgebenden Gewalt, ein Kollegium, oder eine Körperschaft ist. Als solche nun vereinigt sie alle Vorzüge der Erblichkeit; ja sie geht über diese Vorzüge weit hinaus dadurch, daß ihre Continuität keine Unterbrechung, noch weniger aber eine Auflösung leidet. Drittens, sofern in dem Verhältniß der Wahlkammer zu der Pairs-Kammer Eifersucht entstehen kann, ist von einer erblichen Pairs-Kammer, wäre sie auch durch und durch erblich, unendlich weniger Widerstand zu erwarten, als von einer nicht erblichen. Jene kann freilich eigensinnig seyn; aber mit dem bloßen Eigensinn ist unter allen Umständen wenig ausgerichtet. Fehlt es an Beweisgründen: — so bleibt der Sieg auf Seiten dessen, der die meisten und besten anzuführen versteht. Da sich nun immaterielle Güter nicht eben so sicher vererben lassen, wie materielle; da vielmehr die allgemeinste Voraussetzung immer gewesen ist, daß die Söhne der Helden (das Heldenthum beziehe sich, worauf es wolle) nicht in die Fußtapfen ihrer Väter treten *): so läßt sich annehmen, daß eine auf ihre Suveränetät eifersüchtige Wahlkammer, einer erblichen Pairs-Kammer gegenüber, am meisten ihre Rechnung finden werde, daß sie folglich gegen ihren Vortheil

*) Bekanntlich sagt das römische Sprichwort: „Filii heroum — noxae.

handelt, wenn sie die Erblichkeit der Pairs bekämpft und auf die Austilgung eines in sich selbst so unschuldigen Attributes dringt. In der That, es läßt sich kaum begreifen, wie eine so einfache Wahrnehmung hat ausbleiben können; denn von allem, was die französische Wahlkammer in ihrer gegenwärtigen Eigenthümlichkeit bedroht, war von der Erblichkeit der Pairswürde das Wenigste zu befürchten.

Ich habe oben gesagt: „die Einführung der Erblichkeit in der Pairs-Kammer sei für Frankreich bei weitem mehr eine Phantasie, als eine gesellschaftliche Nothwendigkeit gewesen.“

Diese Behauptung erfordert, wenn nicht Beweis, doch Erklärung; und diese ist, wie folgt:

Auf den Gesetzgeber, folglich auch auf jedes Mitglied eines gesetzgebenden Kollegiums, dürfte sich dasselbe anwenden lassen, was Platon in seinem Protagoras den Vorsteher der Palästra zu einem Athleten sagen läßt, der in den olympischen Spielen um den Preis ringen will. „Entkleide dich,“ sagt dieser Vorsteher, „und enthülle mir deine Brust, damit ich sehe, wozu du geschickt bist.“ Angewendet auf den Gesetzgeber, oder auf das Mitglied eines gesetzgebenden Körpers, fordern diese Worte eine Summe von Einsichten, die sich nur in Demjenigen finden können, der die gesellschaftlichen Phänomene zu seinem Studium gemacht, und als Praktiker oder als Theoretiker dieses durch eine längere Reihe von Jahren fortgesetzt hat. Die Abkunft ist hierbei, wie Jeder, der eine richtige Vorstellung von der Verrichtung eines Gesetzgebers hat, leicht zugeben wird, so viel, als gar nichts. Wenn man in den Jahrhunderten der Feudalität nicht dieser Meinung war; so rührte

dies wesentlich daher, daß es, während dieser Periode, bei dem Gesetzgebungsgeschäft bei weitem mehr auf die Erhaltung des Bestehenden ankam, als auf die Hervorbringung einer solchen Ordnung der Dinge, worin Fortschritte zugleich gebilligt und gesichert sind.

In Wahrheit, der in Feudalität abgeschlossene Zustand der Gesellschaft würde einen Widerspruch in sich geschlossen haben, wenn die, welche in ihm das Gesetzgebungs-Geschäft verrichteten, nicht erbliche Gesetzgeber gewesen wären. Was nun davon in Großbritannien übrig geblieben war, konnte einen König, welcher die Restauration des väterlichen Thrones hauptsächlich der englischen Verfassung verdankte, nur allzu leicht verführen, auf die Erblichkeit der Pairswürde ein unendlich größeres Gewicht zu legen, als ihr an und für sich eigen war. Es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der nicht aus der Acht gelassen werden darf. Mit dem Urheber der französischen Charta kam eine Schaar von Ausgewanderten nach Frankreich zurück, welche versorgt seyn wollte. In der Verwaltung gab es für diese Ausgewanderten keine Plätze, wenn sie, nach einer mehr als zwanzigjährigen Abwesenheit, in einer für sie ganz neuen Welt nicht Fehlgriffe über Fehlgriffe machen sollten. Wohin nun mit diesen? Glücklicher Weise fand Ludwig der Achtzehnte zwei solche Institutionen vor, wie der erhaltende Senat und das gesetzgebende Korps waren. Beide verdankten ihre Entstehung dem ehemaligen Kaiser der Franzosen mit einer Bestimmung, die sich leicht modifiziren ließ. Der Urheber der Charta verwandelte also den Senat in eine Pairs-Kammer und das gesetzgebende Korps in eine Deputirten- oder Wahlkammer, in-

dem er sich den englischen Gesetzgebungs-Modus zum Muster nahm. Die Erblichkeit der Pairswürde aber konnte hierbei um so weniger ausbleiben: einmal, weil sie im brittischen Oberhause bestand; zweitens, weil sie ein Mittel an die Hand gab, um diejenigen zu belohnen und auszuzeichnen, die, als Unglücksgefährten des vertriebenen Fürstengeschlechts, gerechte Ansprüche auf dessen Erkenntlichkeit hatten. So erhielt Frankreich seine erblichen Gesetzgeber, ohne daß irgend eine gesellschaftliche Nothwendigkeit für diese Schöpfung sprach; ja, es erhielt sie trotz dem gesellschaftlichen Bedürfnisse, welches von den Gesetzgebern ganz andere Eigenschaften forderte, als die Erblichkeit mit ihrem nur auf Erhaltung des gerade Bestehenden hinstrebenden Geiste. Wäre Ludwig der Achtzehnte, anstatt im Jahre 1814 aus England nach Frankreich zurückzukehren, um in diesem Lande die Rolle seiner Vorfahren fortzusetzen, im Jahre 1834 zum Urheber der Charta geworden: so ist zu glauben, daß der Inhalt dieses Staats-Grundgesetzes ganz anders ausgefallen wäre. Zum wenigsten würden die letzten zwanzig Jahre dem königlichen Gesetzgeber ganz andere Erfahrungen zugeführt, und seine Ideen von dem Werth der Erblichkeit in Beziehung auf Gesetzgebung wesentlich berichtigt haben *). Es

*) Keinen Augenblick verkenne ich das Hysteron-Proteron in dieser Voraussetzung; allein ich bedurfte desselben, um meinen Gedanken ins Licht zu stellen. Das Jahr 1834 denk' ich mir als dasjenige, worin die Nicht-Erblichkeit der weltlichen Mitglieder auch des brittischen Oberhauses entschieden seyn wird. Zwar haben die gegenwärtigen Minister die Versicherung gegeben, daß die Reform-Bill nicht über die ihr gesetzten Gränzen hinausgehen solle; doch wer wird dafür Gewähr leisten? Indem die Reform-Bill die Abhängigkeit aufhebt, worin das Unterhaus bisher vom Oberhause stand, begrün-

hat sich also auch in dieser Angelegenheit gezeigt, daß Zeit und Gelegenheit in Anschlag gebracht werden müssen, so oft von menschlichen Dingen und Handlungen die Rede ist. . .

Wir kehren, nach dieser Abschweifung, zu unserem Thema zurück.

Eine Wahlkammer, welche im Jahre 1830 die Rolle einer konstituirenden Versammlung gespielt hatte, konnte die Erinnerung an diese Rolle nicht so schnell verlieren, daß sie ihr gleich im folgenden Jahre entsagt hätte; und da ihr außerdem die Initiative neben dem Throne und der Pairs-Kammer zu Theil geworden war, so war wohl nichts natürlicher, als daß sie, zur Befestigung ihrer Autorität, einen im abgewichenen Jahre unerledigt gebliebenen Punkt zu erledigen wünschte. Dieser betraf ihr Verhältniß zur Pairs-Kammer. Ob sie, sich selbst überlassen, es bei der Abschaffung der Erblichkeit der Pairie würde haben bewenden lassen, ist eine Frage, die sich nicht wohl beantworten läßt. Immer war es ein glücklicher Gedanke von Seiten des Ministeriums, die Initiative hinsichtlich des zu verhandelnden Gegenstandes zu übernehmen: denn nur auf diesem Wege ließen sich die Schranken feststellen, innerhalb

---

det sie fürs Erste allerdings nur ein freies Verhältniß zwischen den beiden Häusern des Parliaments; es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß es hierbei nicht bleiben kann. Was will das Oberhaus dem Uebergewicht des Unterhauses entgegenstellen? Man vergesse vor allen Dingen nicht, daß die Größe der National-Schuld die causa motrix der Veränderungen ist, die in England geschehen. Indem sie, seitdem sie nicht mehr wachsen kann, aus der Wirkung eine Ursache geworden, und als solche wird sie das politische System, aus welchem sie hervorgegangen ist, in keinem seiner Theile verschonen.

welcher die Erörterung erfolgen sollte. Die Rede, womit der Präsident des Ministerraths am 27. Aug. d. J. der Wahlkammer die neuen gesetzlichen Bestimmungen über die Pairie vorlegte, wird noch lange als ein Meisterwerk der Beredsamkeit zu gelten verdienen; doch dürfte die Feinheit, womit sie abgefaßt war, ihren hervorstechenden Charakter bilden. Der von dem Ministerium vorgelegte Gesetz-Entwurf lautete also wie folgt: „Die Ernennung der Mitglieder der Pairs-Kammer gebührt dem Könige; die Zahl derselben ist unbeschränkt. Die Pairswürde wird auf Lebenszeit verliehen und kann nicht durch Erbrecht übertragen werden. Alle, diesem entgegenstehenden Bestimmungen sind und bleiben aufgehoben. Der gegenwärtige Artikel kann in Zukunft modifizirt werden; jedoch soll kein darauf abzweckender Vorschlag der Prüfung einer Legislatur unterworfen werden, wenn die ihr vorhergegangene ihr denselben nicht überwiesen hat." Vermöge dieses Zusatzes war, wie der Leser leicht erkennen wird, die Abschaffung der erblichen Pairie nicht so unbedingt, daß jede Aussicht auf ihre Wiederherstellung ganz verschwunden wäre.

Einer Kommission zur Prüfung übergeben, erfuhr dieser Gesetz-Entwurf alle die Veränderungen, welche sich aus der Ansicht entwickelten, „daß man die Pairs-Kammer nur als eine solche betrachten müsse, die mit der Erhaltung des Bestehenden beauftragt, die Mitte zwischen dem Thron und der Wahlkammer halte, um den Verwickelungen, welche zwischen beiden Statt finden könnten, zuvor zu kommen." Der Berichterstatter (Herr Berenger) fügte hinzu: „Während die Wahlkammer der fortschreitenden Bewegung der Gesellschaft folgen und nützliche Verbesserungen hervorbrin-

gen soll, soll die Pairs-Kammer jene Bewegung, wenn sie zu rasch wird, hemmen und Sorge dafür tragen, daß sie, im Interesse des Landes für nützlich erachteten Gesetze erst dann gegeben werden, wenn die öffentliche Meinung gehörig darauf vorbereitet ist, damit sie die ihr zugedachte Wohlthat auch zu schätzen verstehe." Einverstanden nun über das Ueberflüssige der Erblichkeit der Pairswürde, und überzeugt, daß die Ernennung des Königs ausreiche, um der Pairs-Kammer das ihrer Bestimmung entsprechende Autoritäts-Maß zu geben, trug die Prüfungs-Kommission durch den Berichterstatter darauf an, den die Attributionen der Pairswürde betreffenden Artikel der Charta in folgender Weise abzufassen:

„Die Ernennung der Mitglieder der Pairs-Kammer gebührt dem Könige. Zu der Pairswürde können nur berufen werden: Die Präsidenten der Deputirten-Kammer und anderer gesetzgebenden Versammlungen; die Marschälle und Admiräle Frankreichs; die General-Lieutenants und Vice-Admirale; die Minister mit einem Portefeuille; die Botschafter nach dreijährigem Dienste; die ordentlichen Staatsräthe, so wie die Departements- und See-Präfekten nach zehnjährigem, die Guvernöre der Kolonien nach fünfjährigem Dienste; die Mitglieder der General-Conseils nach dreimaliger Erwählung zum Präsidenten, die Maires der Städte von 30,000 Einwohnern und drüber nach fünfjährigem Dienste; die Präsidenten des Kassations- und Rechnungs-Hofes; die ersten Präsidenten der königlichen Gerichts-Hofe nach fünfjährigem, die General-Prokuratoren bei denselben nach dreijährigem Dienste; die Mitglieder der vier Akademien des Instituts; die Bürger, denen durch ein Ge-

setz

setz, oder wegen ausgezeichneter Dienstleistungen, eine Nationalbelohnung zuerkannt werden sollte; die Grundbesitzer, die Chefs von Fabriken, Handels- und Bankier-Häusern, die über 5000 Fr. direkter Steuer zahlen und die respektive drei Jahre im Besitz sind, oder deren Patent fünf Jahre alt ist. Diese Bedingungen der Zulässigkeit zur Pairie können durch ein Gesetz modifizirt werden. In der Ernennungs-Ordnung ist anzugeben, aus welchem Grunde jede Pairs-Wahl erfolgt ist. Die Zahl der Pairs ist unbeschränkt. Ihre Würde wird auf Lebenszeit verliehen, und kann nicht vererbt werden. Sie rangiren unter einander nach der Reihefolge ihrer Ernennung."

Wir würden sehr viel Raum gebrauchen, wenn wir in eine Kritik der Meinungen eingehen wollten, welche von den Vertheidigern und von den Gegnern des die Erblichkeit der Pairie betreffenden Gesetz-Vorschlages zur Sprache gebracht sind. Was man dem Metaphysizismus des Herrn Royer-Collard zu Gute zu halten geneigt ist, kann Rednern nicht zu Statten kommen, welche, gleich Herrn Guizot und Thiers, durch ein sorgfältiges Studium der englischen Geschichte belehrt seyn konnten, sowohl über den Ursprung und Fortgang des zwei-Kammern-Systems, als über die Wirkungen, welche dies System im Laufe des abgewichenen Jahrhunderts hervorgebracht hat. Freilich, ist man einmal in einem fehlerhaften Zirkel befangen: so wird dieser, wie es scheint, zu einem Zauberkreise, aus welchem man nicht hervorgehen kann, weil es dazu an Kraft fehlt. Gleichwohl liegt der Werth einer in Unter- und in Oberhaus gesonderten gesetzgebenden Gewalt in Großbritanniens Geschichte so offen dar, daß man seine Augen verschließen

muß, wenn man darüber auch nur einen Augenblick zweifelhaft bleiben will. Dies politische System, das gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts seinen Anfang nahm, und seinen ersten Ursprung darin fand, daß der Saal des königlichen Palastes, worin die Parliaments-Sitzungen schon früher waren gehalten worden, durch den Beitritt der adelichen Gutsbesitzer (Knights) und der Abgeordneten der Städte allzu eng geworden war — dies politische System würde zu allen Zeiten eben so unbeachtet und gleichgültig geblieben seyn, als es im funfzehnten, sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert war, wenn sich im achtzehnten nicht ein Anleihe-System daran geknüpft hätte: ein System, das allein im Stande war, jenem die Entwickelung zu geben, die es in unseren Zeiten erhalten hat, und es durch eben diese Entwickelung auf den Kulminations-Punkt zu führen, worauf es sich gegenwärtig befindet. Daß aus einer Sonderung der gesetzgebenden Gewalt in ein Unter- und ein Oberhaus, in eine Wahl- und eine Pairs-Kammer, kein Gedeihen hervorgeht, wer, der Englands Lage zu würdigen versteht, kann darüber jetzt noch zweifelhaft seyn? Auch in diesem Falle heißt es: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen;" und wo Thatsachen sprechen, da muß das Raisonnement sich ihnen unterordnen, oder verstummen.

In der einen Kammer die Gewährleistung oder wohl gar das Korrektiv für die andere suchen, kann nur Demjenigen einfallen, der die Macht der Leidenschaften nie kennen gelernt hat; und wer vollends das Verhältniß beider Kammern auf ein bloßes Gleichgewicht zurückführen möchte, würde dadurch nur zu erkennen geben, daß er das, was bei der Bildung des Gesetzes allein entscheidet — den zu-

gleich thätigen und richtigen Gedanken — einem todten Mechanismus aufzuopfern geneigt ist. Es kommt aber auch noch das hinzu, daß, trotz der Sonderung in ein Unter- und in ein Oberhaus, die gesetzgebende Behörde Englands ihre Kohäsion bewahrt hat, und folglich eine einige geblieben ist. Beherrscht vom Oberhause, wie hätte das Unterhaus es wagen dürfen, sich des Volks gegen das Interesse der Bischöfe und des Adels eher anzunehmen, als bis es dahin gediehen war, daß, in Folge des unermeßlichen Drucks einer mit 40 Millionen Pf. St. zu verzinsenden Staatsschuld, alle Bande zerrissen und ein neues politisches System nothwendig wurde?

Ganz unstreitig bedarf es für jede größere Gesellschaft, die man Staat nennt, einer Behörde, deren ausschließende Verrichtung das Gesetzgeben ist. Doch aus welchen Gliedern muß diese Behörde zusammengesetzt seyn? Ganz gewiß nicht aus Solchen, die ein unaufgeklärtes Vertrauen von Mitbürgern, welche so oder so viel Steuern bezahlen, zu dem schwierigsten aller Geschäfte beruft, wohl aber aus Solchen, die sich auf alle Weise dazu vorbereitet haben, die das zeitliche Bedürfniß der Gesellschaft zu würdigen verstehen, die ohne Eitelkeit, ohne Ruhmsucht, ohne Eigennutz und mit voller Kenntniß der Dinge und der Menschen zu Werke gehen. Eine so zusammengesetzte Behörde aber braucht nicht in zwei Kammern oder Parliaments-Häuser zu zerfallen; und will man gar mit Herrn Royer-Collard behaupten, „die Repräsentativ-Regierung, obgleich verschieden nach Zeit, Ort und Sitten, sei das schönste Werk der Menschen, weil sie, bei aller Verschiedenheit, nichts Anderes sei, als die Verwirklichung jener schönen Theorie Pla-

ton's, die organisirte Gerechtigkeit, die lebende Vernunft, die bewaffnete Moral:" so sprechen alle Thatsachen gegen eine solche Behauptung, und diese steht nicht eher unerschütterlich da, als bis man das Böse dem Guten, das Schädliche dem Nützlichen, das Unzuträgliche dem Zuträglichen gleichgesetzt hat. Durch irgend ein künstliches Wahl-System Zwietracht in das Gesetzgebungs-Geschäft bringen und die Güte der Gesetze auf die höchste Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen stützen, heißt nichts weiter, als die Gesetzgebung verderben und an die Stelle der Ordnung und Harmonie ein Maximum von Verwirrung und Zwietracht bringen. Das Böse, das in diesem Falle unterbleibt, kann immer nur als durch die Güte der menschlichen Natur verhindert betrachtet werden: die Kraft der gesellschaftlichen Institutionen ist mit jenem Gesetzgebungs-Modus so gut, als null und nichtig. Denn, was man auch dagegen sagen möge, wenn die Art und Weise, das Gesetz zu geben, die Achtung vor demselben zerstört, so wird dadurch eine Auflösung eingeleitet, deren Gränze schwer zu erkennen ist.

Nun wohl! für Frankreich ist die Bahn gebrochen zu einer besseren Ordnung der Dinge, als die bisherige war und seyn konnte, und geschehen ist dies durch das Gesetz, welches die Erblichkeit der Pairie aufhebt und den König zu einer unbeschränkten Ernennung der Mitglieder der Pairs-Kammer berechtigt. Wie unscheinbar dieser erste Anfang auch seyn möge: so läßt sich doch auch von ihm sagen, „daß man nur groß endigt, wenn man klein anfängt." Von dem Könige allein hängt es nunmehr ab, wie er die Pairs-Kammer besetzen will. Wählt er zu Mitgliedern der-

selben nur Solche, die dem Gesetzgebungsgeschäfte wirklich gewachsen sind; — verfährt er in dieser Beziehung mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie der platonische Vorsteher der Palästra, dessen wir oben gedacht haben: so kann es, bei der gegenwärtigen Besetzung der Pairs-Kammer mit bejahrten Mitgliedern, nicht ausbleiben, daß diese sich, in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, mit wahren Gesetzgebern, d. h. mit Männern füllt, die ihrer Bestimmung gewachsen sind. Sobald dies nun der Fall ist, wird alles, was man bisher von der Nothwendigkeit zweier Kammern zur Aufrechthaltung des demokratischen und des aristokratischen Prinzips, so wie auch von der Nothwendigkeit eines sogenannten Gleichgewichts zwischen beiden, geschwatzt hat, in sich selbst zusammenfallen. Die öffentliche Meinung wird sich für diejenige Kammer erklären, von welcher notorisch die besten Gesetze ausgehen; und da dies, in unserer Voraussetzung, nur die Pairs-Kammer seyn kann, so wird die Wahlkammer an Ansehn und Würdigkeit gerade so viel verlieren, als die Pairs-Kammer an beiden gewinnt. Aus den Geständnissen einzelner Abgeordneten während der Erörterungen, die Erblichkeit der Pairie betreffend, geht hervor, daß die Mehrheit der Franzosen von keiner Leidenschaft für politische Rechte erfüllt ist, daß sie das Wahlgeschäft mit Widerwillen treibt, und alle Opfer, welche sich an dasselbe knüpfen, höchst ungern darbringt. Wer an der Wahrheit dieser Geständnisse zweifeln wollte, würde nur Unbekanntschaft mit der ganz natürlichen Stimmung eines Volks verrathen, das verständig genug ist, sich die Frage vorzulegen, worin die Vorzüge eines politischen Systemes bestehen, das Lasten auf Lasten häuft und nur mit Er-

drückung endigen kann. Wie leicht nun läßt sich, wenn alles gehörig dazu vorbereitet ist, eine solche Stimmung benutzen, um das ganze Gerüst über den Haufen zu werfen, das, auf Volks-Suveränetät gegründet, nur Täuschungen in allen Gestalten, aber durchaus keine reelle Wohltthaten gewähren kann! Irren wir nicht sehr, so wird, nach wenigen Jahren, eine kurze Proklamation Ludwig Philipps hinreichen, den Franzosen die Augen zu öffnen über den Mißbrauch, der seit dem ersten Ausbruch der Revolution zwar nicht absichtlich, aber deßwegen nicht weniger ernstlich mit ihnen getrieben ist.

Daß die Dinge in Frankreich diese und keine andere Wendung nehmen werden, wird um so wahrscheinlicher, wenn man den Schluß der Rede auffaßt, womit der gegenwärtige Präsident des Minister-Raths das Amendement des Herrn Merilhou beantwortete, nach welchem der König die Mitglieder der Pairs-Kammer nur nach einer von den Wahl-Kollegien anzulegenden Kandidaten-Liste ernennen sollte. Herr Casimir Perrier sagte nämlich: „Scheint es Ihnen nicht, m. H., daß, nachdem sie der öffentlichen Meinung durch die Abschaffung der Erblichkeit ein Ihnen von Ihrem Gewissen vorgeschriebenes großes Zugeständniß gemacht, das Prinzip der Ernennung durch den König jetzt, als ein unentbehrliches Gleichgewicht, um so nothwendiger geworden sey? Was Sie gethan, verlangten auch wir. Schließen Sie sich aber auch ferner unserer Ansicht an, die der Gegenwart ohne Gefahren für die Zukunft genügt, damit aus dieser Berathung ein System hervorgehe, welches dem Lande beweise, daß Ihre Weisheit Allem zu entsprechen gewußt hat, was das allgemeine Beste, die Ruhe und

Ordnung von ihnen verlangten. Nachdem sie den Forderungen des fortschreitenden Jahrhunderts genügt, gewähren Sie auch dem Geiste der Erhaltung eine Bürgschaft. Dieses Beispiel, m. H., wird die Richtschnur des Verhaltens Aller im Lande seyn. — Lassen Sie uns offen zu einander reden. — Wenn einige Männer in der Erblichkeit die ganze Zukunft Frankreichs erblicken: so erblicken wir unsererseits in der Ernennung durch den König die ganze Gegenwart des Landes. In ihr liegt das ganze monarchische Prinzip; ohne sie ist der zwischen zwei Wahlkörpern ganz verlassen stehende Thron nichts mehr, als ein Lehnsessel, der König nichts, als ein Präsident, die Monarchie nichts, als eine Republik. Wie? m. H., kaum besteht unsere Regierung ein Jahr, und, statt zu bauen und zu gründen, sollen wir nur darauf bedacht seyn, niederzureißen und zu vernichten? Kann denn die Freiheit nur auf Trümmern thronen? Oder fürchten wir vielleicht, daß es uns an Zeit fehle, um alle beabsichtigte Verbesserungen einzuführen? Wollen wir unserem neuen Königthum für alle seine Hingebung nichts als Bedingungen stellen, die es ihm unmöglich machen, das Gute, das er im Sinne hat, auszuführen? Von diesem Königthum erwarten wir das Heil unserer Revolution; daß es uns seine Versprechungen halten werde, dafür bürgt uns schon die Aufrechthaltung des Friedens, der so nothwendig ist, und für den uns jeder Tag eine neue Bürgschaft gewährt. Entwaffnen wir es also nicht; denn seine Kraft ist auch die unsrige. Wir berauben uns selbst, wenn wir ihm eins seiner Rechte entreißen, das der Schutz und Schirm aller materiellen Interessen im Lande ist, die, nachdem den moralischen Interessen so reichlich genügt worden, jetzt auch

ihrerseits Beistand von ihm verlangen. Ich wiederhole es, m. H., das Wort „Monarchie" ist nur ein leerer Schall, wenn die Institutionen nicht monarchisch sind. Sie haben in ihrer Adresse erklärt, „Sie wollten, daß das Königthum national, aber nicht ohnmächtig sei." Verhindern Sie daher, indem Sie eins seiner wesentlichsten Vorrechte beschützen, daß man gleichzeitig seine Macht und seine Nationalität verletze."

Der Sinn dieser Rede kann schwerlich verkannt werden, und haben wir ihn richtig aufgefaßt, so hat das französische Ministerium mit seinem Antrag auf Abschaffung der erblichen Pairs-Würde nichts weiter beabsichtigt, als — um den Ausdruck des Herrn Casimir Perrier beizubehalten — die Zurückverwandlung des zwischen zwei gesetzgebenden Behörden stehenden Lehnsessels in einen Thron, oder die Befreiung der Monarchie von allem, was sie anhaltend in eine Republik zu verkehren drohete. Geschieht nun, was wir vorher zu sehen gewagt haben: so hat die gegenwärtige Wahlkammer sich durch ihren leidenschaftlichen Angriff auf die Erblichkeit der Pairie, selbst den Untergang bereitet. Sie kann noch einige Jahre fortdauern; allein sie nähert sich mit jedem Augenblicke ihres Lebens und ihrer Wirksamkeit einem definitiven Ausscheiden. Dieses aber kann für Frankreich nur vortheilhaft seyn, da die Fortdauer des bisherigen Systems, vermöge des mit demselben unauflöslich verknüpften Aufwandes, das französische Volk, nach sehr kurzer Zeit, in den Abgrund des Verderbens führen würde. Man erwäge Folgendes: Frankreich, dessen ganze National-Schuld im Jahre 1814 zwei und siebzig Millionen Franken betrug, hat, in dem kurzen Zeit-

raum von funfzehn Jahren, eben diese National-Schuld wieder auf mehr als 6000 Millionen vermehrt. Was nun hat, mitten im Frieden, diese Vermehrung bewirkt? Was Anderes, als Frankreichs politisches System seit der Restauration? Da dies System ohne einen weit getriebenen Aufwand und ohne Bestechung keinen Bestand gewinnen konnte: so braucht man, um die Nothwendigkeit der Juli-Revolution zu begreifen, sich nur die Frage vorzulegen: was aus Frankreich geworden seyn würde, wenn die Charta Ludwigs des Achtzehnten nur noch zehn Jahre in Ehren geblieben wäre? Um mit Erfolg zu regieren, bedarf es ganz unstreitig der Vollziehung guter, d. h. dem vorherrschenden Zivilisations-Grade entsprechender Gesetze; um aber zu solchen Gesetzen zu gelangen, giebt es vielleicht kein verkehrteres und unwirksameres Mittel, als das Gesetzgebungsgeschäft in die Hände Derjenigen zu legen, für welche nichts weiter spricht, als die Wahl ihrer unaufgeklärten Mitbürger. Je allgemeiner dies einleuchten wird, desto schneller wird das, auf der Schimäre der Volks-Suveränetät ruhende Repräsentativ-System verschwinden, um einem andern Systeme Platz zu machen, wodurch die Angemessenheit der Gesetze besser gesichert ist. Nichts hat dem letztern so bestimmt die Bahn gebrochen, als die dreifache Initiative der emendirten Charta: ein Ding, das man das Grab aller Autorität nennen kann, während Frankreich, vermöge seines Territorial-Umfanges und der Größe seiner Bevölkerung, der Autorität am wenigsten entbehren konnte.

Was den glücklichen Fortgang der mit der Abschaffung der erblichen Pairs-Würde begonnenen Reformation gewissermaßen gewährleistet, ist der merkwürdige Umstand,

daß in Großbritannien durch die Reform-Bill eine Umwälzung eingeleitet ist, welche von dem, was man bisher brittische Verfassung genannt hat, sehr wenig übrig lassen wird. Man täusche sich nicht wegen des Erfolges, den diese Bill im Oberhause des Parliaments gehabt hat. Selbst wenn sie zum zweiten und zum dritten Male verworfen werden sollte, würde sie über jedes ihr entgegenstehendes Hinderniß triumphiren; und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil auch in Großbritannien die Kraft des politischen Systemes sich erschöpft hat. Frankreich und England stehen in dieser Hinsicht unter demselben Gesetz der Nothwendigkeit; und so wie, in Frankreich, die auf 6000 Millionen angelaufene National-Schuld für die Abschaffung der Wahlkammer militirt, eben so und noch viel mehr militirt, in England, die auf mehr als 800 Millionen Pf. Sterl. aufgelaufene National-Schuld für die Herbeiführung eines solchen politischen Systems, wodurch die Wahrscheinlichkeit einer Erleichterung der Staatslasten gewonnen werde. In beiden Reichen kann die Reform verschiedene Richtungen nehmen; da jedoch das Ziel beider eins und dasselbe ist, so kann es nicht ausbleiben, daß sie sich in demselben Resultat begegnen. Zwar haben die brittischen Minister das Versprechen ertheilt, daß die Parliaments-Reform, so weit sie das Unterhaus betrifft, ohne Folgen für die Vorrechte des Oberhauses bleiben sollen; allein, wie ist es auch nur denkbar, daß über diesen Punkt werde Wort gehalten werden? Ist denn nicht die Reform selbst die stärkste Modifikation, welche das Parliament erleben konnte? Kann das reformirte Unterhaus umhin, Erleichterungen in Antrag zu bringen? Sind diese, wenn kein Staatsbankerot Statt fin-

den soll, anders möglich, als auf Kosten der höheren Geistlichkeit und des Adels? Werden die Zehnten der ersteren und die Korngesetze des letzteren verschont bleiben können? Und wird über dies Alles, wenn Zeit und Umstände drängen, von der so lange und so laut gepriesenen Verfassung Großbritanniens ein Stein auf dem anderen bleiben? Was auch geschehen möge: in England können alle Fortschritte, welche dieses Land zur Verbesserung seines politischen Systemes macht, nur von dem Unterhause ausgehen, während das Oberhaus je mehr und mehr zu einem bloßen Schatten herabsinkt. In Frankreich dagegen wird die bisherige Pairs-Kammer die Wahlkammer verdrängen, und ein System herbeiführen, das den Forderungen und Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht.

Die Frage: „welcher von beiden Staaten zuerst das Ziel einer bleibenden Verfassung erreichen werde?" ist, wie wir glauben, leicht beantwortet, sobald man in Betrachtung zieht, daß Frankreich, in Folge seiner zwei und vierzig jährigen Revolution, der Hindernisse unendlich weniger zu überwinden hat, als England, wo Geistlichkeit und Adel ein Maximum von Widerstand entwickeln werden. Inzwischen können beide Staaten sich nicht ernstlich mit ihrem Innern beschäftigen, ohne den Einwirkungen auf das Ausland mehr oder weniger zu entsagen. Sofern nun dieses hierin nicht, was auf keine Weise wahrscheinlich ist, eine Aufforderung zu kriegerischen Unternehmungen findet, ist die Aussicht auf einen dauerhaften Friedenszustand gewonnen: auf einen Zustand, der um so wünschenswerther ist, da, wenn sein Gegentheil eintreten sollte, die ganze europäische Welt aus ihren Fugen gerissen und die Rückkehr zur Barbarei noch mehr

als wahrscheinlich werden würde. Hoffen wir in dieser Beziehung das Beste! Wir dürfen uns aber einer solchen Hoffnung um so vertrauensvoller hingeben, da das, was in Frankreich, wie in England, vorgehen wird, mit den Fortschritten, welche die gesellschaftliche Wissenschaft seit einem Menschenalter gemacht hat, in der engsten Verbindung steht und sich nicht vollenden kann, ohne den sämmtlichen Staaten Europa's zu Statten zu kommen. Denn mit den politischen Systemen verhält es sich schwerlich noch anders, als mit den Maschinen, die, so lange sie noch im Werden sind, mancherlei Unruhe veranlassen können, in ihrer Vollendung hingegen auf keine Zurückweisung stoßen. In jedem Falle wird das, was in Frankreich und in England von jetzt an vorgeht, zur Lehre dienen; und wenn darin offenbar werden sollte, daß weder Katholizismus noch Feudalität einer Restauration fähig sind, so würde hierdurch zum wenigsten die Linie gegeben seyn, auf welcher man sich fortbewegen muß, um die Gesellschaft bei Kraft und Gesundheit zu erhalten.

Geschrieben im October.

Gedanken über das Revolutions- und Konstitutionswesen der Gegenwart.

(Zugesendet.)

Dem Verfasser der nachstehenden Gedanken kam vor einiger Zeit folgende Stelle zu Gesichte.

„Niemals, so weit die Weltgeschichte reicht, ist eine Revolution um des armen gedrückten Volkes willen begonnen, oder wahrhaft vom Volke, d. i. von der Gesammtheit einer Nation, in gleichem Sinn und Willen, unternommen worden, sei es, um verlorne Menschenrechte wieder zu gewinnen, oder wirklich Hohes und Edles zu erreichen; sondern allezeit ward das Volk nur gebraucht, bald von den Großen und Vornehmen, bald von einzelnen unbesonnenen, ehrgeizigen, rachesüchtigen oder verschmitzten Köpfen, um Pläne, die sie allein nicht auszuführen vermogten, durchzusetzen und zu Stande zu bringen. Die erhabensten und heiligsten Zwecke wurden vorgespiegelt und zur Schau getragen, und sie mogten nun erreicht oder vereitelt werden, das Loos des armen Volkes, bei aller Prahlerei mit glorreich errungener Freiheit, wiedergewonnenen Menschenrechten, blieb elend, wie zuvor; sofern es nicht nachmals väterlichen und weisen

Regenten vergönnt wurde, und diesen die Macht gelassen war, über alle ihre Unterthanen wiederum ihre hülfreiche und segnende Hand auszustrecken, für Alle zu sorgen, die Klagen und Vorstellungen Aller, auch der Aermsten und Dürftigsten im Volke, zu hören, und die Rechte Aller unter ihren Schutz und ihre Obhut zu nehmen." —

Wohl noch nie verdienten wahre Worte eine innigere Beherzigung. Denn in der That, so weit die Weltgeschichte reicht, und sofern es sich nicht bloß um einzelne kleine Aufstände, wo einem Vorgesetzten einmal der Gehorsam verweigert, oder auf die Abschaffung einzelner drückender Rechte und Anmaßungen gedrungen wurde, sondern wo es sich um Abänderung und gewaltsame Umkehr der ganzen bestehenden Verfassung des Staats und seiner Einrichtungen handelte, wurde das Volk nur immer dazu gebraucht, eine dergleichen Revolution durchzusetzen, und die Pläne ehrgeiziger, unzufriedener Großen, oder unüberlegter Hitz- und Schwindelköpfe, vermengt mit verschmitzten Betrügern und Anderen, die im Trüben zu fischen hofften, ausführen zu helfen. Allezeit ward dem armen Volke, d. h. der bei weitem größeren Mehrzahl der Bewohner eines Staates, im Gegensatz der Vornehmen, Reichen und der sich vorzugsweise gebildet Nennenden, sein Bestes vorgespiegelt, dasselbe durch hochtönende, erhaben und eindringlich klingende Worte, erschütternde und zum Herzen sprechende Proklamationen aufgeregt und angefeuert, das angeblich unerträgliche Joch abzuschütteln.

Und die armen Bethörten? — Sie trauten den Lockungen, erhoben sich, kämpften, begingen Verbrechen, ver-

übten die größten Ausschweifungen, gewöhnten sich an Müßiggang, versanken in immer tiefere Verwilderung; und das Ende solch' frevelhaften Beginnens? war — um nach ausgetobtem Schwindel und nach eingetretener gänzlicher Ermattung, nach Verwüstung und Zerrüttung des eigenen Vaterlandes, in denselben Zustand des Elendes, wo nicht in einen größeren zurückzusinken, denn zuvor, bis die Gottheit sich erbarmte, und in einem einsichtsvollen, väterlich gesinnten und Kraft-begabten König und Herrn, oder welcher Titel ihm beigelegt werden mogte, dem ganzen Lande einen Helfer und Retter in der Noth sandte, der auch der Armen sich annahm, und allmählig — denn eine plötzliche Umschaffung der Welt in ein Paradies ist nun einmal unausführbar — einen bessern Zustand der Dinge herbeiführte, einen Zustand, bei dem, sofern der Wille dazu in jedem Einzelnen wahrhaft vorhanden war, und die Bedingungen: redlicher Fleiß, Mäßigkeit, Liebe und Gerechtigkeit, mit andern Worten, Arbeit und Frömmigkeit, nicht verschmäht wurden, Alle sich wohl befinden und aus ihrem Elende wieder auftauchen konnten. —

Mit Stolz und innigem Dank gegen die Vorsehung erinnert sich Preußen hiebei seiner glorreichen Landesfürsten: Friedrich Wilhelms des Großen, Friedrich Wilhelms des Ersten, Friedrichs des Einzigen.

Wie möchten Worte ausdrücken, was namentlich der erstere, nach den Gräueln und Umwälzungen des dreißigjährigen Krieges, als wahrer Held, Vater und Friedensfürst, für die Neubegründung und den Wiederaufbau des gänzlich zerrütteten Staats und für das Glück und die Wohlfahrt seiner Länder gethan hat; und wen ergreift nicht

innige Rührung, wenn er z. B. nur der Worte gedenkt, welche dieser große Fürst ausrief, als er neben unendlichen Wohlthaten, die er den eigenen Unterthanen erwies, den unglücklichen Flüchtlingen, welche Religionsgräuel zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, Aufnahme und Schutz in seinem Staate gewährte, und diese Fremdlinge, wie ein Vater seine jüngern Kinder, welche dessen Hülfe am meisten bedürfen, aufs menschenfreundlichste unterstützte: „Lieber mein Silbergeräth verkaufen, als diese Leute ohne Hülfe lassen."

Und wer wird nicht zu noch höherer Bewunderung und Verehrung zugleich hingerissen, wenn er die Worte liest, die Friedrich der Zweite im Jahre 1777 nach seiner Rückkehr aus Schlesien, in hoher Freude über den blühenden Zustand dieser Provinz, an Voltaire schrieb: „Alle Plagen, welche dieses arme Land zu Grunde gerichtet hatten, sind nun so gut als gar nicht da gewesen, und ich empfinde, offenherzig gestanden, ein süßes Vergnügen darüber, daß ich eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgebracht habe."

Ohne des Vaterherzens des jetzigen Monarchen und seiner Segensthaten für den Staat zu erwähnen, wird es erlaubt seyn, zu fragen: wo, in welcher Deputirtenkammer (da bei den sogenannten Repräsentativ-Verfassungen und in constitutionellen Monarchien der Landesfürst am Ende doch nur auf Ja- und Neinsagen beschränkt ist) hätte eine ähnliche G e s i n n u n g a l l e r M i t g l i e d e r, eine ähnliche T h a t k r a f t d e r G e s a m m t h e i t, je vorgeherrscht? — Treffliche Worte und inhaltsschwere Reden Einzelner allerdings, mitunter herrliche Deklamir-Uebungen und sentenzenreiche

reiche Paradestücke, Meisterwerke der Beredsamkeit! Aber wo finden sich je Geist und Gemüth, Wille und Kraft in solcher Weise vereinigt? welche Kammer nähme sich des Zustandes des armen, verwahrloseten Volkes je so zu Herzen, als es Preußens Monarchen und die ihnen ähnlichen Fürsten und Regenten anderer Staaten, zu allen Zeiten gethan haben? Man denke z. B. bloß an Preußens Schul- und Unterrichtsanstalten, die auch des Dürftigsten im Volke nicht vergessen, und vergleiche hiemit den Unterricht der Schulen in Frankreich und England, diesen Musterstaaten für alle konstitutionelle Monarchien!

Doch wozu den Vergleich weiter fortführen?

Aber wenn denn doch in konstitutionellen Monarchien nur allein Heil und Segen zu finden seyn soll, bei — nicht vom Volke sondern von den Reichen und Vornehmen erwählten — Deputirten, und bei einem Fürsten, der, sobald es nicht seine Privat- oder Familien-Verhältnisse, sondern die allgemeine Landeswohlfahrt betrifft, gleich den auf Kaminen befindlichen chinesischen Pagoden, auf bloßes Kopfschütteln und Kopfnicken beschränkt ist: so mögen die Anpreiser und Vertheidiger dieser allein beglückenden Lehre doch nur erst gestatten, die Früchte dieser Regierungsform zu erleben. Denn bisher haben England und Frankreich, die Vorfechter der konstitutionellen Verfassungen, hinsichtlich des allgemeinen Volkswohls, noch nichts geliefert, was in Wahrheit geneigt machen könnte, der dort bestehenden Regierungsform den Preis zuzuerkennen. Von dem Volkswohl in andern konstitutionellen Staaten nichts zu erwähnen! Und

doch lehrt das Evangelium schon: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Oder sind das englisch-irländische und französische Volk, d. i. der Gegensatz der Großen, Vornehmen, Begüterten und derer, die sich in Schriften und öffentlichen Reden pomphaft und geschwätzig vernehmen lassen, also bei weitem die Mehrzahl der Nation, wirklich die beglücktesten Völker der Welt? Wird bei ihnen in Wahrheit verhältnißmäßig der größte Wohlstand, die größte Bildung, die größte Sittlichkeit, die größte Mäßigkeit, das größte gegenseitige Wohlwollen, Keuschheit in der Ehe, häuslicher Friede, löbliche Kinderzucht, Tugend und Frömmigkeit, Religiosität und Zufriedenheit angetroffen? Geschieht in England und Frankreich Niemanden Gewalt noch Unrecht? Wird nur die Tugend belohnt, das Laster bestraft, das Verdienst aufgesucht und beschützt, die Dummheit, Faulheit, Trägheit verachtet? Sind alle Beamten nur gottesfürchtige, redliche und dem Vaterlande treu ergebene Männer? und steht z. B. das dänische und preußische Volk, ohne Konstitution und Repräsentativ-Verfassung im englisch-französischen Sinne, so gar tief unter beiden Nationen? Oder durften die bisherigen — —, um bei einem reindeutschen Volke stehen zu bleiben, sich so gar nicht mit dem „freien" französischen und englisch-irländischen Volke in Vergleich stellen? Waren sie so ganz stiefväterlich von ihren Regenten behandelt? war für ihre Bildung, ihren Verstand so gar nichts geschehen? Recht und Gerechtigkeit ihnen so ganz verweigert, daß sie nur unter der Zuchtruthe von Tyrannen und Blutsaugern gestanden hätten? Waren sie unter der Last von Abgaben erdrückt, und diese von schwelgerischen,

in Lüsten aller Art versunkenen Despoten, oder von ungerechten, raubsüchtigen, tigerartigen Beamten vergeudet? War alles Fortschreiten zum Bessern gehemmt, jeder freien, gesetzten, besonnenen Rede Zaum und Gebiß angelegt? —

Verklärter Geist des frommen, väterlichen, gerechten Friedrich August! was würdest du sagen, wenn du von deinen lichten Höhen wieder herabstiegen, und das constitutionelle Leben der heutigen Zeit in seinem aufrührerischen Beginnen, in den Ausschweifungen, Plünderungen und Brandstiftungen der so plötzlich mündig gewordenen, wenigstens von Professoren und Tagesscribenten dafür erklärten, Völker, wahrnehmen könntest!

O, wohl mögen glücklich gepriesen werden Die, welche zu den Wohnungen des ewigen Friedens hinübergegangen sind, und dergleichen Gräuel, solch' Verläugnen des gesunden Menschenverstandes, dieses Hohnsprechen der Vernunft, christlichen Sinnes und wahrer Gottesfurcht im deutschen Vaterlande, nicht mehr erlebt haben! —

Wer möchte läugnen, daß es in Büchern und Schriften ein ganz herrliches Ding um sogenannte Repräsentativ-Verfassung und constitutionelle Regierungsform ist; daß es unvergleichlich klingt: „das mündige, suveräne Volk solle sich seine Repräsentanten wählen, diese — als Männer aus dem Volke — sein Bestes berathen; eine erbliche Pairs-Kammer (wiewohl über diese sich gegenwärtig in Frankreich der größte Zwiespalt erhoben hat) den etwanigen zu raschen Bewegungen der wählbaren Deputirten-Kammer Schranken setzen, und der unantastbare Monarch oder Regent (wenn schon weder der Titel Monarch noch Regent in Staaten mit Repräsentativ-Verfassung einen wahren

Sinn mehr haben) beide Kammern in der Schwebe erhalten. Wie sollte eine Deputirten-Kammer aus lauter Solonen, Aristiden und Phocionen bestehend, d. h. aus lauter einsichtsvollen, gerechten und uneigennützigen Bürgern, nicht der Welt das erhabenste, unvergleichlichste Schauspiel gewähren? Aber ihr, die ihr eine Repräsentativ-Verfassung als die erste aller Erfindungen, als das Heil der Welt, als das Rettungsmittel aus aller Angst und Trübsal anpreist, spielt doch nicht mit Worten! Höhnt doch nicht das Volk, sofern ihr nicht bloß die Reichen und Vornehmen darunter versteht, mit vorgespiegelter Suveränetät und Mündigkeit! Das Volk, das, zum größten Theil noch in der beschränktesten Unwissenheit aufgewachsen, nicht einmal seinen eigenen Angelegenheiten gehörig vorzustehen weiß, viel weniger Staats- und Regierungs-Angelegenheiten zu beurtheilen und zu würdigen versteht; das selbst in dem größten Theil seiner Reichen und Vornehmen, Tagsschriftsteller nicht ausgenommen, zuletzt nur halbgebildete Egoisten und Genußsüchtige besitzt, d. h. Menschen, die in das Wesen der Dinge nicht eingedrungen, und fern von gründlichem Studium der Staatswissenschaft, über bürgerliche und staatsangelegenheiten zwar viel und mancherlei zu schwatzen wissen, die aber, wie pomphaft und menschenfreundlich ihre Reden auch häufig klingen mögen, unbekümmert um das Wohl der Menge — mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen — zwar ihren Vortheil, Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes im Auge haben, für das Volk, den wahrhaft hülfsbedürftigen und beachtungswerthesten Theil des Staates aber, wenn es zum Handeln kommt, nur thun und bewilligen, was nothgedrungen, und, um nicht aller Schaam zu entsagen, gethan werden muß. Gehet hin, schaut das Beispiel des hoch gepriesenen Englands, des ältesten der constitutionellen Staaten, an, und straft den Verfasser Lügen, wenn ihr könnt!

Wähnt doch ferner nicht, in einer geschriebenen und beschworenen Verfassungs-Urkunde oder Charte eine Bürgschaft gefunden, oder die Rechte des Volkes dadurch sicher gestellt zu haben, wenn ihr den Regenten auf bloßes Ja- und Neinsagen beschränkt! Wie wollt ihr denn die Natur verhindern, aufs Neue einen Pisistratus, Dionysius, Cromwell, Napoleon, Gustav den Dritten, oder ähnliche Gewaltmen-

schen, wie Sylla, Cäsar u. a., mit diesem unermeßlichen Drang nach Thatenruhm und **selbstständigem** Handeln hervorzubringen? und wo bleiben da, unter Männern dieser Art, alle eure, für ewige Zeiten geschriebene und beschworene Verfassungs-Urkunden! Oder, wie wollt ihr selbst nur einen ehrgeizigen, talentvollen, geistbegabten Minister, einen Richelieu, einen Pitt verhindern, eurer und eurer Deputirten-Kammern zu spotten, und trotz der hochtönendsten Reden und der niederdonnerndsten Phrasen einzelner Repräsentanten, euch zu überlisten und am Leitseil zu führen!

Täuscht euch doch nicht selbst und andere mit euch! Und wollet doch nicht die Wirkung eher, bevor die Ursache hervorgegangen ist! Sprecht lieber gerade heraus: „Wir Reiche, Vornehme und, vor allen, wir Kathederphilosophen und Tagesblätter sind mündig geworden, und fühlen uns gegenwärtig berufen zu regieren. Wir fühlen uns fähig, und unsere Eitelkeit zugleich dadurch geehrt und geschmeichelt, in pomphaften Reden und wohlstilisirten Schriften uns vernehmen zu lassen, das Staunen und die Bewunderung der Menge dadurch zu erregen und deren Beifall zu gewinnen. Wir wollen sonach den Fürsten und Staatsmännern die Sorge der Regierung abnehmen, und uns fortan als die Suveräne beweisen! —

Aber was wollt ihr denn nun regieren, was beginnen, was ausführen, welche Pläne ins Leben rufen, wenn euch das Reichsscepter und Staatsruder übergeben ist?

Achtung der Menschenrechte wollt ihr, wo solche verloren gegangen, wieder herstellen? Tugend, Sittlichkeit, Religion, allgemeine Wohlfahrt, Liebe, gegenseitiges Wohlwollen, Gerechtigkeit, mit Einem Worte: **Volksglück** neu begründen und zu Wege bringen? — Und das gedenkt ihr **mit den jetzigen Völkern**, mit der **gegenwärtigen** Unwissenheit, Beschränktheit, Inconsequenz, Immoralität, Irreligiosität auszuführen (gesetzt auch, euch wohnte ohne alle Nebenabsicht der reinste Wille bei) durch geschriebene und beschworene Verfassungs-Urkunden?

O ihr Thoren und blinden Leiter der Menge! Vertilgt doch den stolzen Gedanken aus eurer Brust, Menschen **beglücken zu wollen**, und bemüht euch vor allen Dingen, das viel schwerere Gebot zu erfüllen: **gerecht zu werden**, gerecht zu werden gegen Jedermann, gerecht zu werden auch **gegen Fürsten und Obrigkeiten!**

Dann aber gehet hin nach einem von euch als „absolut monarchisch" bezeichneten, oder wohl gar als „despotisch regiert" verschrieenen Staat, und lernt, was dem von euch gepriesenen Verfassungswesen, als dem, nach eurer Behauptung, einzig wahren Beglückungssystem vorangehen muß, wenn Volksglück dadurch wahrhaft geschaffen und fest begründet werden soll!

„Und das wäre?"

Verbesserter Unterricht, und Belehrung in allen zum Leben nothwendigen und nützlichen Dingen; vervollkommnete Erziehung! Darauf richtet Preußens erhabener Monarch sein Hauptaugenmerk, darauf ist sein vorzüglichstes Streben gerichtet neben Beförderung von echter Religiosität und Frömmigkeit! Das ist des einsichtsvollen, edlen Regenten Trachten, das sein höchstes Ziel! Darauf werden Tausende und aber Tausende alljährlich verwendet; weil er, der weise und gerechte Vater seines Volks, wohl weiß, daß alles übrige Bemühen gleich seyn würde dem Manne, der sein Saamenkorn auf das Steinigte säete und sein Haus auf dem Sande bauete. Da ersteres nicht tiefe Erde hatte, verwelkte es, als die Sonne aufging, darum, daß es keine Wurzel hatte; und als der Platzregen fiel, und kamen die Gewässer und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall!

Vermögt ihr aber Aehnliches, seid ihr gleichfalls im Stande, in den von euch bewohnten Staaten (und dazu bedarf es doch keiner Staatsumwälzung) Aufklärung des Geistes, Veredlung des Herzens, Zucht und Sittsamkeit, Gehorsam neben Liebe zur Arbeit, bereits in der Jugend, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Prinzen an bis zum Taglöhner herab, neu zu begründen; vermögt ihr ferner, Jeder in seinem Kreise und in seiner Umgebung, den Landmann und Städter zu überzeugen, daß nur redlicher Fleiß neben Mäßigkeit die Grundlage alles Glücks und aller Zufriedenheit sei; den reichen Kaufmann und Fabrikherrn, daß er, um eigenen reichen Gewinns halber, den armen Fabrikarbeiter nicht bis aufs Blut drücken und in seinem Tagelohn über Gebühr und unbarmherzig beschränken müsse; den auf seine Geburt stolzen Edelmann und Patrizier, daß nichts lächerlicheres und verhaßteres zugleich gedacht werden könne, als dergleichen Stolz und Ueberhe-

bung: o dann seid doch um alles Uebrige unbekümmert, und quält euch nicht mit Formen des Staatsregiments, oder setzt in einer einzigen Form allein Heil und Seligkeit; erregt nicht Hoffnungen in dem Bürger und Landmann, dem Handwerker und Tagearbeiter, dem Armen und Dürftigen, die ihr zu erfüllen gar nicht im Stande seid, und erweckt nicht dadurch größere Unzufriedenheit, tieferes Gefühl des Mißbehagens und Hang zu Aufruhr und Empörung, denn zuvor; beherzigt vielmehr den Spruch des göttlichen Propheten von Nazareth: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; denn siehe, es ist inwendig in euch!

Warlich, Niemand wird so thörigt seyn, und euch überreden wollen, im Preußischen Staate sei das Glück, die Wohlfahrt und Zufriedenheit überall zu Hause; alle Einrichtungen seien gleich gut, nichts Mangelhaftes, nichts Unvollkommnes anzutreffen, nirgends mehr etwas zu verbessern, nirgends Altes abzuschaffen und Neues und Zeitgemäßes dafür an die Stelle zu setzen! Wie möchte es das, wo nicht Alle ohne Ausnahme gleich gut, fromm und tugendhaft, gleich einsichtsvoll und fleißig in ihrem Beruf, gleich mäßig und bescheiden sind! Aber wähnt doch auch nur nicht, daß es in der Macht irgend einer Regierungs-Form liege, diesem Unglück, diesem Leiden der Menschen abzuhelfen! Wie sollte das irgend ein Monarch, irgend eine Verfassungs- oder Konstitutions-Urkunde, wenn die Menschen nicht selbst wollen, nicht selbst ablassen von ihrem verkehrten Wesen und mit dem Besserwerden bei sich den Anfang machen?

Heil und dreimal Heil aber dem Fürsten, der, und mit ihm seine ganze erhabene Regentenfamilie, so wie der Kern seiner Staatsdienerschaft, zu der Einsicht gelangt und tief von der Wahrheit durchdrungen ist, daß der einzige Weg, um dem Unglück und den Leiden, worunter die Menschheit seufzt, ein Ziel zu setzen, oder wenigstens dasselbe nach und nach zu mindern (denn eine plötzliche und schnelle Umwandlung gehört zu den Unmöglichkeiten) nur in Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung, in Belehrung und in Förderung wahrer Religiosität zu suchen ist, und der zu dem Ende hierauf sein Hauptbestreben gerichtet hat; dessen Regierung aber nebenbei allerdings nicht auf

ein Stillstehen und Beibehalten alter verjährter Formen und Einrichtungen, oder ein steifes Behaupten ungerechter und verhaßter Vorrechte Einzelner berechnet ist, sondern zeitgemäß ins Leben ruft, wozu der Grund hinreichend gelegt, der Weg gebahnt ist; der jeglichem Talent, ohne Ansehen der Geburt, Aufmunterung und Beförderung angedeihen und überhaupt nichts unbeachtet läßt, was der Thätigkeit und Industrie der Nation immer neue Bahnen zu eröffnen, immer freiern Spielraum und Ausdehnung zu verschaffen, mit Einem Worte, das leibliche Wohl zu erhöhen im Stande ist. Er, der Edle und Erhabne hat den einzig richtigen Weg erwählt, auf welchem der Menschheit geholfen, den Uebeln, welche großentheils sie noch drücken, ein Ende gemacht, sie selbst einem immer größeren Flor und Gedeihen, kurz unabsehbarer Wohlfahrt, entgegengeführt werden kann.

Alle übrigen Deklamationen sind eitel, alle Versuche durch veränderte Regierungsformen, Tand und Modewerk, das den Keim seiner Vergänglichkeit in sich tragend, nur zu bald in seiner Nichtigkeit erscheinen, und namentlich mehrere kleine Staaten nur zu bald überzeugen wird, daß, wenn in ihnen wirklich Unbehaglichkeit und Uebelbefinden mancherlei Art zum Vorschein getreten ist, dies in ganz andern Dingen und Verhältnissen seinen Grund hat, als die Konstitutions-Anpreiser und Verfechter unserer Tage sich solches träumen lassen; also auch Gegenmittel erforderlich sind, die aller Verfassungs-Urkunden und daraus hervorgegangener Kammern-Weisheit spotten, und das Konstitutionswesen der Gegenwart, vielleicht in kurzem schon, in seiner ganzen Blöße, Leerheit und Erbärmlichkeit werden erscheinen lassen.

Geschrieben im September 1831.

A. W.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen, und Friedrich Wilhelms des Ersten Theilnahme an dem Kriege, welcher sich aus dem Streite um die polnische Königskrone in Deutschland entwickelte.

August der Zweite, erwählter König von Polen, ging in seinen letzten Lebensjahren mit nichts Geringerem um, als den polnischen Adel der Suveränetät zu berauben, und die polnische Krone erblich zu machen. Zu diesem Endzweck sollte das polnische Reich getheilt werden; denn dies erschien jenem Könige als das einzige wirksame Mittel, die Eifersucht der europäischen Mächte zu besänftigen. Da er nun, zur Ausführung seines Vorhabens, den Beistand des Königs von Preußen nicht entbehren konnte: so bat er Friedrich Wilhelm, den Marschall Grumbkow nach Warschau zu senden, wo er sich ihm aufschließen wollte. Dies un-

terblieb nicht; nur hatten die gegenseitigen Eröffnungen ganz andere Folgen, als man erwarten konnte. August der Zweite und der Marschall Grumbkow waren gleich leidenschaftliche Zecher; und indem sich beide übernahmen, wurde jener vom Schlage gerührt und dieser für den Ueberrest seines Lebens in seiner Gesundheit erschüttert. Friedrich Wilhelm, welcher dem Entwurfe des Königs von Polen Anfangs nicht abgeneigt gewesen war, besann sich eines Bessern, als er in Erfahrung brachte, daß der deutsche Kaiser und jene Anna Iwanowna, welche sich im Besitz des russischen Thrones befand, nur auf die gänzliche Ausschließung des sächsischen Hauses von der polnischen Krone bedacht wären, und damit umgingen, den Prinzen Emanuel von Portugal zum Könige von Polen zu machen: — ein Entwurf, der durch den Hintritt dieses Prinzen fast in demselben Augenblick zerstört wurde, wo er zu Stande gebracht war.

August der Zweite war den 1. Febr. 1733 zu Warschau gestorben. Nachdem nun auch der Tod des portugisischen Infanten bekannt geworden war, änderte sich die Politik des kaiserlichen Hofes zum Vortheil des sächsischen Hauses. Karl der Sechste, dem nichts so sehr am Herzen lag, als sein, unter der Benennung einer pragmatischen Sanktion bekannt gewordenes Hausgesetz von den vornehmsten Fürsten Deutschlands angenommen zu sehen, machte sich verbindlich, die Bewerbungen des Kurfürsten von Sachsen mit bewaffneter Hand zu unterstützen, wenn dieser den kaiserlichen Wunsch erfüllen wollte; und auch die Kaiserin von Rußland verhieß ihren Beistand unter dieser Bedingung. So wurde die erste klare Aussicht auf den polnischen Thron für August den Dritten gewonnen; und wirklich

würde dieser Kurfürst, ohne auf irgend ein bedeutendes Hinderniß zu stoßen, der Nachfolger seines Vaters in der zweideutigen Würde eines Haupts der polnischen Aristokratie geworden seyn, wenn es, unter der Verwaltung des Herzogs von Bourbon-Condé, der Markise de Prie nicht gelungen wäre, den König von Frankreich mit der Tochter des zu Weißenburg lebenden Stanislaus Leszinsky zu vermählen.

Nachdem diese Prinzessin ihrem Gemahl (und in diesem ganz Frankreich) erst mit Zwillingstöchtern und seit dem 4. Sept. 1729 mit einem Dauphin beschenkt hatte, schien für ihren Vater alles geschehen zu müssen, was ihm der Dunkelheit des Privat-Lebens, das er im Zweibrückischen führte, entreißen konnte. Stanislaus Leszinsky selbst war um diese Zeit im Alter allzu weit vorgerückt, als daß er sich einem regellosen Ehrgeize hätte hingeben können; seine philosophische Denkweise machte ihn sogar zu einem ungeschickten Werkzeuge für die, welche sich in gewagten Unternehmungen geltend machen wollten. Gleichwohl mußte er sich bequemen, als es darauf ankam, ihn zu gleichem Range mit seinem Schwiegersohne zu erheben. Bestechung war das Mittel, wodurch man einen großen Theil der polnischen Magnaten gewann. Auch Friedrich Wilhelm sollte das Werk französischer Eitelkeit unterstützen; denn das französische Kabinet ließ nichts unversucht, um ihn zur Besetzung eines Theiles von Polen mit preußischen Truppen zu bereden. Wiewohl nun Stanislaus Leszinsky von allen Bewerbern um die polnische Krone Derjenige war, welcher dem preußischen Interesse am besten entsprach, so fürchtete Friedrich Wilhelm doch, sich auf etwas einzulassen, das leicht zu weit führen und ihn um seine Ansprüche auf die

Jülichsche Erbschaft betrügen konnte: Ansprüche, die er für rechtmäßiger hielt, als ein Unternehmen gegen das polnische Preußen. Er versagte sich also den Anforderungen Frankreichs. — Vergeblich; denn dieses erreichte seinen Zweck, als Stanislaus Leszinsky, welcher sich im Sommer des Jahres 1733, ohne allen Pomp und Glanz, nach Polen begeben hatte, trotz den Intriguen der befreundeten Höfe von Wien und Petersburg, den 22. Sept. des genannten Jahres zu Warschau zum Könige ausgerufen wurde.

Die Freude, welche der französische Hof über dies Ereigniß empfand, war von kurzer Dauer. Fünf und zwanzig tausend Russen, auf ihrem Zuge nach Warschau von den Truppen unterstützt, welche der deutsche Kaiser eben dahin gesendet hatte, waren mehr als hinreichend, um dem polnischen Reichstage eine neue Gestalt zu geben. Diese Wirkung blieb nicht lange aus. Zehn Tage nach seiner zweiten Erwählung sah der Schwiegervater des Königs von Frankreich sich zur Flucht nach Danzig genöthigt; und schon am 5. Okt. 1733 rief eine Gegenparthei August den Dritten zum Könige aus. Die politische Schwäche der polnischen Republik trat hierüber so stark ins Licht, daß die Versuchung zu anderweitigen Mißhandlungen nicht wohl ausbleiben konnte. Dieselbe Mehrheit des Adels, welche Stanislaus zum König gewählt hatte, unterwarf sich den Befehlen und Anordnungen der russischen Generale mit derselben Willenlosigkeit, die sie von ihren Leibeigenen zu fordern pflegte; und ein auffallender Beweis von dem Wechsel menschlicher Dinge stellte sich dar, als dieselben Polen, welche vor einem Jahrhundert die Russen mit Verachtung behandelt hatten, diese gegenwärtig als ihre Gebieter be-

trachteten, denen sie nichts versagen durften, und auf das Geheiß dieser Gebieter den Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige wählten — nur damit der deutsche Kaiser eine Gewährleistung mehr für die Annahme seines Hausgesetzes finden möchte.

Nur um nicht allzu frühzeitig abzudanken, und sich dadurch den Vorwürfen des französischen Hofes auszusetzen, hatte Stanislaus Leszinsky sich nach Danzig zurückgezogen. Freundlich aufgenommen von den Bürgern dieser freien Stadt, wollte er hier, am Gestade der Ostsee, abwarten, was Frankreich für ihn thun könne oder thun wolle. Nicht gering war inzwischen die Verlegenheit des Kardinals Fleuri, als er den Ausgang des polnischen Reichstags erfuhr. Englands Beschlüsse fürchtend, wollte er weder die Schande tragen, den König Stanislaus in Stich gelassen zu haben, noch für seine Rettung allzu viel aufs Spiel setzen. In der Absendung eines kleinen Geschwaders mit etwa 1500 Mann glaubte er einen Mittelweg gefunden zu haben. Die Anführung dieser unbedeutenden Truppenzahl war einem Brigadier übertragen. Ehe dieser vor Danzig anlangte, war die Stadt von den Russen berannt. Kaum nun hatte der französische General dies erfahren, als er umkehrte und an der Ostküste Dänemarks vor Anker ging. So viel Kleinmuth verdroß den Grafen von Plelo, französischen Gesandten am dänischen Hofe, einen jungen Mann, der mit seinem Eifer für die schönen Wissenschaften sehr viel Heldensinn verband. Dieser beschloß, Danzig mit einer Handvoll Soldaten zu vertheidigen, sollte es ihm auch das Leben kosten. Voll von dieser Gesinnung, schiffte er sich ein, nachdem er dem französischen Minister des Auswärtigen sein

Vorhaben gemeldet und prophetisch hinzugefügt hatte, es sei ihm nicht wahrscheinlich, daß er lebendig zurückkehren werde. Angelangt auf der Rhede von Danzig, ging er sogleich ans Land, um die Russen zu überfallen. Diese Tollkühnheit endigte, wie sie endigen konnte. Plelo war einer von den Ersten, welche das Gewehrfeuer der Russen zu Boden streckte. Seine Waffengefährten, so viele von ihnen das Leben retteten, geriethen in russische Gefangenschaft und wurden nach Petersburg versetzt. Danzig von nun an förmlich belagernd, setzten die Russen einen Preis auf den Kopf des Königs Stanislaus. Diesen schmerzte es, daß die Danziger um seinetwillen in ihrer Habe beschädigt und in ihrem Leben gefährdet werden sollten. Die Stadt des Eides, den sie ihm vor wenigen Tagen geschworen hatte, entbindend, entfloh er den 27. Juni 1734, in der Tracht eines Ochsenhändlers, und langte, nach vielen Gefahren und seltsamen Abenteuern, zuletzt in Königsberg an, wo er, in Gesellschaft einiger polnischen Magnaten, fast zwei Jahre verlebte, unterstützt von Friedrich Wilhelm, welcher großmüthig genug war, ihm monatlich 100 Dukaten zahlen zu lassen. Danzig ergab sich dem General Münnich, der es belagerte. Es war von diesem Augenblick an entschieden, daß August der Dritte im Besitz des polnischen Throns und Königstitels bleiben werde; doch fehlte noch viel daran, daß der Krieg als beendigt hätte gedacht werden können.

Die Ehre hat ihre eigenthümliche Gesetze; und was der französischen Regierung in Polen wiederfahren war, vertrug sich auf keine Weise mit jenem Stoizismus, der in der Quelle jeglicher Behandlung den Grund zum Verzeihen findet. Rache mußte genommen werden. Es kam also

nur auf die Beantwortung der Frage an: gegen wen sie zu richten sei? Ein Angriff auf die Russen in ihrem eigenen Gebiete aber war etwas, wovon man sich in diesen Zeiten noch keinen Begriff machen konnte, sofern der Nebenbegriff eines glücklichen Erfolges nicht fehlen durfte. Der Angriff mußte also nothwendig gegen den deutschen Kaiser gerichtet werden.

Der eigentliche Urheber des Krieges war der französische Unterminister Chauvelin. Ihn spornte, wie man behauptet hat, das Verlangen, an die Stelle des Kardinals Fleuri zu kommen, dessen friedliche Gesinnung allen anstößig war, die nach Auszeichnung dursteten. Nun gelangte Chauvelin zwar nicht ans Ziel seiner Wünsche, weil Ludwig der Funfzehnte sich nicht von der Achtung für seinen ehemaligen Erzieher befreien konnte; allein der Krieg nahm deßhalb nicht weniger seinen Anfang, und der Erfolg bewies, daß Fleuri, trotz seinem vorgerückten Alter und seiner sehr gemäßigten Denkweise, den schwierigen Umständen, worin er als Erster Minister befangen war, als gewachsen betrachtet werden konnte.

Er begann nämlich damit, daß er die Seemächte (England und Holland) zur Neutralität bewog: ein Ergebniß, das er um so leichter gewann, weil Georg der Zweite, so wie sein Vorgänger, seiner Lage im brittischen Reiche mißtrauete, und lieber Schätze sammeln, als Krieg zum Vortheil des deutschen Kaisers führen wollte. Demnächst schloß Fleuri ein Bündniß mit Spanien und Sardinien, die sich dazu um so bereitwilliger finden ließen, je größer die Vortheile waren, welche sie sich von diesem Kriege versprachen; denn Spanien hoffte das, was es im Erbfolge-Kriege auf

der italiänischen Halbinsel eingebüßt hatte, ohne große Anstrengungen wieder zu erobern; und der König von Sardinien, ehemaliger Herzog von Savoyen, wünschte sich abgefunden zu sehen durch ein gutes Stück von Mailand. Wie weit Beide ihre Zwecke erreichen sollten, darüber war der alte Kardinal vollkommen mit sich selbst einig. Alle Fäden lagen um so mehr in seiner Hand, weil unter den französischen Generalen dieser Zeit kein Mann von überwiegendem Talente anzutreffen war — keiner, der über die ihm angewiesenen Schranken hinauszugehen den Beruf fühlen konnte. Villars, der berühmteste von allen, befand sich in einem Alter von nicht weniger als 81 Jahren, als man ihn zum Generalissimus der französischen, spanischen und piemontesischen Truppen in Italien ernannte, welches Fleuri weislich zum Hauptschauplatz des Krieges erkoren hatte. Die Herrn von Broglio, von Noailles, von Coigny waren, nach dem Urtheil eines feinen Kenners *), mittelmäßige Köpfe. Am meisten bestach zwar der Marschall von Belle-Isle durch seine glänzenden Eigenschaften; doch vermöge des Uebergewichts, das seine Phantasie über seinen Verstand hatte, ließ er sich leicht zu Widersprüchen fortreißen, die seine Autorität verminderten. So durfte denn ein achtzigjähriger Kardinal einen Krieg einleiten, dessen Gegenstand die Befriedigung einer Familien-Eitelkeit war: einen Krieg, welcher unterblieben seyn würde, wenn in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht Grundsätze vorgewaltet hätten, kraft welcher der Vortheil der Völker etwas sehr Unter-

*) Unter diesem Kenner ist Friedrich der Zweite gemeint. Man sehe seine Histoire de mon temps pag. 40.

geordnetes blieb, so oft es auf Befriedigung von Privat-Leidenschaften ankam.

Frankreich begann den Krieg mit der Besetzung von Lothringen, dessen Herzog Franz Stephan mit Maria Theresia, der ältesten Tochter des deutschen Kaisers, vermählt werden sollte. Diese Besetzung erfolgte den 11. Okt. 1733 durch den Grafen von Belle-Isle; und was in ihr Beleidigendes für das kaiserliche Haus lag, wurde dadurch zu einer Angelegenheit des deutschen Reichs, daß gleichzeitig der Marschall von Berwick, an der Spitze eines französischen Heeres, über den Rhein ging und sich der Reichsfestung Kehl bemächtigte. Durch diesen Schritt war dem Kaiser die Berechtigung ertheilt, das deutsche Reich in einen Streit zu verwickeln, dessen Gegenstand das Haus Oesterreich war; auch verlor Karl der Sechste keinen Augenblick, Deutschlands Fürsten zu seinem Beistand aufzufordern.

Unter diesen Fürsten stand Friedrich Wilhelm oben an. Hingehalten durch die Versprechungen des Wiener Hofes, der, so oft Wort gehalten werden sollte, es nicht an Ausflüchten fehlen ließ, konnte dieser König nicht geneigt seyn zu Opfern, wie man sie von ihm verlangte; und was seine Abneigung noch vermehrte, war die Erinnerung an eine, vor kurzer Zeit gehabte Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser zu Kladrup, einem böhmischen Lustschlosse, wo er auf eine Weise behandelt war, welche weder dem Gefühle, das er von seiner Würde, noch weit weniger aber dem, das er von seinem persönlichen Werthe in sich trug, entsprach *). Da er nun bei den Unruhen Polens neutral

*) Man kann nicht häufig genug aufmerksam machen auf den Unterschied, welchen ein verkanntes Entwickelungs-Gesetz im unbe-

geblieben war, obgleich sein Vortheil ihn zur Unterstützung des Königs Stanislaus Leszinsky hätte bestimmen sollen: so wünschte er auch in dem neuen Kriege, der sich aus jenen Unruhen entwickelt hatte, neutral zu bleiben. Doch zwei Betrachtungen gaben den Ausschlag über seine Neigung. Die eine war hergenommen von dem deutschen Reiche, dem er, unter den vorwaltenden Umständen, seinen Beistand nicht versagen durfte; die andere beruhete auf Verwickelungen, in welche er seit Jahr und Tag mit dem kaiserlichen Hofe gerathen war. Friedrich Wilhelm hatte nämlich eingewilligt in die pragmatische Sanktion, und diesem so vielseitig widersprochenen Erbfolge-Gesetz durch sein Beispiel die Stimmenmehrheit auf dem Reichstage zugewendet. Dafür war ihm von dem österreichischen Hofe die Erbfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg auf's Neue gewährleistet worden. Je mehr es ihm nun darauf ankam, diese Gewährleistung erfüllt zu sehen, desto leichter bequemte er sich zur Theilnahme an dem unvermeidlichen Krieg.

Nicht weniger als 10,000 Mann preußischer Truppen rückten demnach ins Feld. Dem Namen nach von dem General-Lieutenant von Röder, der That nach von dem Fürsten von Dessau geführt, trafen sie den 7. Juni 1734 zu Heilbron bei dem Prinzen Eugen von Savoyen ein, welchem der Oberbefehl über die 70,000 starke kaiserliche und Reichs-Armee anvertraut war. Einen Monat darauf er-

merkten Fluß der Zeiten bewirkt. Wir bemerken also, daß vor einem Jahrhunderte die Beamten des kaiserlichen Hofes nicht erlauben wollten, daß Karl der Sechste Friedrich Wilhelm dem Ersten die rechte Hand reichen sollte.

schien Friedrich Wilhelm selbst bei seinem Kontingent. Ihn begleitete sein Kronprinz, der nachmalige Friedrich der Zweite, welcher, in einem Alter von 22 Jahren, durch seine Begierde sich zu unterrichten, so wie durch die Zweckmäßigkeit der Fragen, womit er sich an die erfahrensten Generale wendete, die Aufmerksamkeit aller Derjenigen fesselte, welche sich auf Prüfung der Köpfe verstanden. Es ist nicht selten wiederholt worden, daß der Prinz Eugen den künftigen Helden in ihm erkannt und geweissagt habe. Gewiß ist, daß Friedrich viele Unterredungen mit diesem Greise hatte, und daß von den Erfahrungen desselben Manches in die Seele des Kronprinzen überging.

Friedrich Wilhelm verweilte nicht lange in der Nähe des kaiserlichen Oberfeldherrn; ihn verdroß die Schläfrigkeit, womit dieser den Krieg führte, um seinen in den Türkenkriegen erworbenen Ruf nicht aufs Spiel zu setzen. Sobald nun die Franzosen unter dem Marschall Berwick die Linien von Ettlingen erstürmt und Philippsburg genommen hatten, ging er über Wesel nach dem Geldernschen, wo er einen seiner Lieblinge, den Baron von Ginkel, besuchte. Hier erkrankte der König an den Folgen des zurückgetretenen Podagra's so ernstlich, daß man Ursache hatte, für sein Leben besorgt zu seyn. Die Erleichterungen, welche er erhielt, setzten ihn zwar in den Stand, nach Potsdam zurückzukehren; doch blieb seine Gesundheit von dieser Zeit an erschüttert und eine völlige Wiederherstellung um so zweifelhafter, je weniger die ungemeine Fülle, welche ihm eigen war, ein langes Leben versprach.

Hin- und Hermärsche füllten, nach Friedrich Wilhelms Abreise vom Heere, den ganzen Sommer aus; und so ge-

schah gerade das, was die Franzosen wünschten, sofern der, von dem Kardinal Fleuri entworfene Plan bei weitem mehr in Italien, als in Deutschland durchgeführt werden mußte.

Wirklich war Italien der Hauptschauplatz des Krieges. Vereinigt mit den Truppen des Königs von Sardinien, brachen die Franzosen in das Mailändische ein, und unterstützt von den Spaniern, welche, 30,000 Mann stark, unter dem Herzog von Mortemar über Livorno und Portoferrajo anlangten, lieferten sie den Kaiserlichen, im Jahre 1734, zwei Schlachten, die eine den 29. Juni bei Parma, die andere den 19. Sept. bei Guastalla, wodurch sie die ganze Lombardei in ihre Gewalt brachten. Im folgenden Jahre richtete das spanische Heer, geführt von dem Infanten Don Carlos, zweitem Sohne des Königs von Spanien, seinen Marsch nach Neapel; und nachdem die Hauptstadt ihre Thore geöffnet hatte, entschied die Schlacht bei Bitonto (25. Mai 1735) über das Schicksal des ganzen Königreichs. Noch in demselben Jahre ging Don Carlos nach Sicilien über, das keinen Widerstand leistete; und hier war es, wo er, ohne irgend einen Friedensschluß abzuwarten, sich zu Palermo als König beider Sicilien krönen ließ.

Solchen Unfällen unterliegend und zugleich außer Stande, den verbündeten Mächten noch länger die Spitze zu bieten, forderte der Kaiser den Beistand seiner Verbündeten auf dem russischen Thron. Da nun der Krieg in Polen beendigt war, d. h., da August der Dritte für die Ausübung seiner Autorität, so weit diese in einer aristokratischen Republik angebracht war, keinen Nebenbuhler mehr hatte: so ließ Anna Jwanowna, Rußlands Kaiserin, im Frühling

1735 zehntausend Russen, unter der Anführung des Generals Lascy, nach dem Rhein aufbrechen. Allein, theils war diese Hülfe allzu schwach, als daß Eugen es hätte wagen können, den Kriegsschauplatz nach Lothringen zu verlegen, theils konnte ein jenseits des Rheins erfochtener Sieg nicht das zurückgeben, was auf der italiänischen Halbinsel verloren war. Indem nun Prinz Eugen in seiner Stellung blieb, um das Vordringen der Franzosen durch Schwaben und Baiern zu verhindern, die Verlegenheit des Kaisers aber von einem Tage zum andern wuchs, traten die Seemächte, als alte Bundesgenossen des Kaisers, unstreitig nicht ohne vorangegangene Aufforderung desselben, als Vermittler auf. Doch dem französischen Premier-Minister kam dies ungelegen, weil das, was er bezweckte, weit leichter auf einem andern Wege erreicht werden konnte. Er lehnte daher die Vermittelung der Seemächte ab, und leitete dafür eine Unterhandlung ein, deren erster Erfolg der Präliminar-Friede vom 3. Okt. 1735 war. In den Krieg kam hierdurch auf der Stelle Stillstand, doch verstrichen über den Abschluß eines definitiven Friedens noch volle drei Jahre; denn dieser wurde erst den 8. Nov. 1738 zu Wien unterzeichnet.

Um über den Verstand, womit der Kardinal Fleuri zu Werke gegangen war, mit einiger Sicherheit urtheilen zu können, muß man wissen, daß es ihm, vor allen Dingen, auf eine Vereinigung Lothringens mit dem französischen Reiche ankam, d. h. auf ein Werk, das mehr als einmal versucht, aber immer fehlgeschlagen war. Günstig waren ihm die Umstände, sofern der Herzog Franz Stephan die Aussicht gewonnen hatte, als Gemahl der ältesten Tochter des deutschen Kaisers, einen der ältesten und

glänzendsten Throne zu besteigen. Da er ihn nun nicht berauben konnte, ohne den Grund zu neuen Kriegen zu legen: so kam es darauf an, solche Entschädigungen aufzufinden, die eine Beruhigung nicht bloß zuließen, sondern diese sogar herbeiführten. Dergleichen Entschädigungen aber fanden sich in Italien in zwei Staaten, von welchen der eine bereits erledigt war, der andere der Erledigung mit starken Schritten entgegenging. Jener waren die Herzogthümer Parma und Piacenza; dieser das Großherzogthum Toskana. Dort war der männliche Erbe des Hauses Farnese, der Herzog Antonio von Parma, seit dem 20. Juni 1731 an der Krankheit seines Geschlechts, d. h. an einer übermäßigen Fülle, gestorben. Hier sah der letzte männliche Erbe des Hauses Medici, Johann Gaston, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren, seiner Auflösung entgegen; denn nur selten verließ er das Bette. Die Herzogthümer Parma und Piacenza erschienen dem französischen Kardinal als ein hinreichender Ersatz für das, was Karl der Sechste, nach einem unglücklichen Kriege, in Italien verlieren sollte, d. h. für Neapel und Sicilien; das Großherzogthum Toskana war noch mehr als Ersatz für ein so dürftiges Herzogthum, wie Lothringen zu allen Zeiten gewesen war.

Dies waren die Haupt-Ideen für den Präliminar-Traktat, wodurch Fleuri die Vermittelung der Seemächte überflüssig machte.

Der wesentliche Inhalt dieses Traktats war demnach, wie folgt: „Der Herzog Franz Stephan entsagt, zum Vortheil des polnischen Königs Stanislaus Leszinski dem Herzogthum Lothringen, und erhält dafür das Großherzogthum

Toskana und die Herzogthümer Parma und Piacenza, indem zugleich der Kaiser Verzicht leistet auf das Königreich beider Sicilien zum Vortheil des Infanten Don Carlos und dessen Nachkommen männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts. Nach dem Tode des Königs Stanislaus sollen Lothringen und Bar mit voller Suveränetät an Frankreich fallen; und wenn der Infant Don Carlos keine Erben hinterläßt, so soll das Königreich beider Sicilien auf dessen jüngere Brüder und deren Erben übergehen. Was die Verbündeten im Mailändischen und Mantuanischen erobert haben, soll an den Kaiser zurückgegeben werden, bis auf die Landschaften Navarese und Tortonese, welche nebst den Herrschaften San Fidele, Torre di Forti, Gravedo und Campo Maggiore, so wie auch der Territorial-Besitz gewisser Lehngüter, le Langhi genannt, an den König von Sardinien abgetreten werden sollen. Unter diesen Bedingungen will Frankreich die pragmatische Sanktion gewährleisten."

Zu glauben ist, daß der Kaiser sich vorzüglich durch das letzte Versprechen für die Annahme des Präliminar-Traktats gewinnen ließ; denn nichts lag ihm mehr am Herzen, als seinem Geschlechte, auch in der weiblichen Linie desselben, alle die Länder zu erhalten, welche das Haus Habsburg seit dem dreizehnten Jahrhundert unter den mannichfaltigsten Glückswechseln zusammengebracht hatte.

Von diesem Gedanken möchte man sagen, daß er das Leben seines Lebens gewesen sei. Durch die glänzende Weise, womit Eugen von Savoyen den letzten Türkenkrieg beendigt hatte, war das Mittel gewonnen, die Ungarn zur Annahme der weiblichen Erbfolge in ihrem Königreiche zu bewegen. Geschehen war dies im Jahre 1722 auf dem Reichstage

zu Presburg; denn auf diesem Reichstage dehnten die ungarischen Stände, aus Dankbarkeit für die Wohlthaten des Friedens von Passarowitz, das Erbfolgerecht auch auf die weiblichen Nachkommen des Kaisers nach jener Anordnung aus, welche die pragmatische Sanktion feststellte. Von dieser Zeit an war die vornehmste Angelegenheit des Kaisers, diesem Hausgesetz die Billigung aller europäischen Mächte zu verschaffen; und indem dies seine schwache Seite ausmachte, ließ sich darauf rechnen, daß es ihn zu Nachgiebigkeiten aller Art vermögen werde. Wie hätte also der Kardinal Fleuri verfehlen können, von jener schwachen Seite Gebrauch zu machen? Je mehr Karl dem Sechsten daran gelegen war, seine pragmatische Sanktion von Frankreich angenommen zu sehen, desto weniger durfte der französische Premier-Minister Bedenken tragen, die Friedensbedingungen nach Belieben zu stellen. Karl war von diesen kaum belehrt, als er sich entschlossen bewies, außer den schweren Kriegskosten der letzten Jahre, zwei Königreiche zu verschmerzen, welche die Frucht zwölfjähriger Anstrengungen waren, und sich alle anderweitigen Bedingungen gefallen zu lassen. So viel kommt bei politischen Unterhandlungen darauf an, daß man die persönliche Schwäche des Gegners kenne. Welche Klarheit aber mußte dem Verstande des achtzigjährigen Greises eigen seyn, welcher das Steuerruder Frankreichs nach Kombinationen führte, wodurch zuletzt alle Partheien befriedigt wurden!

Stanislaus Leszinski, durch den Präliminar-Traktat von 1735 zum Herzog von Lothringen und Bar ernannt, stellte schon im Januar des folgenden Jahres zu Königsberg die Urkunde aus, wodurch er dem polnischen Throne ent-

entsagte. Von seinem neuen Herzogthume konnte er jedoch schicklicher Weise nicht eher Besitz nehmen, als bis der Herzog Franz Stephan in den Besitz des Großherzogthums Toskana gekommen war. Abwarten mußte man also den Hintritt des letzten Großherzogs vom Geschlecht der Medici: eine Schonung, welche um so angemessener war, weil zu einer freien Verfügung über ein Großherzogthum, das sich aus sich selbst entwickelt hatte und in keiner Beziehung den Charakter eines Reichslehns trug, auch nicht der mindeste Rechtgrund vorhanden war.

Die Geschichte des florentinischen Staats gehört zu den anziehendsten der europäischen Welt, vorzüglich dadurch, daß sie, wenn gleich nach kleineren Dimensionen, eine Wiederholung der römischen ist. Das Haus Medici gelangte nicht eher zur Souveränetät, als bis die republikanischen (antimonarchischen) Formen jenes Staates so verbraucht waren, daß bessere an ihre Stelle treten mußten. Groß durch das Vertrauen ihrer Mitbürger, wurden die Medici klein und unbedeutend, sobald sie, im Besitz der höchsten Gewalt, dies Vertrauen entbehren zu können glaubten, und Gewährleistungen, die sich nur im Innern ihres Großherzogthums finden ließen, im Auslande suchten; mit andern Worten: als sie Gesetz und Sitte durch Verschwägerungen zu ersetzen bemüht waren. Nichts schadete jedoch den Fürsten dieses Geschlechts so sehr, wie die Nähe des Kirchenstaats und des römischen Hofes. Sich dem Einflusse desselben zu entziehen, war eben so unmöglich, als diesem Einflusse zu trotzen; indem man aber nachgab, ordnete man sich unter, mit Hinwegsetzung über Sittlichkeit und Wahrheit. Nur ein einziger von diesen Fürsten begriff, wie man, dem römischen Hofe

gegenüber, eine feste Stellung gewinnen könnte; es war Ferdinand der Zweite. Doch die von ihm gestiftete Akademie der Erfahrung, die, indem sie die Natur-Philosophie ins Leben rief, der Herrschaft des Uebernatürlichen und Unerweislichen einen bleibenden Krieg ankündigte, hat nur der europäischen Welt, nicht ihm und seinem Hause gefruchtet. Denn kaum hatten die Jesuiten bemerkt, wie sehr die Theokratie bedroht war: so richteten sie ihre ganze List gegen das Geschlecht der Medici; und dies gelang ihnen so gut unter der Regierung Cosmo's des Dritten, daß sie unter dessen nächsten Nachfolger damit zu Rande kamen.

Johann Gaston, der letzte Großherzog vom Geschlecht der Medici, starb den 9. Juli 1737, in einem Alter von 66 Jahren; und schon in der nächsten Stunde nahm der Fürst von Craon, im Namen des Herzogs Franz Stephan, Besitz von dem Großherzogthum Toskana. Jetzt nun hatte auch die Stunde für Stanislaus Lesczinski geschlagen; doch traf er erst den 3. Aug. 1738 zu Luneville ein, von dessen Bewohnern er freudig empfangen wurde. Zwei Mal zum Könige von Polen gewählt, und eben so oft vom Throne gestoßen, fand der vom Schicksal verfolgte Mann für alles, was er bisher gelitten hatte, Ersatz in den ungestörten Genüssen, die ihm am Abende seines Lebens zu Theil wurden. Er hatte ein Alter von fast 60 Jahren erreicht, als er zur Regierung des Herzogthums Lothringen gelangte. Was ihm von seinen Regierungsgeschäften an Zeit übrig blieb, war den Wissenschaften und dem Umgange mit ausgezeichneten Gelehrten gewidmet. Damit verband er jährlich eine Reise nach Versailles, um seine Enkel zu besuchen. So verstrichen 29 Jahre, bis ihm, in einem Alter von 89 Jahren,

ein Unfall traf, den er nicht lange überlebte. Er war am 5. Febr. 1766, seiner Gewohnheit gemäß, früh um 6 Uhr aufgestanden, und hatte sich, um sein Morgengebet zu verrichten, dem Kamine genähert, als die Flamme desselben seinen Schlafrock ergriff und ihn so verletzte, daß er, nach achtzehntägigen Schmerzen, am 23. Febr. seinen Geist aufgab. Von diesem Augenblick an wurde das Herzogthum Lothringen, nachdem es, seit den Zeiten des Kardinals Richelieu, ein Gegenstand französischer Begehrlichkeit gewesen war, zu Frankreich geschlagen.

Und hiermit endigte der lange Krieg, der mit dem achtzehnten Jahrhundert seinen Anfang genommen hatte. Der verhängnißvolle Gang desselben ist keinen Augenblick zweifelhaft, sobald man erwägt, wieviel Seltsames sich vereinigen mußte, um die Angelegenheiten des Norden in die des Westen zu verflechten, und wie aus sehr absichtslosen Handlungen Begebenheiten hervorgingen, welche das Geschick großer Reiche bestimmten. Am meisten hatte sich Deutschland über den Ausgang des letzten Krieges zu beklagen; denn es verlor seine letzte Schutzwehr gegen Frankreich. Dies war Lothringen: ein Staat, den man in den Zeiten, von welchen hier die Rede ist, als eine Vormauer gegen Frankreich betrachtete und in demselben Lichte erblickte, worin das alte Griechenland sein Phozis sah, nachdem dieses zu einem Bestandtheil Mazedoniens geworden war *).

*) In einer Abhandlung, welche Friedrich der Zweite als Kronprinz im Jahre 1736 schrieb, kommt folgende merkwürdige Stelle vor.

L'Alsace et Strasbourg, ces états aliénés de l'Allamagne, en étoient autrefois comme les Thermopyles, ou comme le boule-

Friedrich Wilhelm erndtete nur Undank von dem Beistande, welchen er dem Kaiser gegen Frankreich geleistet hatte. Nicht genug, daß seine Ansprüche auf Jülich in Vergessenheit gestellt wurden, machte man ihm auch ein Geheimniß aus dem Präliminar-Traktat, den Karl der Sechste im Jahre 1735 angenommen hatte: eine Behandlung, welche ihn so tief kränkte, daß er, auf seinen Kronprinzen hinweisend, ausrief: „Nun, da steht Einer, der mich rächen wird.“ Nichts vermochte ihn, von jetzt an, zu bereden, noch einmal für den Kaiser eine Lanze einzulegen. Nur beschäftigt mit den Angelegenheiten seines Königreichs, sah er (vielleicht nicht ohne eine geheime Genugthuung darin zu finden) Karl den Sechsten in Verlegenheiten gerathen, welche mit neuen Verlusten endigten.

Hiermit verhielt es sich, wie folgt:

Anna Iwanowna, durch ihre Stellung im russischen Reiche zur Nachgiebigkeit gegen ihr Militair gezwungen, beschloß, die Bewegungen, welche Schach Nadir gemeinhin Thamas-Kuli-Khan genannt, durch die Verdrängung der persischen Sophis im Orient bewirkte, zur Verherrlichung des russischen Namens, d. h. zur Verherrlichung des eigenen, zu benutzen; was Peter der Große in dem unglücklichen Feldzuge am Pruth eingebüßt hatte, das sollte wieder gewonnen, vor allen Dingen aber Asow erobert werden. Kaum also hatte die russische Kaiserin ein Bündniß mit

vard; et la Lorraine qui vient d'être envahie récemment, répond à la Phocide par rapport à sa situation. Une manière d'envahir si ressamblante à celle du Roi Philippe, decouvre, ce me semble, assez clairement une conformité de dessin parfaite, etc.

Friedrich der Zweite war 24 Jahr alt, als er dies schrieb.

Thamas-Kuli-Khan geschlossen, als die Einfälle der Krimmischen Tartaren in die benachbarten Provinzen Rußland zum Beweggrunde eines neuen Krieges dienten, dessen Gegenstand, gleich im folgenden Jahre (1736), die Pforte selbst unter dem Vorwand wurde, daß sie die Räubereien jener Tartaren, wo nicht veranlaßt, doch wenigstens begünstigt habe. Die ersten Erfolge dieses Unternehmens konnten nicht anders als glänzend seyn, weil die Pforte sich gegen Thamas-Kuli-Khan zu vertheidigen hatte. Während der Graf Lascy sich im Jahre 1736 Asows bemächtigte, erstürmte der Feldmarschall Münnich, der aus sächsischen Diensten in die Dienste Peters des Großen getreten war, die Linien von Perecop und drang darauf in das Innere der krimmischen Halbinsel ein. Hier fand er jedoch sehr bald die Gränze, über welche er nicht hinaus konnte: Hunger und Krankheiten setzten seinen siegreichen Truppen ein Ziel, und nicht lange darauf sah er sich genöthigt, die ganze Halbinsel wieder aufzugeben.

In dieser Lage der Dinge warf Karl der Sechste sich zum Vermittler zwischen der Pforte und Rußland auf; ob mit der Absicht, einen Frieden zu Stande zu bringen, ist zweifelhaft geblieben. Die zu Niemerow in Polen eröffneten Konferenzen blieben ohne Erfolg für den Frieden, weil die Russen, welche kurz zuvor Oczakow erobert hatten, die Fortsetzung des Krieges wünschten und — weil den kaiserlichen Unterhändlern einleuchtete, daß die mißliche Lage der Türken sich zu noch bedeutenderen Vergrößerungen benutzen lasse, als im Frieden zu Passarowitz gewonnen waren. Nur Eins war hierbei nicht in Anschlag gebracht; nämlich daß, wenn man von der Rolle eines Vermittlers zu der eines Erobe-

rers übergehen will, es nicht an einem Feldherrn fehlen darf, dem man ein so schwieriges Geschäft, wie das Kriegführen ist, anvertrauen kann. Prinz Eugen von Savoyen war den 21. April 1736 zu Wien gestorben; mit ihm die Seele des österreichischen Heeres dieser Zeit. Der Graf von Seckendorf, dem der Oberbefehl über das wider die Türken bestimmte Heer anvertraut wurde, machte keine Fortschritte in einem Lande, wo er mit ungewohnten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; auch sah er sich, gleich nach dem ersten Feldzuge, genöthigt, den Oberbefehl an den Grafen von Königseck abzutreten. Dieser war nicht glücklicher, und endigte, am Schlusse des zweiten Feldzugs, damit, daß er Oberhofmeister bei der Kaiserin wurde; was zu mancherlei witzigen Einfällen Veranlassung gab. An seinen Platz trat Oliver Wallis, welcher, ehe er als Feldmarschall zum Heere abging, dem Könige von Preußen schrieb: „Der Kaiser hat mir das Kommando über sein Heer anvertraut. Der Erste, welcher sie vor mir angeführt hat (Seckendorf) befindet sich im Gefängniß; der, auf welchen ich folge, ist zum Eunuchen des Serails gemacht worden; mir wird am Schlusse des Feldzugs nichts anders übrig bleiben, als mir den Kopf abschlagen zu lassen *).“ Es war in diesem Kriege das Schicksal der Oesterreicher, überall geschlagen zu werden; und nach dem Urtheil eines Kenners beruhete das Schicksal darauf, daß sie den Maximen des Prinzen Eugen entsagt hatten, der im Türkenkriege sein Heer immer beisammen hielt und mit Vermeidung von Gefechten nur Hauptschlachten lieferte. Wallis versammelte sein 60,000 Mann

*) Siehe Mémoires de Brandenbourg, pag. 312.

starkes Heer bei Belgrad, und ohne über die Stärke des Feindes die nöthige Erkundigungen einzuziehen, griff er diesen mit seiner Reiterei durch einen zu beiden Seiten mit Janitscharen besetzten Hohlweg an. Die Niederlage dieser Reiterei bei dem Dorfe Grotzko war entschieden, ehe das Fußvolk ihr zu Hülfe kommen konnte. Jetzt kam die Reihe des Unterliegens auch an diese, und der unglückliche Tag endigte sich mit einem Verlust von 20,000 Mann. Hätten die Türken den Sieg verfolgt: so würde es um das ganze österreichische Heer geschehen gewesen seyn. Wallis verlor darüber so sehr den Muth, daß er sich, selbst in den Verschanzungen von Belgrad, nicht gesichert hielt, und, beim Vorrücken des Groß-Veziers, über die Donau zurückging. Dies Alles geschah im Jahre 1739, und der Feldzug endigte damit, daß die Türken Belgrad wieder eroberten.

Wir dürfen in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt lassen, daß die Erfolge der Türken auf die Rechnung eines französischen Grafen gesetzt wurden, der zum Renegaten geworden war. Sein Name war Bonneval. Unzufrieden mit der Verwaltung seines Vaterlandes, war er in die Dienste des deutschen Kaisers getreten; und, von dem Prinzen Eugen zum General-Major ernannt, hatte er der Schlacht bei Peterwaradein beigewohnt, und in derselben Beweise hoher Tapferkeit gegeben. Nach dem Frieden von Passarowitz verweilte er einige Jahre in Frankreich und begab sich sodann nach Konstantinopel, wo er den Turban nahm. Seine Absicht ging auf nichts Geringeres, als auf eine gänzliche Reform des türkischen Heeres, die, wenn sie hätte gelingen können, die Türken in die Bahn westeuropäischer Zivilisation eingeführt haben würde. Nur in Hin-

sicht des Artillerie-Wesens erreichte er seinen Zweck. Nichts desto weniger war Bonneval die Seele des türkischen Heeres in diesem Kriege, und seinen klugen Anordnungen und Maßregeln verdankten — dies ist die allgemeine Voraussetzung — die Oesterreicher alle die Niederlagen und Unfälle, welche sie drei Jahre lang litten, ohne daß die Ausstellung des Allerheiligsten zu Wien die mindeste Veränderung bewirkte.

Gebeugt durch den Verlust so vieler Schlachten, wünschte Karl der Sechste, der sich der Gruft mit starken Schritten näherte, zu einem Frieden mit den Türken zu gelangen. Sobald nun dieser von dem französischen Gesandten zu Konstantinopel, Herrn von Villeneuve, in Antrag gebracht war, und der Divan sich zum Frieden geneigt erklärt hatte, sendete der Kaiser den Grafen Neipperg in das türkische Lager vor Belgrad, um unter erträglichen Bedingungen abzuschließen. Wie hätten diese jedoch anders als höchst unvortheilhaft für Oesterreich ausfallen können? Ein besonderer Umstand vermehrte den Verlust, den Karl der Sechste zu leiden hatte. Graf Neipperg begab sich nämlich ohne Pässe ins türkische Lager, und als er angehalten und verhaftet wurde, bewilligte er aus Furcht, was er unter vortheilhaften Umständen versagt haben würde. Der Kaiser trat also in diesem Frieden alles ab, was er durch den Frieden von Passarowitz gewonnen hatte, namentlich Belgrad, Sabacz, Orsowa, nebst dem österreichischen Antheil an Servien und der Wallachei. Nur das Temeswarer Bannat blieb ihm, so daß die Donau, die Save und die Unna aufs Neue die Gränzen beider Reiche bestimmten. Die einzige Genugthuung, die er dafür erhielt, war, daß

die Pforte den österreichischen Kaufleuten freien Ein- und Ausgang in und aus den Staaten und Provinzen des osmanischen Reichs, sowohl zu Lande als zu Wasser, bewilligte. Die Unterzeichnung dieses Friedens erfolgte den 18. Septbr. 1739. Dem Grafen von Neipperg kostete sie die Freiheit; denn er wurde auf die Festung Glaz gebracht.

Auch die russische Kaiserin willigte in den Frieden von Belgrad, obgleich der Marschall von Münnich noch am 28. August 1739 in der Gegend von Choczim einen glänzenden Sieg über die Türken erfochten hatte: einen Sieg, von welchem die Einnahme dieser Stadt und die Eroberung der ganzen Moldau die glückliche Folge war. Wie wenig dem Kriege, so weit er bisher geführt worden war, irgend eine politische Idee zum Grunde lag, offenbarte sich darin, daß Rußland alle seine Eroberungen an die Pforte zurückgab, und der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere abermals entsagte. Asow, dieser Zankapfel, hatte das Schicksal — geschleift zu werden: eine Genugthuung, wie barbarische Völker sie sich unter einander geben. Eine ganz ähnliche Friedensbedingung war, daß Rußland nur in einer Entfernung von 30 Wersten von diesem Orte, die Pforte in gleicher Entfernung von Kuban, eine neue Festung sollte erbauen dürfen. Die Pforte gestand den russischen Souveränen den Kaisertitel zu, und bewilligte außerdem, daß die Saporoger Kosacken unter russischer Herrschaft blieben. Das Anziehende solcher Friedens-Artikel liegt darin, daß sie den Zivilisations-Grad der Kontrahirenden bezeichnen...

Friedrich Wilhelm der Erste ließ diese politischen Erscheinungen an sich vorübergehen, ohne sie einer großen Aufmerksamkeit zu würdigen. Was seine Gleichgültigkeit

gegen dieselben noch verstärkte, war sein Gesundheitszustand, welcher von einem Jahre zum andern bedenklicher wurde; die Wassersucht, an welcher er zu sterben bestimmt war, sprach sich je mehr und mehr aus. Nur der ärztlichen Kunst verdankte er die Frist, die ihm zu Theil wurde. Er starb den 31. Mai 1740. Doch, ehe wir von seinem Hintritt reden, müssen wir das Andenken an einen Gegenstand erneuern, der mehr, als alles, was sonst von diesem Könige ausging, dazu beigetragen hat, dem preußischen Staate den achtungswerthen Charakter zu geben, den er seitdem behauptet. Dies ist das eigenthümliche Verhältniß, worin Friedrich Wilhelm zu seiner Familie, vorzüglich aber zu seinem Nachfolger stand. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Welche Art von Antheil soll eine Regierung, als Verwalterin des öffentlichen Vermögens, an den Versuchen nehmen, die zur Belebung der Gewerbe und Künste gemacht werden?

Im Allgemeinen lassen sich alle Gewerbe und Künste als Anwendungen unserer wissenschaftlichen Einsichten betrachten, so daß Allem, was Tag für Tag in der Gesellschaft Nützliches oder Angenehmes vollbracht wird, die Beobachtungen und Erfahrungen der Gelehrten (dies Wort im ausgedehntesten Sinne genommen) zum Grunde liegen. Bei dem Allen läßt sich nicht läugnen, daß außer den Erfahrungen, welche die Wissenschaften in sich schließen, jedes Gewerbe, jede Kunst noch besondere Erfahrungen macht, welche nur von ihnen ausgehen und für ihre erfolgreiche Betreibung unentbehrlich sind. Ein Chemiker, der sich einbilden wollte, er könne, als solcher, ein Landgut mit Erfolg bewirthschaften, ohne vorher sehr praktische Kenntnisse vom Landbau erworben zu haben, würde sehr bald als ein verlachter Landwirth dastehen. Kein besseres Schicksal würde den gründlichsten Kenner der Mechanik treffen, wenn er sich unvorbereitet an die Spitze einer mechanischen Kunst stellen wollte. Und wie oft sahen wir die geübtesten Rechner scheitern, wenn sie, bei Anwendung des Kalkuls auf

die Baukunst, nicht die Erfahrung zu Rathe zogen! Hat wohl jemals ein bloßes Rechnen-Exempel ausgereicht, wenn es darauf ankam, zu bestimmen, welche Abänderungen oder Verbesserungen eintreten müßten, um die Wirkung einer Maschine, nach Maßgabe unvermeidlicher Reibungen, zu sichern? Sind wir über die Widerstandskraft des Eisens, des Holzes und aller übrigen Körper jemals anders, als durch die Erfahrung, belehrt worden? . . .

Es dürfte sich überhaupt schwer ausmitteln lassen, ob die Kunst mehr der Wissenschaft, oder die Wissenschaft mehr der Kunst zu verdanken habe. Nur so, wie das Verhältniß beider sich in der Zeit stellt, kann diese schwierige Frage einen Sinn haben; denn, da die Wissenschaft dem Menschen nicht angeboren wird, so liegt nichts noch mehr in der Natur der Dinge, als daß alles, was die Benennung der Wissenschaft zu führen verdient, das allmählige Produkt unendlicher Versuche auf dieselbe Weise sei, wie die Erdbeschreibung das Produkt aller der Reisen zu Lande und zu Wasser ist, welche die Menschen seit Jahrtausenden gemacht haben, um zu einer vollständigen Kenntniß des von ihnen bewohnten Planeten zu gelangen.

Daß alle Fortschritte in einer Kunst oder Wissenschaft das Resultat einer Unzahl von Entdeckungen und Erfindungen sind, die sich zum Theil in die Nacht der Zeiten verlieren, gewahrt man am sichersten, wenn man den Zustand einer Kunst oder Wissenschaft in verschiedenen Ländern, oder auch an verschiedenen Oertern beobachtet; denn nicht alle Länder, und eben so wenig alle Oerter, haben gleiche Veranlassung und Aufforderung, auf Fortschritte einzugehen, und wo es daran fehlt, pflanzen sich Vorurtheile,

schlechte Vollziehungs-Methoden, offenbare Schädlichkeiten sogar, von einer Generation zur andern fort, ohne daß sich absehen läßt, wo und wie sie ihr Ende finden werden. Was jedoch vor Allem in Anschlag gebracht werden muß, ist, daß alle menschliche Kunst und Wissenschaft in sich selbst etwas Unendliches ist, dergestalt, daß jeder neue Fortschritt in Folge einer hinzugekommenen Entdeckung und Erfindung, immer nur die Grundlage einer höheren Vollendung ist. Vor mehr als zwei Jahrhunderten erwarben Bacon und Galilei sich das Verdienst, unseren Einsichten dadurch größere Sicherheit zu geben, daß sie dieselben auf Beobachtung und Erfahrung gründeten; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß, seit dieser Zeit, die Summe der Erfindungen und Vervollkommnungen in Gewerben, Künsten und Wissenschaften sich ansehnlich vermehrt hat. Wie wenig bedeuten nun zwei Jahrhunderte im Leben des menschlichen Geschlechts! Es liegt aber außerdem in dem Wesen vermannichfaltigter Verrichtungen, daß sie die Veranlassung zu neuen Entdeckungen und Erfindungen vermehren. Die Aussicht auf noch größere Vervollkommnungen in Künsten und Wissenschaft ist also nichts weniger, als erträumt oder phantastisch; sie ist wirklich vorhanden, und dabei ist es als vollkommen gleichgültig zu betrachten, ob diese Vervollkommnungen sich mehr auf dem Wege der Praxis, oder auf dem der Theorie vollziehen: denn um sie zu Stande zu bringen, wird es immer eines richtigen Gedankens bedürfen, der das Bequemere an die Stelle des Unbequemeren, das Ergiebigere an die Stelle des Unergiebigeren, zu bringen versteht.

Was man von den Fortschritten der Gewerbe und

Künste auf die Rechnung des Zufalls bringt, dürfte um so weniger sich mit einer strengen Analyse vertragen, da schwerlich jemals ein Fortschritt gemacht worden ist, der sich nicht auf alle ihm vorangegangenen gestützt hätte. Wie dem auch sei: in den Gewerben und Künsten sind die Fortschritte meistens so unmerklich, daß es zu einer besonderen Aufgabe wird, über ihre Entstehung und Verkettung Auskunft zu geben. Von diesen Fortschritten ist hier indeß nicht die Rede; es wird darin immer nur sehr wenig beabsichtigt, und weil ihr Resultat gering ist, so gehen sie ganz im Stillen auf verwandte Werkstätten über, und leisten in denselben was sie können. Anders verhält es sich mit den Fortschritten, welche aus Versuchen hervorgehen, die nicht angestellt werden können, ohne daß man, für den Fall des Mißlingens, zu bedeutenden Opfern bereit ist. Wer nun soll diese Versuche machen? Unstreitig, wer sich dazu aufgelegt fühlt. Wer aber entschädigt ihn, wenn sie mißlingen? und wer gewährt Ersatz für die aufgewendeten Kosten, wenn sie gelingen? Neue Entdeckungen und Erfindungen werden, in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, nur allzu leicht die Beute gewandter Konkurrenten, und der Einzige, der zuletzt dabei gewinnt, ist — das Publikum. Von den vielen Manufakturisten, welche in Baumwolle arbeiten, seitdem ein gewisses Verfahren allgemein bekannt geworden ist, gewinnt der Einzelne nicht mehr, als die übrigen, wenn ihre Lage im Uebrigen gleich ist; allein das Publikum hat daraus den Vortheil gewonnen, daß es ehemals ganz unbekannte Baumwoll-Gewebe um einen sehr billigen Preis hat. Nach Erfahrungen dieser Art nun möchte man sich dahin entscheiden, daß es in gewerblichen Dingen eine Art

von Thorheit sei, sich kostspieligen Versuchen hinzugeben; denn, sind diese Versuche nicht erfolglos, so ist der, welcher sie anstellt, ohne Aussicht, irgend einen bedeutenden Gewinn davon zu ziehen.

Hiernach nun müßten alle Verbesserungen und Vervollkommnungen der Gewerbe unterbleiben. Wenn jedoch das Publikum von glücklichen Entdeckungen den meisten Gewinn hat: so ist es erlaubt, zu glauben, es sei keine Ungerechtigkeit, ihm die Kosten der ungewissen Versuche aufzubürden, mittels welcher jene allein errungen werden können. Wir wollen hiermit nichts weiter sagen, als daß es der natürlichen Billigkeit nicht widerspricht, wenn die Regierung, als Verwalterin des öffentlichen Vermögens, dergleichen Versuche bezahlt. Das Einzige, worüber das Publikum Ursache haben könnte sich zu beklagen, würde dann zum Vorschein kommen, wenn dieser Zweig der Verwaltung Männern anvertraut wäre, die nicht Verstand genug hätten, um die Wichtigkeit einer Entdeckung, oder auch die Albernheit eines vorgeschlagenen Mittels gehörig zu beurtheilen; denn dadurch würde das Publikum unnützen Ausgaben und unverantwortlichen Verlusten ausgesetzt werden.

Hier würde also die Maxime, „daß die Regierung sich nicht ohne Nachtheil mit der materiellen Produktion befassen könne," keinesweges anwendbar seyn. Denn bei Versuchen handelt es sich gar nicht um eigentlich sogenannte Produkte; es handelt sich vielmehr um Vervielfältigung der Produktions-Mittel und um Verbreitung einer Unterweisung, welche unter diesen Mitteln oben an steht. Und dies erinnert an einen Ausspruch Bacons von Verulam, der so viele andere nützliche Wahrheiten vorweg genommen

hat. „Fehlt es“ — so fragt er — „wohl jemals an Geld, um Späher auf die Beine zu bringen, wenn es darauf ankommt, das Geheimniß eines fremden Hofes zu entdecken? Warum also die Kosten eines Experiments bedauern, wenn es die Entschleierung von Geheimnissen der Natur gilt, welche für das Gedeihen des Handels und des ganzen Staats oft unendlich wichtiger sind? . . .“

Ist von Ackerbau die Rede, so zwecken die anzustellenden Versuche darauf ab, entweder neue Bestellungsarten, oder neue Nahrungsstoffe einzuführen. Durch Versuche ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß man in den Jahren der Brache, d. h. in den Jahren, wo man, nach einer alten Theorie, das Kornland unbestellt ließ, damit es sich erholen möchte, ihm Produkte anderer Art abgewinnen kann, die, ohne es im Mindesten zu erschöpfen, den Boden bekleiden, und das Vieh mästen. Anderen Versuchen verdanken wir die meisten Früchte und Gemüse, welche unsern Nahrungsmitteln Mannichfaltigkeit geben; vor allen die Kartoffel, welche in Ländern, die sie erzeugen, die Bevölkerung um mehrere Millionen vermehrt hat. Die Zahl der Forstbäume hat sich durch die Versuche, sie zu akklimatisiren, in einigen Ländern Europa's seit einem halben Jahrhundert verdoppelt; und es steht zu erwarten, daß man durch neue Versuche dahin gelangen werde, Gegenden, die bisher unbenutzt geblieben sind, fruchtbar und gewinnreich zu machen.

Eine der größten Schwierigkeiten bei landbaulichen Versuchen entspringt aus der langen Dauer der Erfahrungen. Die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten umfaßt ein ganzes Jahr; jeder Versuch, angenommen sogar, daß die

beste

beste Jahreszeit nicht ganz entgegen ist, nimmt also ein Jahr weg. Wenn eine Bestellungs-Methode, oder eine Fruchtart, dies Jahr nicht gelingt: so muß man das folgende zu neuen Versuchen abwarten, die nicht gemacht werden können, ohne, den Zeit- und Kapitals-Verlust gar nicht in Anschlag gebracht, die Boden-Rente für ein Jahr aufzuopfern. Will man mehre Versuche zugleich anstellen, so bedarf es eines geräumigeren Terrains; und dieses wird hauptsächlich dann unentbehrlich, wenn die landbaulichen Versuche in verschiedenen Boden-Naturen gemacht werden müssen.

Allen diesen Schwierigkeiten zum Trotz muß man sich für die Nützlichkeit landbaulicher Versuche erklären.

Ein Engländer, Namens Arthur Young war in der europäischen Welt der Erste, welcher die Idee von Muster- oder Experimental-Wirthschaften in Gang brachte. Er hatte in den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts eine Reise durch Frankreich, und auf derselben die Bemerkung gemacht, daß dies schöne Land in der Bodenkultur noch sehr weit hinter England zurück sei. Um ihm nun zu schnellen Fortschritten zu verhelfen, schlug er die Einführung von Pachthöfen vor, welche ausschließend für Versuche bestimmt wären. „Die Regierung — so drückte er sich aus — sollte Unterricht verbreiten, nicht durch Abfassung von Denkschriften, wohl aber durch Aufstellung einer Musterwirthschaft in jedem der großen Distrikte, welche der Verbesserung bedürfen. Die Kultur-Mittel, die man in Umlauf setzte, müßten nicht bloß den neuesten Begriffen entsprechen, sondern auch von allen Arten von Landwirthen, von den armen, wie von den reichen, leicht ange-

nommen werden können. Ein großer Pachthof in den weiten Ländereien der Bretagne gewählt, ein zweiter im Anjou, ein dritter in der Salogne, ein vierter in dem Bourbonischen, ein letzter in Guyenne, würden vollkommen ausreichen. Würden diese Pachthöfe nach den im Auslande bewährten Prinzipien bestellt; finge man damit an, die Schaafheerden und das Rindvieh zu vervielfältigen, und beide im Sommer auf die Weide zu treiben, im Winter im Stall zu füttern; säete man das Korn nicht eher, als bis man sich die Gewißheit verschafft hätte, daß es Aehren treiben könnte, die des französischen Bodens und Klima's würdig wären, d. h. das zehnte Korn gäben, statt des fünften oder sechsten, welches gegenwärtig üblich ist: so würden dergleichen Verbesserungen eben so unermeßlich als dauerhaft seyn . . ." Arthur Youngs guter Rath ist für Frankreich nicht ganz verloren gegangen; allein man ist bei der Einführung der Merinos stehen geblieben. Am wenigsten hat man für gut befunden die Musterwirthschaften in den zurückgebliebenen Provinzen anzulegen; und indem man lieber hat Produkte erzeugen, als Unterricht verbreiten wollen, ist man in den gemeinsamen Fehler aller Musterwirthschaften verfallen, welche das, was den Gewinn einer ganzen Provinz ausmachen sollte, nur allzu gern auf sich ableiten und hierdurch ihre Bestimmung verfehlen, die in nichts Anderem besteht, als im Experimentiren *).

---

*) Es scheint uns hier am rechten Orte, eine Anekdote mitzutheilen, welche die Regierung Napoleon Bonaparte's charakterisirt; Urheber derselben ist Herr François de Neufchateau in seiner „Denkschrift über die Art und Weise den Ackerbau zu lehren."

Als Minister des Innern gerieth Herr François de Neufchateau

In den Manufakturen hat es mit den Versuchen eine andere Bewandniß, als im Ackerbau: sie sind von geringer Dauer, können zum Theil im Kleinen angestellt und mit geringerem Aufwande wiederholt werden. Hierin liegt es auch unstreitig, daß die Fortschritte der Manufaktur-Betriebsamkeit rascher und mannichfaltiger gewesen sind, als die des Ackerbaus. Bei dem Allen, wie viele große

auf den glücklichen Gedanken, den Park und die Gebäude von Chambord zu einer großen Schule für den praktischen Ackerbau zu benutzen. Bonaparte, dem dieser Gedanke nicht mißfiel, forderte seinen Minister auf, die Vollziehungs-Mittel in einer Denkschrift zu entwickeln. Als diese Arbeit beendigt war, wurde die Denkschrift im Staatsrath vorgetragen. Die Mitglieder desselben vernahmen ihren Inhalt mit Erbauung; als jedoch Herr Franzois de Neufchateau an die Beschreibung des Schlosses Chambord kam, sahen jene darin nichts weiter, als fertige Kasernen, und ohne daß sie aufhörten die Idee einer so großen Schule zu loben, fiel ihr Entscheid dahin aus, „daß Chambrod ein militärischer Posten werden müsse." Bonaparte war einverstanden mit dem Urtheil seiner Schmeichler, trotz dem Umstande, daß Chambord in einer ungesunden Einöde gelegen ist, und von allen Seiten beherrscht wird. Seiner Versicherung nach legte der Urheber des philanthropischen Entwurfes sich die Frage vor: „Was kann aus Frankreich werden, wenn der größte Krieger, den es je gegeben hat, vorhersieht, daß Umstände eintreten können, wo ein Rückzug über die Loire unvermeidlich wird?" Mit Mühe unterdrückte er die Thränen, welche ihm darüber in die Augen kamen. Von einer großen Schule für den Ackerbau war fortan nicht weiter die Rede; ein Adjutant Bonaparte's gab jedoch in der Folge dem Urheber des Entwurfs zu verstehen, „daß er zu früh den Muth verloren habe, und daß, wenn er gescheidt genug gewesen wäre, seiner ackerbaulichen Kolonie eine militärische Wendung zu geben, alles nach Wunsch ausgefallen seyn würde." Man sieht in diesem Beispiele, an welchen Klippen die besten Ideen im Leben scheitern. Was wollte Herr Franzois de Neufchateau? Tüchtige Landwirthe erziehen. Was wollten Bonaparte und seine Schmeichler? Soldaten! Ließ sich beides vereinigen? Welche Frage! . . .

Manufakturen sind mit ihren weitläufigen Gebäuden, ihren zusammengesetzten Maschinen, ihren Schmelzöfen u. s. w. aufgegeben worden, nachdem sie viel gekostet hatten! Die Ausführung eines Versuchs im Großen, nachdem er im Kleinen vollkommen gelungen ist, bleibt ein gewagtes Ding. Eine kleine Maschine zeigt uns nie an, was eine große, nach demselben Plan erbaute Maschine für Wirkungen hervorbringen wird, und wir lernen diese Wirkungen immer erst kennen, nachdem wir sie eine längere Zeit beobachtet haben. Und hierin liegt ein neuer Beweis, daß Versuche, auf Kosten der Regierung gemacht, wenn sie nichts weiter sind, als Zugaben zu denjenigen, welche das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern bestimmt sind, in sehr vielen Fällen vom größten Nutzen für die Manufakturen seyn können.

In der Handels-Betriebsamkeit sind die Versuche nicht minder verderblich für Privatleute. Der Kaufmann, dessen ausschließende Bestimmung die leichte Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ist, darf dem Zufalle weit weniger vertrauen, als man wohl glaubt. Die Spekulation ist von seinem Wesen schwer zu trennen; soll aber seine Spekulation nicht fehlschlagen, so darf er sich nicht auf Dinge einlassen, deren Erfolg unsicher ist. Wer als Kaufmann z. B. voraussetzen wollte, daß Waaren, wie das europäische Bedürfniß in Luxus-Artikeln sie heischt, im spanischen Amerika Absatz finden müßten, würde, wenn er, dieser Voraussetzung gemäß, einen bedeutenden Theil seines Vermögens an diese Spekulation setzte, unfehlbar die Erfahrung machen, daß er sich geirrt habe, und darüber bankerot werden. So etwas erfolgte selbst für die geübten Kaufleute

Englands im Jahre 1824, wo sie die Märkte Chili's und Peru's mit Waaren überschwemmten, die um jeden Preis verkauft werden mußten, wenn man sie nicht zurückführen wollte; und die Folgen davon blieben nicht aus. Dem Kaufmann müssen also die Wege gebahnt werden. Und wer könnte diese besser bahnen, als die Regierung? Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß fast alle Entdeckungsreisen auf Kosten der Regierungen gemacht worden; sie gehören in die Kategorie der Unterweisung. Die brittische Regierung — sie, die sich so wesentlich von andern Regierungen unterscheidet — hat es nie an sich fehlen lassen, so oft es einen Aufwand für Entdeckungsreisen galt; und gerade dadurch ist die Behauptung Derer widerlegt, welche ausgesagt haben, sie begnüge sich damit, die Anstrengungen der Betriebsamkeit zu beschützen, ohne diese anzureizen. Eine Entdeckungsreise ist ein wahrer Vorschuß, dessen Früchte von Privatpersonen eingeerndtet werden. Die Pflanzen und die Thiere, welche Seefahrer aus entfernten Gegenden mitbringen, und in der Heimath zu naturalisiren suchen, können als Ergebnisse agrikultorischer Versuche betrachtet werden; und was verhindert uns, in jeder großen Reise zugleich einen Fortschritt für die Wissenschaften und einen Versuch zur Verbesserung des Ackerbaus und des Handels wahrzunehmen? Wer die ersten Auslagen, die sich an dergleichen Unternehmungen knüpfen, als unfruchtbar bejammern wollte, würde dadurch nur beweisen, daß er sich nicht über die Scholle, auf welcher er geboren ist, zu erheben versteht.

Wir haben jetzt noch eine Frage zu beantworten, welche dahin ausgedrückt werden muß:

„Wiefern thut eine Regierung wohl daran, sich der-jenigen Künste anzunehmen, welche die schönen genannt werden, weil die lebendigere Empfindung des Schönen ihr ausschließendes Prinzip ist?"

Muß in dieser Sache, wie in jeder andern, die Wahrheit entscheiden: so ist vor allen Dingen zu bemerken, daß es für die vorzugsweise sogenannten schönen Künste Epochen giebt, wo alles sie begünstigt, weil der Zivilisations-Grad, auf welchem sich eine größere Abtheilung der menschlichen Gesellschaft befindet, nur für sie vorhanden ist, oder in ihnen seinen Ausdruck findet. Für die Griechen reichte diese Epoche bis zur Gründung der Schule von Alexandrien; und wenn man behauptet, daß ihr ganzer gesellschaftlicher Zustand mit der Grundlage, die ihm in der Sklaverei eigen war, zur Hervorbringung dieses Phänomens erforderlich gewesen sei, so hat man die Wahrheit nur vollständiger auf seiner Seite. Ist jedoch Poesie die Blüthe des menschlichen Geistes, so ist Wissenschaft die Frucht dieser Blüthe. Die Formen des Schönen sind nicht unendlich; und haben Jahrhunderte aus dieser Quelle geschöpft, und bedecken zahlreiche Denkmäler den Raum, wo es den Künsten erlaubt ist ihre Werke aufzuführen: so wird es täglich schwieriger, Gedanken aufzufinden, welche zugleich neu und schön sind. Von jetzt an beginnt die Epoche des Nützlichen, des Guten, des Wissenschaftlichen. So lange sie noch nicht eingetreten ist, bedarf es weder der Kunst-Akademien, noch der Musäen, noch der Ausstellungen und des ganzen Aufwandes, der sich an alle diese Verrichtungen knüpft. Ist sie dagegen eingetreten, so sind die genannten Verrichtungen wohl im Stande, gewisse Fertigkeiten,

die das Werk einer langen Uebung sind, festzuhalten; allein über den schöpferischen Geist der Kunst vermögen sie so viel als gar nichts, weil dieser seine Nahrung in Dingen findet, über welche eine Regierung nichts vermag, sofern sie mit Zuständen zusammenhängen, über welche das allgemeine Entwickelungsgesetz allein gebietet. Wer möchte läugnen, daß die Griechen in ihrem Polytheismus eine fast unerschöpfliche Fundgrube für Kunst-Produktionen aller Art hatten? Und wer möchte bestreiten, daß diese Fundgrube sich zum zweiten Male bildete, als der Polytheismus der alten Welt sich, während des Mittelalters, in der Hierarchie der christ-katholischen Heiligen darstellte? Woraus aber soll die Kunst ihre Ideale schöpfen, wenn sie ihre Anregungen nicht in herrschenden Vorstellungen findet, die sie zu begeistern vermögen? Was nun das gegenwärtige Zeitalter betrifft, so hat es seinen Charakter ausschließend in einer weit getriebenen Theilung der Arbeit. Aber diese Wunderquelle des Gedeihens, wenn man nichts weiter in Betracht zieht, als das materielle und sittliche Wohlseyn der Völker — welche Ursache der Unfruchtbarkeit ist sie für die Genüsse der Einbildungskraft! Alles, was auf einer niedrigen Stufe der Kultur den Menschen umgiebt, weckt Erinnerungen in ihm, und beschäftigt zugleich seine Fantasie und sein Empfindungsvermögen. Wie ganz anders ist die Lage dessen, der in der europäischen Welt dem neunzehnten Jahrhundert angehört! Alles, was ihn umgiebt, ist das Werk von tausend unbekannten Händen, und gelangt zu ihm entkleidet von allen Empfindungen, von allen Zurückerinnerungen. Vermöge der Arbeitstheilung wiederholt der Mensch unaufhörlich dieselben Verrichtungen,

und sieht sein Daseyn beschränkt auf einen engen Umkreis, worin er sich nur bewegt, um hervorzubringen und zu verzehren. Sein Gefühl der Vernunft, seine Einbildungskraft dem prüfenden Verstande unterwerfend, entsagt er fast jeden Augenblick irgend einer Täuschung; und in demselben Maße, worin er aufhört, Dichter und Künstler zu seyn, wird er immer strengerer Beurtheiler. Gesättigt von dem Bilde des bekannten Schönen, will er nur neuen Schönheiten seinen Beifall geben; und indem er diese vergeblich in den Werken der Kunst sucht, kettet er sich je mehr und mehr an das, was ihm positive Ergebnisse gewährt, d. h. er kettet sich an die Wissenschaften und das Gewerbe. Und so endigt das Gute damit, daß es das Schöne entthront.

„So wäre denn" — wird man sagen — „keine neue Epoche für die Poesie und die ihr verwandten schönen Künste denkbar, und alles, was auf verschiedenen Punkten der europäischen Welt theils zur Erhaltung einer bereits gewonnenen Fertigkeit, theils zur Herbeiführung einer neuen Kunst-Epoche angeordnet und vorbereitet ist, durchaus vergeblich und als reine Verschwendung zu betrachten?"

Wir sind nicht der Meinung, daß man zu einer solchen Folgerung berechtigt sei. Die Wirkungen, welche eine weit getriebene Theilung der Arbeit bis auf unsere Zeiten hervorgebracht hat, sind nicht die letzten, welche daraus hervorgehen können. Nein, nicht zu ihrem Unglück ist die Gesellschaft, unter der Leitung ihrer Vorsteher, durch Arbeiten und Leiden aller Art dahin gelangt, daß sie die materielle Welt erobert und alle physischen Genußmittel vermehrt hat. Der Gelehrte, der Künstler, der Sittenlehrer, der

Gesetzgeber sind ihr, zum Dank dafür, die Eroberungen schuldig, welche die Menschheit in allen übrigen Richtungen gemacht hat; sie sind verpflichtet, ganz vorzüglich für sie zu arbeiten, weil sie am meisten der Erziehung und der sittlichen Genüsse bedarf. Hierin nun offenbart sich das Ziel, welchem die Theilung der Arbeit entgegen strebt. Nur weil dies Ziel noch verkannt wird, sind die gesellschaftlichen Erscheinungen das, was sie sind; nur hierin liegt der jetzt noch vorherrschende Charakter des Individualismus ausgesprochen. Dem wird aber nicht immer so seyn.

Nie ist die Entwickelung der menschlichen Gesellschaften auf eine anhaltende, d. h. ununterbrochene Weise erfolgt, wohl aber unter Wechsel-Phasen, welche eine neuere Schule *) als organische und als kritische Epochen der Menschheit sehr glücklich bezeichnet hat. Alle organische Epochen haben gleich abstrakte Charaktere; und eben so verhält es sich mit allen kritischen Epochen. In jenen begreift die Menschheit, daß sie eine Bestimmung hat; und aus dieser Thatsache geht für die gesellschaftliche Thätigkeit eine Tendenz hervor, die man nur durch harmonisch bezeichnen kann. In diesen, welche nicht eher eintreten, als bis das Dogma, das eine organische Epoche konstituirt hatte, erschöpft ist, vermißt die Menschheit eine Bestimmung; Erziehung und Gesetzgebung sind ungewiß über ihren Zweck, und stellen sich unablässig dar als im Widerspruch mit den Sitten, den Gewohnheiten und den Bedürfnissen der Gesellschaft. Die kritischen Epochen werden aber um

*) Die St. Simonianer.

so unerträglicher, je mehr die Gesellschaft in ihnen auseinander geht und sich in ihre Bestandtheile auflöset. Hierin nun gerade liegt die konstante Aufforderung zu ihrer Zurückverwandelung in eine neue organische Epoche; eine Aufforderung, welcher über kurz oder lang genügt wird, weil der Kritizismus einen Zustand mit sich führt, worin die Gesellschaft nicht ausdauern kann.

Wer möchte nun daran zweifeln, daß, nachdem die kritische Epoche mehr als vier Jahrhunderte für die europäische Welt angehalten hat, eine neue organische Epoche im Anzuge sei, die, wie früh oder wie spät sie sich auch vollenden möge, sich darin getreu bleiben wird, daß sich in ihr alles zur Harmonie gestaltet? Mit ihrem Eintritt schlägt auch die Stunde für eine neue Wirksamkeit der schönen Künste. Ganz unstreitig werden diese bis dahin ihre Gegenstände verändert haben; allein sind es denn diese, die ihr Wesen bestimmen? Gegenwärtig kaum noch mehr, als bloße Spiele einer technischen Geschicklichkeit, werden sie wieder werden, was sie zu seyn billig nie aufhören sollten: Sprache der Sympathie, welche die Menschen bestimmt, ihren Privat-Vortheil in dem allgemeinen Vortheil zu suchen.

Setzt man nun eine neue organische Epoche mit derjenigen Sicherheit voraus, wozu man durch eine schärfere Beobachtung des Entwickelungsganges des menschlichen Geschlechts berechtigt ist: so begreift man auf der Stelle, weßhalb die Vorkehrungen aller Art, welche theils zur Erhaltung, theils zur Belebung der schönen Künste getroffen worden sind, nicht als vergeblich und überflüssig

betrachtet werden können. Leisten sie nichts weiter, so dienen sie wenigstens zur Bewahrung der technischen Fertigkeit, ohne welche man von vorn anfangen müßte, wenn es, vielleicht nach einem Jahrhundert, darauf ankommen sollte, einen höheren Flug zu nehmen, und sich in ganz neuen Formen zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück
aus einer
Charakteristik Georgs des Vierten, Königs von England *).

(Aus No. XXVII. der Westminster Review.)

In der Regierung, welche gemeinhin die konstitutionelle Monarchie Englands genannt wird, ist die Rolle, welche von dem Monarchen gespielt werden kann, von

*) Mit der Mittheilung dieses Bruchstücks verbinden wir nicht den Zweck, unsere Leser mit einem strengen Urtheil über den zuletzt verstorbenen König von England bekannt zu machen; denn welcher Kenner dessen, was, seit den letzten zwanzig Jahren, in und außer England geschehen ist, wird darin etwas Neues und Ueberraschendes finden? Was uns allein bestimmt hat, dies Bruchstück für unsere Leser zu übersetzen, ist die Ansicht, welche der Urheber desselben — wer er auch seyn möge — von den Wirkungen der brittischen Verfassung hat, wenn er von ihr aussagt, daß sie dem Monarchen für die Vollbringung alles Guten fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg lege. Ist irgend etwas im Stande, die Konstitutionellen der gegenwärtigen Zeit zur Besinnung zu bringen, so ist es, glauben wir, das Bekenntniß dieses Engländers, der nicht undeutlich zu erkennen giebt, daß, durch die seit dem Jahre 1688 in England getroffenen Einrichtungen, Dynastie und Volk gleich sehr zu Grunde gerichtet sind. In Wahrheit, was kann dabei herauskommen, daß man einem Könige für die Vollbringung des Bösen — so wird es ausgedrückt — Hände und Füße bindet, wenn man ihn dadurch zugleich unfähig macht, das Gute zu thun, d. h. wenn man ihn als ein sittliches Wesen neutralisirt? Es würde keine leichte Aufgabe

einer ganz besonderen Beschaffenheit. Wünscht er Gutes zu vollbringen, so findet er, daß die größte Vorsicht, außerdem aber Arbeit und Talent erforderlich sind, um seine guten Absichten ins Werk zu richten; sind dagegen seine Wünsche auf das Böse gerichtet, so ist, bis zu einer gewissen Gränze, nichts leichter, als die Erfüllung derselben. Sollte zufällig ein philosophischer und menschenfreundlicher König den Thron besteigen: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sein Verlangen dahin gehen werde, die Ausgaben der Regierung zu vermindern, das Volk zu erziehen, dies Volk von dem Drucke tyrannischer Gesetze zu befreien und es von der grausamen Herrschaft der Reichen zu erlösen. Er würde wünschen, daß Gerechtigkeit in dem Bereiche Aller sei, und gleichmäßig unter Allen vertheilt werde; die Jagdgesetze, so wie die Obrigkeiten, welche über die Vollziehung derselben wachen, würden Gegenstände des Ab-

seyn, die vier George, welche seit dem Jahre 1714 in England die vorgeschriebene Königsrolle gespielt haben, so von einander zu unterscheiden, daß dem einen ein höherer Grad von Achtung zu Theil werden könnte, als dem andern; allein, was muß als die letzte Ursache dieser Erscheinung betrachtet werden? Was Anderes als die Bill of rights, oder die Konstitution von 1688, welche keinem dieser George eine bessere Wahl ließ, als in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten, ohne jemals zu fragen, was daraus sowohl für sein Geschlecht als für das brittische Volk hervorgehen werde? Glücklicherweise ist allem Fehlerhaften ein Ziel gesetzt, worüber es nicht hinaus kann. Der Kulminations-Punkt ist für Englands gepriesene Verfassung erreicht; und welches auch die Krisen seyn mögen, welche die in Rede stehende Reformbill herbeizuführen nicht verfehlen kann: so läßt sich doch mit großer Zuverlässigkeit vorhersagen, daß sie mit der Wiederherstellung einer wahrhaft königlichen Autorität endigen werden, so daß Georg IV., in sittlicher Beziehung, der letzte seiner Gattung seyn wird.

scheu's für ihn seyn. Rechtspflege in Quartalsitzungen, wie den Einfluß jeder örtlichen Aristokratie, würde er zu zerstören wünschen. Diese Mißbräuche jedoch, und hundert andere, würden, weil sie mächtige Stützen haben, nicht durch die Mittel irgend eines Monarchen ohne ernstliche Mühe und ohne Störung für ihn selbst, abgestellt werden können; die Aristokratie würde wider ihn ins Feld rücken, ihm das Leben zu einer Bürde machen, und ihn nöthigen, sich in die Arme des Volks zu werfen. Auf der andern Seite hat in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, wo das Volk einige Gewalt errungen hat, die Bedrückung eine Gränze. Es ist bisher eben nicht schwer gewesen, es durch Erpressung von enormen Summen, welche der Aristokratie zu Gute gekommen sind, zu zermalmen; allein jeder Schritt, welcher über diese Gränze hinaus versucht würde, könnte nur Gefahr bringen. Das Volk in Unterwerfung zu erhalten, ist demnach eine schwierige Aufgabe; und der König, der dies versuchen, oder der Aristokratie, die es wirklich versuchte, seinen Beistand leisten wollte, würde in seinem Frieden durch das Geschrei des Volks eben so gestört werden, wie er durch das Geschrei der Aristokratie gestört werden würde, wenn er das Gute zu thun bemüht wäre. Wer demnach nur sein persönliches Wohl bezweckt und gleichgültig gegen seine Pflicht ist, wird eine Diagonale beschreiben: er wird mit der Aristokratie die Beute theilen, welche das Volk gewohnt ist, ruhig herzugeben; er wird jene unterstützen in allen den Bedrückungen, welche geduldig ertragen werden, sich dafür aber der Theilnahme an allen den Kränkungen enthalten, die seine eigene Ruhe in Gefahr bringen könnten. Mit Einem Worte, er wird

weder die Aristokratie dadurch erbittern, daß er das Gute thut, noch das Volk durch ungewöhnliche Versuche, das Böse zu thun, wider sich aufbringen.

Georg der Vierte war, seinem Wesen nach, ein Liebhaber persönlicher Bequemlichkeit. Während der letzten Jahre seines Lebens schien eine ungestörte Befriedigung gewisser Sinnengenüsse den einzigen Zweck seines Daseyns auszumachen. Obgleich seine ganze Gemüthsstimmung einen stolzen Despoten-Charakter ankündigte, und obgleich er, dem zufolge, unbedingten Gehorsam gegen seinen Willen liebte und suchte: so gab doch seine Liebe zur Bequemlichkeit den Ausschlag über diese, so wie über viele andere Leidenschaften, und bestimmte ihn, jene Diagonale, von welcher so eben die Rede gewesen ist, zu beschreiben. Es wurde eine Art von Abkommen getroffen: seine Liebe zur Gewalt erhielt Befriedigung dadurch, daß Diejenigen, die sich ihm näherten, ein servile Betragen annahmen, und sich, dem Anscheine nach, zu Sklaven seines Willens machten, während seine Bequemlichkeitsliebe sorgfältig verschont wurde, dadurch, daß man jeden heftigen Zusammenstoß mit dem öffentlichen Willen vermied. Das Leben, das er bis zum Antritt der Regentschaft geführt hatte, hatte (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) alle Triebfedern seines Daseyns erschlafft; seine Thatkraft, geistige sowohl als körperliche, war, wo nicht gänzlich, doch in einem hohen Maße zerstört; so wie das Alter ihn je mehr und mehr beschlich, traten die Wirkungen seiner früheren Ungebundenheit hervor in seiner zunehmenden Furcht vor irgend einer Störung seiner Ruhe. Sein Leben war, in der That, das eines alten Mannes geworden, welcher den Geschmack für geräuschvollen

Sinnengenuß verloren, und die geistigen Genüsse nie gekannt hat.

Mit dieser kränklichen Liebe zur Bequemlichkeit oder dieser Furcht vor Unruhen gelangte er zur Gewalt. Mehre Jahre lang war dies, zwar ein starkes, doch nicht ein vorherrschendes Gefühl. In den Jahren der Regentschaft manifestirte er also eine weit stärkere Geneigtheit, in der Unterdrückung des Volks auf eine gefahrvolle Weise vorzuschreiten, als in späterer Zeit. In Lord Londonderry hatte er einen thätigen Gehülfen für jeden Entwurf, der zur Mißhandlung der großen Menge gemacht wurde.

Die sechs verrufenen Polizei-Gesetze gingen durch das Parliament — Manchesters Einwohner wurden gemetzelt — man heckte Komplotte aus, um Beschwerliche zu bestrafen und über die Seite zu schaffen, und die, welche nicht unter dem Schwerte der Dragoner fielen, wurden durch Urthel und Rechtsspruch aufgeopfert; man packte Geschworne zusammen, um diejenigen zu verdammen, die gegen dies Verfahren schrieen; Spione wurden gebraucht; Schrecken herrschte durchs ganze Land; das Vertrauen, selbst des Privat-Lebens, wurde erschüttert, und nie sah man in England Zeiten größeren Elendes, größerer Furcht, größeren Zweifels. In einem, für das Volk sehr günstigen Augenblick beging Lord Londonderry einen Selbstmord, und der König, jetzt der Unterstützung dieses so kühnen als bösen Ministers beraubt, war noch immer genöthigt, den Kampf des Despotismus zu kämpfen. Doch das Alter kam jetzt über ihn, und seine Liebe zur Bequemlichkeit hatte nicht wenig zugenommen. Er fand, daß er in den früheren Strei-

tigkeiten mit dem Volke kaum noch mehr gewonnen hatte, als allgemeine Mißbilligung. Seine größten Bewunderer gestehen, „daß er ausnehmend unpopulär war;“ so lautet ihr mildernder Ausdruck. Welche Vortheile auch die Aristokratie von diesen Kämpfen eingeerntet haben mochte, für ihn selbst war die Folge — dies sah er nur allzu deutlich — widerwärtig, um nicht zu sagen gefährlich. Der öffentliche Unwille wurde mit jedem Augenblick vernehmlicher: — Tag für Tag steigerte das vollständiger unterrichtete Volk seine Forderungen, einiger mit sich selbst, stätiger, ungeduldig sogar in seinem Widerstande. Dem täglich wachsenden Strome einen Damm entgegen zu setzen, erforderte einen Mann, fest in seinem Vorsatze, reich an Hülfsmitteln, gleichgültig für Gefahr, eben so gleichgültig für Störung. Georg der Vierte, hinfällig in seinem allzu frühen Greisenalter, war einer solchen Aufgabe am wenigsten gewachsen. Er beschloß daher, so weit er selbst betheiligt war, einen ganz anderen Weg einzuschlagen und jeden gefährlichen Zusammenstoß zu vermeiden. Sein Ministerium, in diesem Wunsche mit ihm einverstanden, ergriff mildere Maßregeln; und da die Aristokratie selbst durch den entschlossenen Widerstand des Volks eingeschreckt war, so fand das friedliche Verfahren wenig Widerspruch. In dieser Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen ist nichts zu bewundern, während in dem ihr vorangegangenen Despotismus sehr viel enthalten ist, was den strengsten Tadel verdient. Das Prinzip des einen Theils des königlichen Benehmens war dasselbe, das auch für den andern Theil galt: ihn leitete das Verlangen nach persönlicher Bequem-

lichkeit; die Wohlfahrt des Volks kam dabei gar nicht in Betrachtung. So lange man die Meinung hegte, daß in der Unterdrückung nichts Gefährliches oder Widerwärtiges liege, wurde Unterdrückung geübt; sobald jedoch Bestürzung über die Unterdrücker kam, sah sich das Volk auf einige Zeit erleichtert. Ist dies nun wohl der Zweck, um dessentwillen eine Regierung oder ein Regent eingesetzt wird? Sollen sie Lob einernten, weil sie sich der Missethat enthalten und unnütz sind? „Quale autem beneficium est, quod te abstenueris nefario scelere?" So aber steht es für immer um der Regierung dieses Landes. So lange sie grausam und unterdrückend ist, findet sie Bewunderung für den Muth, womit sie den gefährlichen Forderungen eines mißgeleiteten Volks widersteht; und wenn der längere Widerstand gegen eben diese Forderungen unmöglich geworden ist, dann machen dieselben Gebieter Anspruch auf gleiche Bewunderung wegen der Liberalität ihres Verfahrens. Sie mögen also lasterhaft seyn, oder ungern und gezwungen in wohlthätige Veränderungen einwilligen, und folglich rein unnütz seyn: so verlangen sie Lob, und erhalten dergleichen nur allzu oft.

Ehe wir vorschreiten in der Erörterung solcher Gegenstände, welche den verstorbenen König in seiner Persönlichkeit berühren, wird es nicht unstatthaft seyn, einige Bemerkungen über den Umfang zu machen, worin die, während seiner Regierung vollbrachten Kriegshandlungen als solche betrachtet werden dürfen, welche mit seinem Charakter als Suverän in Verbindung stehen; denn die Sprache, welche, so oft von diesen und anderen merkwürdigen Begebenheiten die Rede ist, geführt wird, ist ganz dazu ge-

macht, die allerirrthümlichsten Meinungen zu unterhalten. Wenn, unter der Regierung eines gegebenen Königs, Begebenheiten Statt gefunden haben, welche für „ruhmvoll" gelten: so wird die Regierung selbst eine „ruhmvolle" genannt; und vermöge eines sehr natürlichen Ueberganges, wendet man dies Epitheton auf den Monarchen selbst an. Sofern nun dies Sache einer formellen Observanz ist, mag es hingehen, als etwas, woraus kein Nachtheil erwachsen wird. Wenn jedoch, wie es nur allzu oft der Fall ist, Leute zu dem Glauben bethört werden, daß der Charakter des Königs, durch die während seiner Regierung erfolgten Begebenheiten, d. h. durch Begebenheiten, an welchen er nicht den geringsten Antheil genommen hat, affizirt werde: dann kann und wird aus dieser Anwendung von Epitheten ein ernstliches Uebel entspringen. Es kann geschehen — und der Fall ist sehr häufig dagewesen — daß unter der Regierung eines Monarchen, der von eingeschränktem Verstand ist oder zum Bösen hinneigt, Dinge geschehen, Entdeckungen gemacht worden sind, welche sehr wesentlich zum Besten des von ihm regierten Landes beigetragen haben. Wird nun der Monarch, trotz seines tadelnswerthen Wandels, in Folge dieser wohlthätigen Handlungen und Entdeckungen für bewundernswürdig ausgegeben: so werden alle unsere Begriffe von Recht und Unrecht verdreht; es schleicht sich ein falscher und rein erdichteter Maßstab für alles Sittliche ein. Nichts ist daher unumgänglicher, als diejenigen Handlungen, an welchen der Monarch Theil nahm, von denjenigen zu sondern, an welchen er keinen Antheil hatte, und über ihn nur nach den erstern zu richten.

So wurden, während der Regierung Georgs des Vierten, von dem brittischen Heere mannichfaltige Beweise außerordentlicher Tapferkeit, und von einigen unserer Generale Beweise großer militärischer Geschicklichkeit gegeben; da jedoch der König keinen Antheil daran hatte, so kommen sie auch seinem Ansehn nicht zu Statten, und am wenigsten ist man ihm dafür persönliche Bewunderung schuldig. Allerdings kann er an den Feldzugs-Entwürfen, welche von seinen Ministern ausgingen, seinen Theil haben; dafür fehlt es aber an jedem Beweis, so wie auch nicht erwiesen werden kann, daß die Entwürfe, so weit sie den Antheil der Minister in sich schließen, preiswürdig seien. Was die Leitung eines Feldzuges betrifft, so liegt auf flacher Hand, daß alles daraus entspringende Lob dem General und seinem Heere gebührt. So gebührt z. B. Georg dem Vierten keine Bewunderung dafür, daß der Herzog von Wellington zu Waterloo nicht völlig von Napoleon überwältigt wurde, und daß die Soldaten des brittischen Heeres durch ihren unbeßieglichen Muth dem Schicksal des Tages eine andere Wendung gaben *). Dieser Sieg steht mit der, Georg dem Vierten gebührenden Achtung eben so wenig in Verbindung, wie die Spinn-Maschine von Arkwright, wie die Rettungs-Lampe von Davy, wie das Bevölkerungs-Prinzip von Malthus, oder das Prinzip des auswärtigen Handels von Ricardo. Der König ist von dem militärischen Ruf eben so gesondert, wie von dem philosophischen.

*) Kenner der Zeitgeschichte wissen, daß auch diese ungemeine Tapferkeit nichts geleistet haben würde, wenn das Preußische Heer dem französischen nicht in die Flanken und in den Rücken gedrungen wäre. Anm. d. Herausg.

Dieselben Bemerkungen gelten hinsichtlich der mannichfaltigen Versuche, welche in den letzten Jahren zur Verbesserung der Gesetze gemacht worden sind. Was in diesen Versuchen dem Ansehn der Minister zu Gute kommt, muß auf die Rechnung des Herrn Peel gesetzt werden. Höheres Lob gebührt Denen, welche, einer sich durch mehre Jahre hinziehenden Opposition und Verachtung zum Trotz, die schlechte Beschaffenheit unserer Gesetze ins Licht stellten, und dadurch, daß sie das Verlangen nach Verbesserung verbreiteten, die Regierung nöthigten, Hand an das schwierige Werk zu legen. Man ziehe von diesem Verdienst denjenigen Theil ab, welcher Herrn Bentham, dem Sir Samuel Romilly und Herrn Peel gebührt: was bleibt alsdann übrig für Se. Majestät? Nun, Se. Majestät existirte, als die Reform begonnen wurde. Doch auf gleiche Weise existirte die St. Pauls-Kirche. Er kann also nur für das historische Zeichen gelten, an welchem die Zeiten der Reformen erkannt werden können; auch dürfte dies der einzige Dienst seyn, den er bei dieser Gelegenheit geleistet hat.

Die katholische Emanzipation, welche als ein Beispiel der Liberalität des Königs angeführt werden wird, ist auf gleiche Weise ein Akt, der, obgleich unter seiner Regierung vollbracht, nicht ihm zur Ehre gereicht. Die Maßregel selbst war im höchsten Grade wohlthätig, und indem das Ministerium dem Drange der Umstände nachgab, verdient es einiges Lob wegen seiner Politik — doch, auch nur wegen dieser. So lange die Maßregel hinausgeschoben werden konnte, wurde sie hinausgeschoben, und erst als die Opposition gefährlich zu werden begonnen hatte, wurde die Emanzipation genehmigt; denn das Prinzip unserer Regie-

rung ist nicht etwa, das mögliche Gute zu thun, den Bedürfnissen des Volks entgegen zu kommen, oder wohl gar durch Verbesserungen vorzugreifen, wohl aber sich jedem Fortschritt standhaft zu widersetzen, jedes verderbliche Privilegium so hartnäckig zu vertheidigen, wie immer möglich, und sich zur Erweisung von Wohlthaten stets zwingen zu lassen. Wie es sich nun auch mit dem in der katholischen Sache verdienten Lobe verhalten möge: erwiesen ist, daß die Emanzipation, als Maßregel genommen, dem Könige von seinen Ministern abgerungen werden mußte, daß er nur durch den Schrecken zur Nachgiebigkeit vermocht wurde, und daß er nicht eher aufhörte, gegen die Maßregel zu intriguiren, als bis die durchgegangen war. Der Antheil, den er wirklich an dem Verfahren nahm, schloß nichts in sich, was der öffentlichen Billigung werth wäre.

Läßt man nun alles zur Seite, woran der König keinen Theil hatte: so darf gefragt werden, was ihm denn zuletzt zugeschrieben werden müsse?

Der König verfolgte, zur Befriedigung seiner Privat-Neigungen, die verstorbene Königin, und es fehlte nicht viel daran, daß er darüber das ganze Königreich in Flammen setzte. Der König, um in einem Schauspiel eine Rolle zu spielen, brachte mit beispielloser Verschwendung eine Krönung in Gang. Der König vergeudete unermeßliche Summen für den Ausbau von Carlton-House, das in der Folge niedergerissen wurde; er verschwendete auch einige Hunderttausend Pfund Sterl. zur Wiederherstellung des St. James-Palastes, den er nicht ein halbes Dutzend Male besuchte. Noch weit mehr verwendete er auf die Reparatur von Windsor-Castle, welches ihn nur wenige Mo-

nate vor seinem Tode in sich aufnahm. Zuletzt bauete er auch Buckingham-Palast wieder auf, der jedoch unvollendet blieb. Der letzte Einfall erschien seinen sämmtlichen Ministern als ein unverantwortlicher Angriff auf die Taschen des Volks. Dieser Katalog kindischer und dabei verbrecherischer Verschwendung könnte noch vermehrt werden, wenn man alles anführen wollte, was der Auspuß seiner Haus-Truppen, die Verzierung seiner Paläste und Hütten, die Anlegung seiner Fischteiche u. s. w. gekostet haben.

So verhielt es sich mit den persönlichen Handlungen des verstorbenen Königs. Wenn zukünftige Zeitalter seinen Namen mit Ehrerbietung nennen und seine Thaten als ehrenvoll für die Menschheit betrachten wollen: so sind dies die Thatsachen, die ihren Beifall rechtfertigen müssen. Wie man auch seinen Charakter auffassen möge: nie wird er die Achtung des menschlichen Geschlechts in Anspruch nehmen, weil er erhabene Gefühle in sich schloß; weil er in der Erfüllung der großen Pflichten seines Berufs streng, und als Herrscher mäßig, gerecht und arbeitsam war; weil er den Privat-Nutzen dem öffentlichen Vortheil unterzuordnen verstand; weil er groß war von Seiten des Geistes, und die für das Haupt einer großen Nation erforderlichen Kenntnisse besaß; weil er, in der Fürsorge für das öffentliche Wohl, seine müssigen Stunden einem Studium zuwendete, das seine Einsicht hätte erweitern können; weil er, in seinem Privatleben, ein strahlendes Beispiel von Selbstbeherrschung, von Pflichttreue und von untadelichem oder edelem Geschmack gegeben hatte. Dies sind n i c h t die Quellen, aus wel-

chen Georg der Vierte Beifall ableiten könnte, oder abzuleiten verdiente. Will die Nachwelt seinem Andenken ihren Beifall zuwenden: so bleibt das Geschäft, den Grund, auf welchem dieser Beifall ruhen kann, aufzufinden, ihren Bemühungen und ihrem Scharfsinne überlassen.

Spanien
nach
dem gegenwärtigen Zustande
seiner
Bevölkerung, seines Ackerbaus, seiner Manufakturen und seines Handels, seiner Wissenschaften und Künste, seiner Regierung und seiner Rechtspflege.

(Aus dem Englischen.)

Es giebt in Europa kein Land, dessen Bevölkerung so arge Fluktuationen erfahren hätte und in Vergleich zu dem, was es in früheren Zeiten in dieser Hinsicht darstellte, so zurückgewichen wäre, wie Spanien. Im Großen genommen ist dies die zusammengesetzte Wirkung einer großen Mannichfaltigkeit von Ursachen gewesen; denn wenige derselben würden dazu schwerlich ausgereicht haben. Vor allen muß der Invasion gedacht werden, welche 711 von Afrika her erfolgte; denn nicht mit Unrecht betrachtet man sie als den ersten Anfang der darauf folgenden Abnahme der Bevölkerung. Darauf folgen die ansteckenden Fieber und Seuchen, welche, zu verschiedenen Zeiten, die südlichen Provinzen und andere Theile des Königreichs heimgesucht haben. Sodann die inneren Kriege, welche sieben Jahrhunderte hindurch zwischen den Mauren und den christlichen Bewohnern wütheten: Kriege, welche ihren Anfang mit dem

neunten Jahrhundert nahmen und am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts mit der Eroberung von Granada endigten. Im sechzehnten und siebzehnten die Vertreibung von drei Millionen Juden und Mauren! Hierzu die Vernachlässigung des Ackerbaus und die schlechte Leitung der Handels-Unternehmungen in Folge der Eroberung Amerika's; die verderblichen Wirkungen einer schlechten Regierung und einer niederdrückenden Religion, welche bewaffnet ist mit einem für die Expansiv-Kraft des menschlichen Geistes so gefährlichen Werkzeuge, wie die Inquisition! Wie könnte man die Räubereien der afrikanischen Korsaren mit Stillschweigen übergehen, sie, welche auf die Entvölkerung der Südküsten so bedeutend hingewirkt haben? Wie endlich die Institutionen der Mesta, der Mayorazgos und Presidios, die, wie wir weiter unten zeigen werden, so stark zur Befestigung und Verstärkung jener Uebel beigetragen haben, welche die Grundlage der National-Betriebsamkeit erschütterten und die Möglichkeit einer Verbesserung aufhoben? Eigentlich sind dies nur wenige von den Ursachen, welche die Abnahme der Bevölkerung bewirkt haben. Die meisten derselben dauern noch immer fort; und wiewohl ihre Wirksamkeit von einer Zeit zur andern unterbrochen ist, so kann doch nur eine Radikal-Reform in dem System der Gesetzgebung, Regierung und Politik bewirken, daß Spanien nicht in das tiefste Elend versinkt, das jemals über eine Nation zusammengeschlagen hat.

Die zunächst folgenden Details über die Bevölkerung dieses Landes in den verschiedenen Perioden der Monarchie, werden die außerordentlichen Schwankungen nachweisen, welche diese erfahren hat; und durch Vergleichung dieser

Schwankungen mit den oben erwähnten Ursachen der Entvölkerung wird der Leser sich befähigt fühlen, zu urtheilen über die Methode, wodurch sie bewirkt worden ist.

Der gemeinen Ueberlieferung zufolge, enthielt Spanien unter den Römern 40,000,000 Einwohner; doch, hierin eine übertriebene Angabe erkennend, wollen wir dieselbe auf die Hälfte, also auf 20,000,000 herabsetzen. Am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts stand es, verschiedenen spanischen Schriftstellern gemäß, um die Bevölkerung, wie folgt: nämlich die Staaten von Castilien 11,000,000; die Staaten von Aragon 7,700,000; das Königreich Granada 3,000,000; zusammen 21,7000,000. Doch auch diese Angabe ist, wie die erste, wahrscheinlich übertrieben; und deßhalb kommen wir mit Laborde darin überein, daß die Bevölkerung, in der letztern Periode, nicht hinausgegangen sei über 16,000,000. Unter Ferdinand und Isabella, am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts, belief sie sich, denselben Autoritäten zufolge, auf fast 20,000,000; doch eine genauere Abschätzung bringt sie zurück auf etwa 15,000,000. In dem Jahre 1688 betrug sie 10,000,000; im Jahre 1700, beim Tode Karls des Zweiten, 8,000,000; im Jahre 1715, unter Philipp dem Fünften, 6,000,000; im Jahre 1768, unter Karl dem Dritten, 9,307,804; im Jahre 1787 und 1788, dem letzten Regierungsjahre Karls des Dritten, 10,143,975. Zufolge der Zählung, welche in den Jahren 1797 und 1798 angestellt wurde, ging die Bevölkerung hinaus über 12,000,000. Es folgt hieraus, daß, von den Zeiten der Römer an bis zum Jahre 1715, die Bevölkerung Spaniens standhaft in folgenden Verhältnissen abgenommen hat, nämlich: von den Zeiten der

Römer bis zum Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts (eine Periode von ungefähr 1000 Jahren) 4,000,000; vom Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Schlusse des funfzehnten (eine Periode von 100 Jahren) 1,500,000; vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1688 (eine Periode von etwas weniger als 200 Jahren) beinahe 5,000,000; vom Jahre 1688 bis zum Jahre 1700, d. h. in 12 Jahren, 2,000,000; und vom Jahre 1700 bis 1715 (funfzehn Jahre) wieder 2,000,000. Wiederum wuchs eben diese Bevölkerung von 1715 bis 1768 (in einem Zeitraum von 53 Jahren) um 3,307,804; von dem Jahre 1768 bis 1788 (20 Jahre) um 836,171; von der letzten Periode bis zum Jahre 1806 fast über 2,000,000. Der Gesammtzuwachs von 1715 bis zum Jahre 1806 geht demnach hinaus über 6,000,000. In dem Diccionario Geografico Miniano's wird die Bevölkerung Spaniens für das Jahr 1826 abgeschätzt auf 13,732,172, welches seit dem Jahre 1715, d. h. in hundert und eilf Jahren einen Zuwachs von 7,732,172 geben würde; und selbst diese Abschätzung wird als hinter der Wahrheit zurückgeblieben betrachtet. Nimmt man jedoch die Zählung von 1826 als die stärkste Annäherung an die Wahrheit, so würde die Bevölkerung Spaniens, verglichen mit der Oberfläche dieses Landes (145,100 englische Geviertmeilen) ungefähr 90½ auf die Geviertmeile geben, d. h. sehr wenig mehr als die Hälfte der Zahl, welche in Frankreich und in England auf demselben Raum angetroffen werden, obgleich beide Länder hinsichtlich des Klima's, der Fruchtbarkeit des Bodens und anderer natürlichen Vorzüge weit hinter Spanien zurückstehen.

Was nun die Theilung der Bevölkerung betrifft, welche eine von den hervorstechendsten Ursachen des Verfalls der National-Betriebsamkeit in Spanien bildet: so wird durch eine im Jahre 1802 bekannt gewordene und von Laborde für zuverlässig erklärte Angabe ein bedeutendes Licht auf diesen Gegenstand geworfen. Angenommen, daß die ganze Bevölkerung des Königreichs, damals 10,409,879, oder 300,000 mehr als die Zählung von 1788, und 1,600,000 weniger als die von 1797 betrug, was, ohne alle Widerrede, eine irrthümliche Voraussetzung ist: so gewährt diese Angabe nachfolgende bezügliche Theilung, welche, mit Bezug auf den einmal angenommenen Total-Belauf, der Wahrheit sehr nahe zu kommen scheint. Von den 10,409,879 Individuen beiderlei Geschlechts waren 5,204,187 männliche und 5,205,692 weibliche; so daß das Gleichgewicht beider Geschlechter beinahe vollständig war. Von den Männern waren 3,257,022 Wittwer, Junggesellen und Geistliche; von den Weibern 3,262,196 Nonnen, Wittwen und Expektantinnen, welche sich der Vorsehung vertrauten. Der übrig bleibende Theil, bestehend aus 3,890,661 bestand demnach aus Verheiratheten. Aus dieser Angabe geht hervor, daß es damals 6,519,218 Individuen beiderlei Geschlechts in Spanien gab, welche zur Bevölkerung gar nichts beitrugen, oder wenigstens als solche betrachtet wurden, die in dieser Beziehung unproduktiv wären. Von der Zahl der Geistlichen zu reden, wird sich weiter unten die Gelegenheit finden. Inzwischen darf nicht unbemerkt bleiben, daß, abgesehen von einem Viertel der Bevölkerung, welches aus Personen besteht, die von ihrem Eigenthum leben, ohne irgend etwas zu thun, Spanien, nach dem Zensus von

1797, 100,000 Individuen enthielt, welche als Smuggler, Räuber, Piraten und den Gefängnissen oder Garnisonen entsprungene Mörder existirten; ferner etwa 4000 Offizianten, bestimmt, jene einzufangen, oder Einverständnisse mit ihnen zu unterhalten; ferner ungefähr 300,000 Bediente, von welchen mehr als 100,000 unbeschäftigt und ihren Mitteln überlassen sind; ferner 60,000 Studenten, von welchen die meisten betteln und des Nachts Almosen erpressen unter dem Vorwande, sich Bücher anzuschaffen; und wenn wir zu dieser melancholischen Liste noch 100,000 Bettler hinzufügen, welche von 60,000 Mönchen vor den Klosterthüren ernährt werden, so wird sich finden, daß in der Periode, von welcher hier die Rede ist, in Spanien beinahe 600,000 Personen existirten, welche weder für den Ackerbau noch für die mechanischen Künste von irgend einem Nutzen waren, und folglich nur als gefährlich für die Gesellschaft in Betracht gezogen werden konnten. Nachdem wir nun diese und andere nothwendige Abzüge gemacht haben, finden wir, daß übrig bleiben: 1) 964,571 Taglöhner; 2) 917,197 Bauern; 3) 310,739 Handwerker und Manufakturisten; 4) 34,339 Kaufleute, welche zusammen durch ihre produktiven Anstrengungen 11,000,000 Einwohner zu unterhalten haben. Diese Resultate, welche, mutatis mutandis, eben so anwendbar sind auf die gegenwärtige Zeit, wie auf diejenige, für welche sie gezogen wurden, geben einen gesellschaftlichen Zustand, welcher in der Wurzel so verderbt und unheilbar ist, daß jeder Gedanke an Regeneration Verzweiflung in sich schließt. Müssiggang ist die National-Sünde in Spanien; — und mit einer Bevölkerung, welche konstitutionsmäßig der Arbeit abgeneigt

und nur darauf bedacht ist, ihre Subsistenz durch andere Mittel, als ehrsame Betriebsamkeit, zu finden; mit einer Regierung, welche das Werk der Brutifikation durch alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel betreibt, und obgleich allmächtig für das Böse, durchaus ohnmächtig für das Gute ist; endlich mit einer vorherrschenden Priesterschaft, welche in allen Städten, Dörfern und Hütten des Königreichs umherschwärmt, und mitten unter dem allgemeinen Elende sich mästet mit dem Mark des Landes, das sie in Knechtschaft und geistiger Finsterniß erhält — mit solchen Elementen Hand ans Werk zu legen, mit solchen Mächten des Bösen, die zu beseitigen sind, mit solch' einem Zwischengewebe von Laster, Verderbniß und Vorurtheil, das durchbrochen werden soll, muß der, welcher es unternimmt, das täglich immer mehr um sich greifende, täglich sich tiefer einfressende Geschwür des unglücklichen Spaniens zu heilen, ein kühner Arzt seyn. Gewöhnliche Mittel sind nicht länger anwendbar, und die Anwendung heftiger Mittel könnte nur eine letzte Kur bewirken, und würde eine Krisis herbeiführen, an welche sich nicht ohne Schauder denken läßt.

So viel von Spaniens Bevölkerung und den Verhältnissen in denselben.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Ackerbau dieses Landes, und zu den Einrichtungen und Gesetzen, die sich an denselben knüpfen.

Kein Land in Europa ist so allgemein fruchtbar, wie Spanien, keins vereinigt zu allen Jahreszeiten so viel Vorzüge; gleichwohl ist in keinem der Ackerbau so weit zurück, so vernachlässigt, wie in Spanien. Ohne Zweifel haben

mehre Ursachen dahin gewirkt, diese Kalamität zu erzeugen; doch ist eine der vornehmsten die besondere Natur der Bedingungen, unter welchen Landeigenthum in diesem Lande gestattet ist. Drei Viertel der ganzen Territorial-Oberfläche Spaniens, die der Kirche zugehörigen Ländereien mit inbegriffen, sind unzertheilbar und bestehen in unveräußerlichen Mayorazgos. Dieser Ausdruck, abgeleitet von dem Worte Mayor, Erstgeboren, schließt, in voller Strenge genommen, in sich das Recht, das der Erstgeborne einer Familie besitzt, ein gewisses Eigenthum, unter der Bedingung zu erben, daß er es ganz und unvermindert Denjenigen hinterlassen wird, die es nach seinem Hintritt mit demselben Rechte besitzen werden. Doch Gebrauch und Gewohnheit haben dem Ausdruck Mayorazgo oder Majorat, eine ausgedehntere Bedeutung gegeben. Denn, wiewohl es eigentlich nur das Erbfolgerecht für einen, in Kraft der Primogenitur auf immer in Lehn verwandelten Landsitz andeutet: so ist es doch dahin gekommen, daß es, noch außerdem, die Ursache bezeichnet, welche das Recht oder den Zufall der Geburt, das Eigenthum, welches ihrer Wirksamkeit unterworfen ist, den wirklichen Besitzer dieses Eigenthums, und selbst die Person, welche in der Erbfolge-Ordnung die nächste ist, hervorbringt.

Es giebt fünf Arten von Mayorazgos oder Majoraten. Zuerst die agnacion rigurosa, welche die Erbfolge auf die männlichen Descendenten in gerader Linie beschränkt, mit gänzlicher Ausschließung der Weiber. Zweitens die agnacion artificiosa, nach welcher die männlichen Erben in gerader Linie sukzediren, und wenn es daran fehlen sollte,

die

die männlichen, welche in der weiblichen Linie dem Grade nach die nächsten sind. Drittens die agnacion de masculinidad, welche die Erbfolge auf die Männlichen und die Weiblichen der männlichen Linie beschränkt. Viertens la regulare, welche Männliche und Weibliche zur Erbfolge beruft, die letztern nach den erstern, jeden nach seinem Grade, so daß zuerst die Söhne nach der Geburtsordnung, dann die Töchter, dann die Collateral-Männlichen im nächsten Grade, und hierauf die Weiblichen in demselben Grade u. s. w. folgen. Fünftens das Saltuario, welches diejenigen beruft, welche in ihrer Person die von dem Stifter des Majorats festgestellten Eigenschaften und Bedingungen vereinigen, ohne daß die Rede ist von einer besonderen Abkunfts-Linie. Die meisten Majorate sind eingeführt zu Gunsten der Erstgebornen; doch giebt es auch einige für die Nachgebornen, und in manchen Familien trifft man Haupt- und Neben-Majorate an. Das erstere gehört ohne Ausnahme dem Erstgebornen; das zweite kann nie in derselben Person mit dem ersten vereinigt werden und fällt daher auf den zweiten Sohn; doch, wenn dieser, nach dem Hintritt seines älteren Bruders, zum Erben des Haupt-Majorats wird, so muß er auf das Neben-Majorat verzichten, welches alsdann auf den dritten Sohn oder auf denjenigen übergeht, welcher in der Erbfolge-Ordnung oder Feststellung der nächste ist.

Eigenthum in Form des Majorats kann von dem Besitzer nicht veräußert, verkauft, verschenkt oder getheilt werden, weder zu Gunsten einer Frau, noch zu Gunsten solcher Kinder, die nicht zur Erbfolge berufen sind; mit andern Worten, es ist ein strenges Lehngut, konstituirt fast

nach denselben Prinzipien, wie die schottischen Tailzies, doch zugleich Bedingungen und Beschränkungen unterworfen, welche, wo möglich, noch abgeschmackter und verderblicher sind, das Letztere sowohl für den Inhaber, als für das Land im Großen. Es ist indeß hergebracht, eine viudedád (Witthum) oder Aennuitat für die Wittwen der Majorats-Besitzer, oder für die Wittwer solcher Frauen, deren Vermögen in Majoraten besteht, auszuwerfen. Gewöhnlich beträgt es den sechsten Theil des Einkommens vom Majorat; es hört jedoch als Pension auf, sobald eine zweite Verheirathung Statt findet; und da die Gesetze, dies Verhältniß betreffend, höchst schwankend sind, so wird es zur Ursache höchst kostspieliger und in die Länge gezogener Prozesse. Alle Gründe zu Streit und Unfrieden können indeß dadurch vermieden werden, daß der Besitzer eines Majorats förmlich erklärt: „er willige in ein Witthum;“ in welchem Falle der Rath von Castilien ein Dekret erläßt, wodurch die beantragte Cession sanktionirt wird. Es trifft sich bisweilen, daß ein Majorat mit zwei bis drei Witthümern belastet ist. Angenommen, daß eine Frau, die im Besitz eines Majorats ist, stirbt: so wird ihr Gemahl zu einem Wittwer-Gehalt berechtigt, und das Majorat geht auf den nächsten Erben über; doch wenn auch dieser oder diese stirbt, und eine Wittwe oder einen Wittwer hinterläßt, so sind diese zu einem zweiten Witthum berechtigt, und so bei der nächsten Erbfolge. In diesem Falle erhält der Inhaber des ersten Witthums den sechsten Theil von dem ganzen Einkommen; der Inhaber des zweiten erhält den sechsten Theil des übrig gebliebenen Einkommens, und der Inhaber des dritten den sechsten Theil dessen, was nach

Abzug beider übrig bleibt, so daß drei Witthümer fünf Zwölftel des ganzen Einkommens vom Majorat verschlingen. Wenn der Besitzer des ersten Witthums stirbt, oder sich wieder verheirathet, so kommt sein Jahrgehalt dem Besitzer des zweiten zu Gute, der es als Zuschuß zu dem seinigen so lange behält, als er lebt oder unverheirathet bleibt. In Spanien sind seit der Epoche ihrer ersten Einführung so viel Majorate gestiftet worden, daß es wenig Familien giebt, die darin nicht befangen wären. Fast gar kein Besitz von Grund und Boden ist frei von den Banden dieser Einrichtungen. Ihren Ursprung hatten diese in dem Verlangen einiger großen Häuser, ihren Familien-Namen zu verewigen, und ein, ihrem Range und Würde entsprechendes Vermögen zu bewahren; und da dies Beispiel sehr schnell von dem Ueberreste des Adels befolgt wurde (einer Klasse, welche in allen Ländern mehr oder weniger den Ton angiebt und die Mode bestimmt): so dehnte es seinen verderblichen Einfluß selbst auf diejenigen aus, welche, weil sie keine erbliche Würde zu behaupten hatten, einer abgeschmackten und lächerlichen Eitelkeit Raum gaben auf Kosten der Natur, des gemeinen Menschenverstandes und ihrer jüngeren Kinder.

Die von Majoraten herrührenden Nachtheile sind so groß, daß es wenig fruchten würde, ihr Fortschreiten zu hemmen, wofern nicht andere mächtigere Rettungsmittel in Anwendung gebracht werden. Zuvörderst empfinden die Familien, zu deren Gunsten sie ursprünglich eingeführt wurden, ihre niederdrückende und verderbliche Wirkungen; und vornehmlich hat sich bewährt, daß, anstatt großen Häusern Fortdauer zu geben, was der ursprüngliche Zweck dieser

Institution war, dies Vererbungs-System sehr mächtig zum Aussterben derselben beigetragen hat. Denn, wenn der männliche Erbe für einen Grad oder Geschlechtsfolge fehlt: so geht das Eigenthum der Familie, vermittels der weiblichen Erben, auf ganz Fremde über, während die Collateral-Zweige in einem Zustande der Dürftigkeit und Dunkelheit verbleiben, und zuletzt wegsterben und vergessen werden. Und selbst in dem gewöhnlicheren Falle, wo das Eigenthum ganz in die Hände des ältesten Sohnes übergeht, werden die auf eine elende, vom Gesetz auf 6 Pf. St. festgestellte Pension zurückgesetzten Brüder und Schwestern zu Abhängigen und Bettlern, während der Adel, weil er erblich und bleibend ist, sich so lange theilt, verzweigt, vervielfältigt und ausartet, bis unter den niedrigsten Klassen der Gesellschaft, wohin vor allen die Asturischen Wasserträger und die Lastträger Galliziens gerechnet werden müssen, die Abkömmlinge berühmter Familien angetroffen werden, und Unglückliche, welche, gleich den Hunden, auf dem Straßenpflaster schlafen, unverwerfliche Beweise von ihrer Abkunft und Verwandschaft geben können. Zweitens wird die Aufrechthaltung der Häuser und Güter, so wie der allgemeine Fortschritt des Ackerbaus, in einem hohen Maße verhindert durch dies nachtheilige Vererbungs-System. Diejenigen Besitzer von Majoraten, welche kinderlos sind, können nur geringen Antheil nehmen an der Erhaltung von Gütern, die sie nur für ihre Lebenszeit besitzen, und sind folglich sehr wenig geneigt, sich Entbehrungen aufzulegen zu Gunsten entfernter Collateral-Erben, mit welchen sie nicht selten, ja, möchten wir sagen, anhaltend auf einem schlechten Fuße leben. Der einzige Zweck, und in der

That die anhaltende Beschäftigung eines solchen Majorats-Besitzers ist, während seiner Lebenszeit so viel, als immer möglich, aus den Gütern zu ziehen, und wenn der gesetzliche aber entfernte Erbe ein Gegenstand seines Abscheus geworden ist (was unter solchen Umständen fast niemals ausbleibt) den Werth der Erbschaft durch alle die Mittel zu vermindern, welche zu diesem Endzweck mit Sicherheit angewendet werden können. Daher geschieht es, daß auf Majorats-Gütern die Gebäude zerfallen, und daß die Ländereien aufs Kläglichste verwahrloset werden. „Von der Bidassoa an bis Cadiz" — sagt Herr Faure in seinen „Zurückerinnerungen" *) — „findet man kein einziges hübsches Besitzthum. Wenn man in Andalusien mitten auf dem Felde ein Obdach (cortijo) baut: so verdient es nicht den Namen eines Hauses; seine Wände, weiß angestrichen, um die Hitze einer brennenden Sonne zu reflektiren, werden von keinem einzigen Baum beschattet, auch findet man nirgends irgend ein Grün, das einen Schatten gewähren könnte. Hiernach nun läßt sich beurtheilen, was für die Felder von denen gethan wird, die sich so sorglos in Dingen beweisen, die ihnen vor Augen liegen." (S. 86.)

Eine Lehre, hergeleitet aus dem römischen Recht und von allen praktischen Juristen Spaniens vertheidigt, hat ferner nicht wenig beigetragen, den Verfall des Ackerbau's zu beschleunigen, und die an dem Majorats-Besitz klebenden Nachtheile zu verstärken. Dieser Lehre zufolge ist der

*) Der volle Titel dieses Werks ist: Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs réligieux et monarchiques. Par P. d. Faure, médecin des Hospitaux militaires etc. Paris 1831. 8vo.

Majorats-Erbe nicht verpflichtet, die von seinem Vorgänger gewährten Pacht-Kontrakte beizubehalten; „denn" — sagen die Gesetzkundigen — „da er nicht Erbe ist, so können frühere Verpflichtungen keine Verbindlichkeit haben." Daher nun hat die Maxime, daß Pacht-Kontrakte mit dem Tode des Verpachters zu Ende gehen, seit langer Zeit in Spanien Gesetzeskraft. Die Folge davon ist, daß Pachtungen nur selten länger, als auf vier Jahre, bewilligt werden; und selbst diese kurze Verpflichtungen sind unsicher, da der Tod des Verpachters den Pächter jeden Augenblick außer Besitz bringen kann, selbst während der Pachtzeit, da wenigstens der Eintritt in einem neuen Kontrakt mit dem Erbfolger im Gute nothwendig geworden ist. Bei einem solchen System sollte man sich nicht sowohl darüber wundern, daß der Ackerbau auf einer sehr niedrigen Stufe steht, als vielmehr darüber, daß irgend ein Theil des Grundes und Bodens bestellt wird; vor allem, wenn man in Betracht zieht den unterdrückenden Charakter der Regierung, die gänzliche Unwirksamkeit der Gesetze, die daraus herfließende Unsicherheit des Eigenthums, und am meisten den unmäßigen Betrag der Steuern. Der öffentliche Vortheil erfordert, wie schon Jovellanos bemerkt hat, daß die Besitzer von Majoraten die Macht haben, lange Pachtzeiten zu bewilligen, sogar auf Erbpacht auszuthun. Dies ist das erste Heilmittel, das angewendet werden muß; und es ist das einzige, das dem Boden Kapital zuwendet, die Betriebsamkeit spornt und den Weg zu Verbesserungen bahnt, deren dies schöne Land in einem so hohen Grade empfänglich ist. Ewiges Lehn ist in der That nicht verträglich mit einem Kontrakt, welcher die Veräußerlichkeit der Grund-

stücke voraussetzt; doch könnte nur Gutes daraus hervorgehen, wenn man den Majoratsherren die Erlaubniß ertheilte, eine so abgemessene Veräußerung zu Stande zu bringen, daß, während der Familie das Lehngut erhalten würde, ein reichlicheres Einkommen gesichert und die Einzahlung desselben gewährleistet wäre durch die Verantwortlichkeit des Kapitalisten, an welchen man auf diese Weise veräußert hätte.

Endlich sind die Majorate nicht weniger verderblich für den sittlichen Charakter und die guten Gewohnheiten eines Volks, als für das Gedeihen des Landes. Sie befördern den Müssiggang, der die National-Sünde in Spanien, und zugleich die vornehmste Ursache der Entartung und der Geistesschwäche ist, welche die höheren Klassen fast allgemein charakterisiren. Ein Sohn, welcher weiß, daß er der Nachfolger seines Vaters im Gutsbesitz werden muß, ein Bruder oder ein Neffe, welcher auf die Nachfolge des Bruders oder des Oheims harrt, sind sehr wenig geneigt, in der Zwischenzeit durch persönliche Anstrengungen unabhängig zu werden. Im Gegentheil, sie verleben ihre Tage in Indolenz und Unthätigkeit; sie machen Schulden, die sie zu zahlen gar nicht gemeint sind; sie kommen ihrer langweiligen Existenz wohl gar zu Hülfe durch lasterhafte und herabwürdigende Gewohnheiten, und versinken zuletzt in eine solche Geistesschwäche, welche sie unfähig macht zu allem, nur nicht daß sie aufhören können, Werkzeuge verschmitzter Priester und Sklaven kirchlicher Gaukelei zu seyn.

Das Majorats-System hat demnach eine natürliche Tendenz, zum wenigsten Einen in der Familie zum Narren zu machen; und wenn man erwägt, daß dieser Narr

von Gesetzes wegen bekleidet ist mit allem Eigenthum, während seine Brüder und Schwestern, nach dem Tode ihres Vaters, in die Welt gestoßen werden mit so jämmerlichen Ausstattungen, welche in den meisten Fällen nicht zur Fristung des physischen Daseyns ausreichen: so bedarf es wohl keines anderweitigen Beweises, um alle Welt zu überzeugen, daß ein solches System dem Familien-Glück eben so entgegen ist, wie den Prinzipien natürlicher Gerechtigkeit, und der Wohlfahrt des Landes im Allgemeinen. Den jüngeren Gliedern der Familie muß der älteste Sohn erscheinen als ein Gegenstand des Neides, wenn nicht des Hasses; und wenn irgend ein Ueberrest von natürlicher Zuneigung über die Wirkungen eines so verruchten Gesetzes triumphirt, so werden Vernunft und die kläglichen Realitäten hoffnungsloser Verlassenheit sich bald vereinigen, jenen Ueberrest zu zerstören. In jedem Betracht ist also die Institution der Majorate überaus verderblich. Sie hat die Familien, die sie unterstützen und vereinigen sollte, zu Grunde gerichtet; sie hat den Ackerbau in einem Lande vernichtet, wo der Boden üppige Fruchtbarkeit in sich schließt und das Klima die Produktionen jeder Gegend zur Reife bringt; sie hat das National-Laster — die Trägheit — begünstigt; sie hat die Zuneigungen und Liebesdienste, welche das Glück der Familien ausmachen, in der Wurzel zerstört, so wie die Ehre unserer Natur und die Schutzwehr der Gesellschaft.

Ein anderer Fluch, der auf Spanien drückt, ist die Mesta. Diese Benennung führt eine inkorporirte Gesellschaft von Eigenthümern wandernder Schaafe; und diese Gesellschaft ist ausgestattet mit einer solchen Fülle aus-

schließender Vorrechte, welche dem Interesse des Ackerbau's im höchsten Grade nachtheilig ist. Diese Mesta hob um das Jahr 1556 mit einer Allianz zwischen den Berg- und den Thalbewohnern Spaniens an, und der Zweck dieser Allianz war kein anderer, als ihre Heerden von kleinem und großen Vieh unter den Schutz der Gesetze zu stellen. Im Verlauf der Zeit brachte sie es durch anhaltendes Sollizitiren und allmähliges Umsichgreifen dahin, daß sie nicht bloß den Graswuchs des ganzen Königreichs monopolisirte, sondern auch das schönste Ackerland in offene Weide verwandelte. Auf diese Weise zerstörte sie das Rindvieh, das im Stall gehalten wurde, und versetzte dem Ackerbau und der Bevölkerung des Landes einen tödlichen Streich. Dieser monströse Verein besteht aus einflußreichen Adelichen, und Mitgliedern reicher Klöster und geistlicher Kapitel, welche, kraft angemaßter Privilegien, das Recht, ihre Heerden auf alle Weideländer des Königreichs zu führen, in Anspruch nehmen und ausüben, und dabei fast ganz frei von allen Auslagen sind für das von ihnen verbrauchte Gras. Noch mehr: dieser Verein hat bewirkt, daß seine Privilegien einen besondern Kodex bilden, welcher betitelt ist: Leyes y Ordenanzas de la Mesta. Er hat auch eigene Tribunäle errichtet, um jeden Abbruch, der seinen angeblichen Rechten geschieht, nach Belieben zu bestrafen; und der Thatsache nach genießt er ein vollkommnes Weide-Monopol, und folglich den Vorzug des Wollhandels in Spanien. Die Zahl der wandernden Schaafe, welche diesem Vereine angehören, ist in verschiedenen Zeiten sehr ungleich gewesen. Im sechzehnten Jahrhundert belief sie sich im Durchschnitt auf etwa sieben Millionen; zu Anfange des siebzehnten

Jahrhunderts war sie zurückgegangen auf drittehalb; zu Ende desselben Jahrhunderts erhob sie sich auf vier Millionen; während des achtzehnten Jahrhunderts betrug sie zwischen vier und fünf Millionen, und gegenwärtig soll sie sich auf fünf Millionen belaufen, d. h. auf die Hälfte sämmtlicher Schaafheerden Spaniens. Vergeblich würden wir die Geschichte des Monopols, selbst in Ländern, wo es am meisten beschützt worden ist, durchforschen, um etwas aufzufinden, das dieser monströsen und betrügerischen Usurpation an den Rechten und dem Eigenthum einer ganzen Nation zur Seite gestellt werden könnte; und die Wahrheit zu gestehen, die öffentliche Meinung in ganz Spanien ist der Mesta entgegen, indem jeder Landeigenthümer die Nachtheile derselben empfindet, und seinem Unwillen Luft machen würde, wenn ihm dies gestattet wäre.

Die Beschwerden, zu welchen das Verfahren der Mesta Veranlassung giebt, sind, in der That, zahlreich und ernstlich. Zuvörderst ist die Zahl der Personen, welche sie gebraucht, sehr groß; denn sie beläuft sich, je nach den Umständen, auf vierzig bis funfzig, und selbst auf sechzig Tausend, und da diese meistens solchen Provinzen entnommen werden, wo die zur Bestellung des Bodens erforderliche Kraft sehr mangelhaft ist, so gehen für den Staat, sofern es auf Beförderung des Ackerbau's und der Bevölkerung ankommt, eben so viele verloren, und zwar in Lagen, wo sie am wenigsten entbehrt werden können. Zweitens, ein unermeßlicher Umfang von höchst fruchtbarem Boden wird von der Mesta in Weideland verwandelt, und bringt vergleichungsweise gar nichts hervor; die Folge davon aber ist, daß die Bewohner solcher Gegenden unbeschäftigt blei-

ben, d. h. der Mittel, ihre Bedürfnisse auf eine anständige Weise zu befriedigen, beraubt, und zur Smuggelei, zum Straßenraub und zu andern gesetzwidrigen Handlungen getrieben werden, bloß um ein erbetteltes Daseyn zu gewinnen. Drittens werden die Ländereien, welche der, von den Heerden beschriebenen Bahn am nächsten liegen, auf der Reise nach und von den Bergen um so bedeutender beschädigt, weil die Heerden in der Regel ungemein stark sind (bis auf 10,000 eine jede); und dies geschieht, ohne daß irgend ein Ersatz Statt findet: denn es ist eine bekannte Sache, daß die Landeigenthümer vergeblich über dergleichen Mißbräuche schreien, und eben so vergeblich Vergütung und Entschädigung von den Mitgliedern dieses mächtigen und bevorrechteten Vereines verlangen. Viertens werden die Gemein-Hütungen, welche auf der Linie des Weges liegen, gleichmäßig während dieser periodischen Wanderungen verheert, so daß die, den benachbarten Plätzen angehörigen Heerden kaum irgend eine Nahrung finden, wenn die der Mesta ihnen vorangegangen sind. Fünftens sind die dem Vereine angehörigen Heerden gänzlich unbenutzbar für ackerbauliche Zwecke, indem man sie niemals auf Pflugland einpferchet, und sie folglich nichts beitragen zur Befruchtung des Bodens. Endlich werden die Führer und Schäfer der Mesta an allen Oertern, welche sie durchziehen, mehr gefürchtet, als Räuber und Diebe; denn sie üben einen unerträglichen Despotismus, in Folge des Privilegiums, das ihnen ertheilt ist, Jeden, den sie beleidigen wollen, vor das Tribunal des Vereins zu ziehen, dessen Entscheidungen, wie sich ganz von selbst versteht, stets zum Vortheil der Diener sind. Diese Bedrückungen haben, seit unfürdenk-

lichen Zeiten, die stärksten Protestationen gegen dieselben in Gang gebracht; und in einem an den Rath von Castilien, im Jahre 1795, von einem Mitgliede desselben, Don Gaspar Melchior de Jovellanos, erstatteten Berichte wurden sie mit einer solchen Stärke der Beweisführung auseinandergesetzt, daß sie in jedem anderen Lande, als Spanien, unwiderstehlich gewesen seyn würden. In diesem bewundernswürdigen Berichte, welcher eine von den besten Abhandlungen bildet, die jemals über verschiedene Zweige der Staatswirthschaft zum Vorschein gekommen sind, beschließt der Verfasser seine meisterhafte Auseinandersetzung der von der Mesta verübten Unbilden mit folgenden Worten:

„Ich habe Alles gesagt, und die Sache selbst springt so in die Augen, daß Sie nicht umhin können, ein schnelles Urtheil zu fällen, wodurch dieser mächtige Verein aufgelöset, seine Privilegien vernichtet, seine Anordnungen zerstört und seine unterdrückenden Tribunäle aufgehoben werden. Nur so kann das Uebereinkommen zwischen Adlichen und Mönchen verschwinden; mit ihm das Daseyn von Schäfern, welche unter der achtbaren Sanktion der Obrigkeit unerlaubten Schacher treiben. Sie würden aufhören unsere zu Grunde gerichteten Landbauer zu schrecken, und mit ihnen würde der ganze Schwarm von Alcaldes, Entregadors, Quadrilliers und Achagueros *) verschwinden, welche, im Namen des Vereins, den Landmann zu allen Zeiten und an allen Orten quälen und zur Verzweiflung

*) Benennungen für die Richter und Offizianten, welche unter dem Befehle der Mesta in Folge ihrer ausschließenden Privilegien stehen.

treiben. Dies würde die glückliche Wirkung hervorbringen, daß eine Stallfütterung möglich würde: der Landbau würde frei werden, das Eigenthum seine Rechte zurückerobern, und Vernunft und Gerechtigkeit in ihre Wirkungskreise wieder eintreten . . ."

Unter den anderweitigen Uebeln, welche auf den spanischen Ackerbau drücken und die ländliche Betriebsamkeit lähmen, sind noch die Bewirthschaftungen zur todten Hand *) zu erwähnen: Bewirthschaftungen, welche unaufhörlich zunehmen, trotz allen Bemühungen erleuchteter Geister, ihre Vervielfältigung zu verhindern . . . Eigenthum ist nicht unschicklich mit dem Schnee verglichen worden, der, wie ebenmäßig und gleichförmig er auch im ersten Augenblick verbreitet seyn möge, nach sehr kurzer Zeit sich hier und da in kleinen Haufen sammelt, so daß manche Plätze ganz nackt und baar bleiben. Dies nun ist das Resultat sehr mannichfaltiger Ursachen, mit welchen sich die menschliche Gesetzgebung nicht befassen sollte, weil ihre ungestörte und nicht gehemmte Wirksamkeit für das Wohlseyn der Gesellschaft höchst wesentlich ist. Doch, wenn die Dinge ihrem natürlichen Laufe überlassen bleiben, so werden jene verschiedenen Haufen nach kurzer Zeit zerstört seyn; und obwohl sie, ohne allen Zweifel, durch eine frische Art von Anhäufungen werden ersetzt werden, so werden die neuen Haufen sich doch in einer neuen Lage befinden; und während der Prozeß vor sich geht, wird durch das Ganze der

*) Unter Mortmain (todter Hand) versteht man denjenigen Zustand eines Grundstücks, da es einer fortdauernden Anstalt oder Gemeinheit gehört, und vermöge seiner Unveräußerlichkeit dem Umlaufe entzogen ist.

Gesellschaft ein anhaltender Umlauf dieses „Treibens" Statt finden, und Jeder etwas, wäre es auch noch so wenig, davon abkriegen. Und gerade dies ist die Lage der Dinge, welche, im Großen genommen, sowohl für die sittlichen, als für die materiellen Interessen der menschlichen Vereine, die vortheilhafteste genannt werden mag. Wir fügen hinzu, daß diese Lage der Dinge am wirksamsten gestört wird durch den Besitz zur todten Hand, der, wenn er eine gewisse Gränze überschreitet, jene zuletzt ganz aufhebt, indem er die Anhäufung des Vermögens in einer kleinen Anzahl von Händen begünstigt, und die daraus folgende Ungleichheit der Glücksgüter gesetzlich macht: eine Ungleichheit, die, wenn sie durch künstliche Mittel verstärkt wird, sich zur Quelle aller Verbrechen und alles Elendes gestaltet, wodurch die Gesellschaft beunruhigt und gestört wird. In dieser Ansicht sind also Gesetze, welche die Bildung eines Besitzes zur todten Hand begünstigen, ganz offenbar höchst verderblich und, als solche, allen legitimen Zwecken der Gesetzgebung und Regierung entgegen. Doch, die todte Hand hat, wo möglich, noch verderblichere Wirkungen. Denn, während sie Verbesserungen hintertreibt und die Betriebsamkeit lähmt, erhöht sie den Preis der Ländereien, indem sie anhaltend die Quantität der veräußerlichen vermindert, und auf diese Weise, vermöge einer seltsamen Anomalie, die Erwerbung des Territorial-Eigenthums in eben dem Maße erschwert, worin sie seinen reellen oder produktiven Werth vermindert. Der Preis für Grund und Boden ist z. B. in Spanien wirklich ungeheuer; und dies rührt von der geringen Quantität her, die zu verkaufen ist: eine Seltenheit, welche ganz augenscheinlich ihren Grund in der uner-

meßlichen Quantität des Grundes und Bodens hat, der der todten Hand angehört. Wo aber dieser Preis übermäßig ist, werden nur Wenige kaufen können oder kaufen wollen, die allein ausgenommen, welche ihr unveräußerliches Eigenthum zu vermehren wünschen, und die Mittel besitzen, dies zu bewerkstelligen, ohne nach dem Preise oder nach dem Verhältniß zu fragen, das zwischen der Sache und dem dafür geforderten Preis Statt findet. Die große Masse des im Lande umlaufenden Kapitals wird also genöthigt, andere unvortheilhaftere Anlegungs-Gegenstände aufzusuchen, als Grund und Boden ist: Unternehmungsgeist, Geschicklichkeit und Betriebsamkeit werden in andern Bahnen getrieben; der Ackerbau wird schmachten, und die, diesem Systeme anklebenden Uebel werden zunehmen bis die todte Hand, nachdem sie alles verkäufliche Eigenthum an sich gebracht hat, den Triumph der unveräußerlichen Aneignung vollendet, mit ihr zugleich den Ruin des Landes. Diese Bemerkungen sind gleich anwendbar auf die geistlichen Güter zur todten Hand; nur mit dem Unterschiede, daß sie meistens besser bewirthschaftet werden, als andere Landgüter in Spanien, und daß ihr ganzes freies Produkt verwendet wird zur Unterstützung der unproduktiven Klasse, zum Theil sogar zur Ernährung der größten Vagabunden, womit irgend ein Land jemals belästigt war. Man lese nach, was Jovellanos und Laborde über diesen Gegenstand bemerkt haben.

Wo der Ackerbau so tief gesunken ist, wie in Spanien, da müssen die Manufakturen, eben weil sie minder nothwendig sind, noch weit tiefer gesunken seyn. Und wirklich ist dies gegenwärtig der Fall in dem spanischen Antheil

an der pyrenäischen Halbinsel. Dasselbe Land, das im funfzehnten Jahrhunderte das übrige Europa mit seinen Tüchern, seidenen Zeuchen, Atlas, Damast, Sammet, Handschuhen, Metallwaaren, Messerschmiede-Arbeit und vielen anderen Manufaktur-Erzeugnissen unschätzbaren Werths versorgte, befindet sich gegenwärtig in dem Zustande gleicher Abhängigkeit, und muß aus der Fremde jeden Artikel einführen, zu dessen Erzeugung Kapital, Geschicklichkeit, Erfindungsgeist und Geschmack erforderlich ist. Mit Ausnahme einiger Anstalten, welche der Krone angehören, und vermöge der ihnen zugewendeten Privilegien und Monopole durchaus verderblich für jede Privat-Betriebsamkeit sind, hat Spanien, im buchstäblichen Sinne des Worts, keine Manufakturen, aus welchen feinere Artikel hervorgehen; und einige rohe Fabriken, in welchen Wolle, Baumwolle, Seide, Hanf, Flachs, Papier, Leder und Eisen verarbeitet wird, sind alles, was die spanische Manufaktur-Betriebsamkeit aufweisen kann. Der Handel befindet sich in keinem gedeihlicheren Zustande. Der auswärtige Handel des Landes, welcher sich ehemals über beide Halbkugeln verbreitete, beschränkt sich gegenwärtig auf eine gelegenheitliche Ankunft von Cuba, Porto Rico und den Philippinischen Inseln, bewirkt mit einem Risiko, das den Ausschlag giebt über die Möglichkeit einer Versicherung, und auf den Austausch roher Waaren, wie Seide, Wolle, Wein, Oel, Feigen, Rosinen, Mandeln, Salz und Barilla gegen die Manufaktur-Artikel anderer Länder. Und der innere Handel, von dessen freier Bewegung für den wahren Reichthum und für das Wohlbefinden einer Nation so viel abhängt, befindet sich in einem Zustande, der nicht viel besser ist, und

keine

keine Symptome von Wiederbelebung und Vervollkommnung in sich schließt. Die Ursachen dieser Stagnation sind, der Natur der Dinge gemäß, verschieden; die vornehmsten derselben sind, oder scheinen zu seyn: der elende Zustand der Kommunikationen, wo es dergleichen wirklich giebt, und die Gefährlichkeit sowohl als die Kostspieligkeit, welche sich an jede Art von Versendung knüpfen; der Mangel an Verbindungswegen zwischen den verschiedenen Provinzen, die Unsicherheit derjenigen, welche wirklich vorhanden sind, und der gänzliche Mangel an Kanälen, mit Ausnahme des elenden und nutzlosen zwischen Saragossa und Tudela; die Verschiedenheit der Gewichte, Maße und Handelsverordnungen, vorzüglich die letztern, welche recht eigentlich in der boshaften Absicht, den Verkehr zu erschweren, entworfen zu seyn scheinen; die schwankende und unterdrückende Politik eines ungesicherten, furchtsamen und eifersüchtigen Despotismus; die zu Grunde richtenden Auflagen ad valorem, welche nicht einmal, sondern bei jedem nachfolgenden Austausch erhoben werden, bis die Waaren in die Hände der Verzehrer übergehen; die, von der öffentlichen Autorität unterstützten und systematischen Bedrückungen der Polizei- und Zollhaus-Agenten, welche das ganze Land durchschwärmen, und nicht etwa von Besoldungen leben, wohl aber von den Erpressungen, zu deren Verübung sie berechtigt sind; endlich und zuletzt der Umfang, in welchem die Smuggelei getrieben wird unter einem System von Gesetzen und Anordnungen, welche so ungerecht und so unterdrückend sind, daß sie zu keinem andern Endzweck entworfen zu seyn scheinen, als um den Kontrabande-Handel emporzubringen und den Untergang des redlichen Kauf-

manns zu bewirken. — Dies sind einige von den Ursachen, welche den inneren Verkehr schachmatt machen, während südamerikanische Kaper, ausgerüstet, um sowohl die Begehrlichkeit als den jugendlichen National-Haß ihrer Eigenthümer in der neuen Welt zu befriedigen, jedes Vorgebirge heimsuchen, in jede Bay eindringen, den Küstenhandel unterbrechen, und das Wenige, was davon übrig bleibt, zur Aufsteckung einer fremden Flagge nöthigen. Endlich und zuletzt wird auch der Handel selbst mit ungünstigem Auge betrachtet in einem Lande, wo Stolz und Armuth, Unwissenheit und Vorurtheil, Indolenz und Elend Hand in Hand gehen, und wo der nachtheilige Einfluß einer schlechten Administration, die herrschende Religion und ein gesellschaftliches System, das in Widerspruch steht mit jedem, von Vernunft und Erfahrung für heilsam erkannten Prinzip des Wohlseyns und der Vervollkommnung, alle rechtschaffene Gesinnung unterdrückt und den Verstand des Volks eben so sehr in Fesseln geschlagen hat, als die Personen und die Gewissen desselben.

Würde es aber nicht eine unerklärliche Anomalie in den gesellschaftlichen Phänomenen seyn, wenn in einem Lande, wo Ackerbau, Handel und nützliche Künste so tief gesunken sind, wie in Spanien, Wissenschaft und Literatur ein besseres Schicksal gehabt, d. h. den allgemeinen Verfall nicht getheilt hätten?

Es ist jedoch für die Bewunderer dieses Landes kein Grund vorhanden, weßhalb sie zu fürchten hätten, es werde ihm irgend ein Vorwurf, der auf Inkonsistenz in dieser Beziehung lautet, gemacht werden. In dem politischen, gesellschaftlichen und intellektuellen System Spaniens herrscht

die vollkommenste Harmonie, oder vielmehr die vollendetste Einförmigkeit; alles ist reine Stagnation, eine Art von todtem See, in welchem alles, was darin Leben hat, nur dadurch fortdauert, daß sein Wesen dem stagnirenden Elemente angepaßt ist, worin es sein beschwerliches und kummervolles Seyn fortspinnt. Die Intelligenz eines Volks, welche die beste Stütze einer guten Regierung ist, verträgt sich nicht mit einer Regierung, die Kenntniß und Wissenschaft, als ihre stärksten Feinde betrachtet; und nach allem, was wir über Spanien zu erfahren Gelegenheit haben, giebt es in Europa kein Land, wo die Kraft dieser Wahrheit so tief gefühlt wird, oder wo wirksamere Mittel angewendet wären gegen die Gefahren, welche eine unumschränkte Regierung von einem erleuchteten Volke, d. h. von einem unterrichteten und im Nachdenken geübten zu fürchten Ursache hat. Dies geht nur allzu deutlich hervor aus dem Zustande der Dienstbarkeit, worin, mit einer Ausnahme von sehr kurzer Dauer, die Presse immer in diesem Lande erhalten worden ist, so wie aus dem Beistande, welchen der weltliche Arm so bereitwillig anspricht, so oft es darauf ankommt, den Umlauf eines Werks, welches erleuchten und Aufklärung gewähren könnte, durch die Glaubensgerichte zu verhindern. Einige Unterweisung ist allerdings nothwendig für die Betreibung gewöhnlicher Geschäfte und für die Behandlung von gemeinen Krankheiten, die unseres Fleisches Erbtheil sind; denn ohne dies Medium würde die große Maschine der Gesellschaft ganz stille stehen. Doch nur mit dem entschiedensten Widerwillen gewährt die Regierung die Erlaubniß zur Erwerbung dieses Vielen, oder vielmehr dieses Wenigen; denn

sie weiß, daß, wenn man über irgend einen Gegenstand vernünftig zu denken gelernt hat, man auch über andere richtig zu urtheilen lernen kann. Indem nun die klugen Autoritäten der Nothwendigkeit dergleichen Zugeständnisse gemacht haben, ist es zum wenigsten mit der Absicht und in der Erwartung geschehen, die mit der Verfolgung des Studiums unauflöslich verknüpften Nachtheile, so viel wie möglich, zu vermeiden, und die von dem Verlangen nach verbotenen Wahrheiten bewegten Geister in einer engen und untergeordneten Sphäre zu erhalten. Und man muß bekennen, daß ihnen dies gut genug gelungen ist. Talente und Wissenschaft führen in Spanien zu nichts; denn in diesem Lande hängt das Emporsteigen nicht von den Diensten ab, welche man seinem Vaterlande geleistet hat, wohl aber von denen, die man so glücklich gewesen ist, der Regierung zu leisten, deren Interesse ganz anderer Art ist. Wird also der besonderen Art von Wissenschaft oder Talent, deren man gerade bedarf, Schutz gewährt: so wird dieser Schutz ängstlich auf Individuen beschränkt, während die Körperschaften oder Klassen, zu denen sie gehören, entweder sich selbst überlassen bleiben, oder der Verachtung Preis gegeben werden.

Der Wunsch, für eine Beschützerin menschlicher Wissenschaften gehalten zu werden, während sie nur mit der Unterdrückung derselben beschäftigt ist, hat die spanische Regierung dahin gebracht, daß sie einige Schulen gegenseitigen Unterrichts, nach Lancasters und Bells Prinzipen, für den Elementar-Unterricht in Madrid gestiftet hat. Man wundert sich darüber um so weniger, wenn man weiß, daß Lesen- und Schreibenlernen in Spanien ziemlich allgemein

verbreitet ist; was aber am meisten in Anschlag gebracht werden muß, ist, daß die Regierung, indem sie nur das zu lesen gestattet, was ihren Zwecken entspricht, so ziemlich gewiß seyn kann, es werde aus jener Art von Unterweisung kein Nachtheil für sie hervorgehen, ja, diese werde durch die ihr ertheilte Richtung sogar ihren Zwecken förderlich werden, namentlich in der Ausschließung jeder freien Erörterung und jeder wahrhaft nützlichen Kenntniß. Die Erziehung in Spanien ist durchaus grammatisch und literär; und sie ist eben so unvollkommen, als sie beschränkt ist. Noch vor einiger Zeit, wo die Mönche vom Orden des heil. Dominikus von ihrem Superior angehalten wurden, Griechisch zu lernen, war Niemand aufzutreiben, der sie darin hätte unterrichten können; und Dr. Faure versichert, daß, außerhalb der Bibliotheken-Wände, weder in Madrid noch in ganz Spanien zwölf Exemplare des Homer zum Gebrauch für gemachte Männer zu finden seien; denn, obgleich die Jesuiten zu St. Isidor sowohl Griechisch als Hebräisch zu lehren verpflichtet sind, so dauert dieser Versuch doch nicht lange genug, da die Gesellschaft Jesu erst durch den gegenwärtigen König wieder hergestellt worden ist, und man außerdem sehr wohl weiß, daß die angeblichen Lehrer sich anheischig gemacht haben zu Dingen, die ihnen nichts weniger als geläufig sind. Reiche Spanier lernen fast nie fremde Sprachen; und wie nahe sie auch an Frankreich wohnen mögen, so sind sie doch mit der vor ihrer Thüre geredeten fast europäischen Sprache bei weitem weniger vertraut, als die Schweden, die Polen und die Russen. Ihr Blut scheint, seiner Beschaffenheit nach, noch immer maurisch zu seyn, und sie sind nicht

bloß eben so gute Afrikaner, wie sie Katholiken sind, sondern sie wollen auch augenscheinlich nicht aufhören, das Eine und das Andere zu seyn.

Geographie ist nur solchen Spaniern bekannt, welche Seereisen gemacht haben. Was die übrigen betrifft, so wissen sie allenfalls, daß Frankreich jenseits der Pyrenäen gelegen ist; und da der Nordwind in Spanien dadurch um vieles kälter wird, daß er über Gebirge kommt, welche mit Schnee bedeckt sind: so glauben sie, daß Frankreich, und noch weit mehr die hinter Frankreich gelegenen Länder sehr kalt sind. Die Pyrenäen bilden für sie eine Art von Vorhang, hinter welchem ihre Einbildungskraft sich nichts Angenehmes und Erfreuliches denken kann.

Es giebt zu Madrid eine Anstalt, wo Physik gelehrt wird, und in diesem Fache des Wissens wird auch in dem Jesuiten-Kloster zu St. Isidor Unterricht ertheilt. Doch jene Anstalt wird nicht frequentirt, es sei denn von jungen Leuten, welche um der Formen willen durch dieselbe gehen. Während des konstitutionellen Regiments wurden in einem Zimmer der Straße de los Remedios Vorlesungen über Experimental-Physik gehalten; die Werkzeuge, welche dazu nöthig waren, hatte man aus Frankreich kommen lassen. Diese Vorlesungen hörten jedoch auf, sobald ein französisches Heer in Spanien eingerückt war; der Hörsal wurde geschlossen, und Herr Faure sah später den Professor der Experimental-Physik, einen Schweizer, in der traurigsten Lage wieder, bedeckt mit Lumpen und ringend mit den allernothwendigsten Mitteln zur Fristung seines physischen Daseyns. Geologie, welche so manche Ketzerei zuläßt, ist, eben deßwegen, von dem klassischen Boden Ka-

tholischer Doktrinen ausgeschlossen; doch wird nichts desto weniger Mineralogie gelehrt, als nothwendig für Diejenigen, die bei der Leitung, oder zur Aufsicht des Bergbau's angestellt werden sollen. Auch giebt es in Madrid ein Naturalien-Kabinet dieser Art, welches das größte Stück gediegenen Goldes enthält, das in Europa zu finden ist. Spanien hat indeß nie ein klassisches Werk über Mineralogie hervorgebracht, und eben so wenig besitzt es ein einziges Elementar-Buch, das dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft entspräche, ja, was noch außerordentlicher ist, keins von denen, die in anderen Ländern erschienen sind, ist bisjetzt übersetzt worden. Das mittelmäßige Kabinet für Naturgeschichte, in demselben Gebäude der Alkala-Straße, worin sich die Akademie der schönen Künste befindet (ein Gebäude, das, um dies beiläufig zu sagen, vor Kurzem als vermiethbar angezeigt wurde) ist nach der „Klassifikation des berühmten Cuvier" geordnet, wenn wir der Inschrift über den Eingang glauben wollen; und enthält das vollständige Skelet eines Mammoth.

Chemie wird nur in der Schule der Apothekerkunst gelehrt, um ärztlichen Vorschriften zu genügen. Der Spanier steht also in einem Chemiker immer nur einen Apotheker, und in diesem Lichte erscheint ihm demnach der gegenwärtige Professor Don Antonio Moreno, der, nachdem er die Wissenschaft in Paris studirt hat, sie in ihrer größten Vollendung und mit einer Beredtheit vorträgt, welche anderswo bemerkenswerth seyn würde. Die Vernachlässigung dieser Wissenschaft entspringt jedoch nicht aus irgend einer Verachtung oder Abneigung der Gewalthaber von derselben. Chemie erfordert eine anhaltende Aufmerksamkeit,

und kann nur gelernt und weiter geführt werden vermittels einer Reihe von Experimenten und Operationen, welche mit ungemeiner Genauigkeit angestellt und geleitet werden. Doch alles, was Sorgfalt, Genauigkeit und Reinlichkeit erfordert, es sei in welchem Fache es wolle, scheint der natürlichen Anlage der Spanier entgegen zu seyn. Physische und moralische Unordnung ist ihr wesentliches Element; und nur in diesem und mit diesem allein, befinden sie sich wohl. Methode oder Regelmäßigkeit ist für sie etwas Unnatürliches, das ihre Vernunft nicht billigen kann, weil dieser Vernunft nie genügt worden ist, wenn sie davon Gebrauch zu machen wünschten. Daher giebt es in Madrid wohl Pharmakopolen, aber keine Chemiker; und selbst die wichtigsten Arznei-Mittel, wie Ammoniak, Aether, Brechweinstein u. s. w. werden nicht in der Hauptstadt bereitet, sondern aus Frankreich verschrieben. Mathematik scheint dem Intelligenz-Zustande des katholischen Königreichs besser zuzusagen, „weil sie fertig angetroffen wird, und man sie nur in sich aufzunehmen braucht:“ doch die Einzigen, denen es erlaubt ist, sich mit diesem Studium zu befassen, sind junge Militäre, welche zur Artillerie und zum Ingenieur-Wesen bestimmt sind; und die Wahrheit zu gestehen, es ist keine Veranlassung, sie Andern zu untersagen, da sie immer nur zur Verfolgung führen könnte. Selbst die militärische Wissenschaft, das einzige Studium, das Aufmunterung erhält, ist so angethan, daß die Spanier weit hinter den übrigen Völkern Europa's zurückstehn. Das Wenige, was davon in ihren Schulen gelehrt wird, ist, vermittels einer Uebersetzung, von den Franzosen entlehnt, und auch dies Wenige wird schlecht vorgetragen.

Botanik, die weniger Mühe verursacht, als Chemie und die übrigen Naturwissenschaften, hat einige Fortschritte gemacht, und mehre Männer haben sich in dieser Wissenschaft ausgezeichnet, wie Cavanilles, Ruiz, Pavon und Lagasca.

Die Heilkunst befindet sich in Spanien in dem schlechtesten und verächtlichsten Zustande; und, wie es scheint, ist es sehr nothwendig, daß sie darin beharre, um nicht dem Klerus zu schaden, mit welchem sie in Berührung tritt, sowohl im Schoße der Familie, als an dem Krankenlager des Sterbenden. Da sie außerdem als etwas betrachtet wird, das unmerklich zum Materialismus hinführt, so hat man geglaubt, das Interesse der Religion und ihrer Diener erfordere wesentlich, diese Wissenschaft danieder zu halten: ein Zweck, der keineswegs unerreicht geblieben ist. In Spanien sind Aerzte und Wundärzte in der Regel arme Teufel, Leute ohne Ansehn und Vermögen, welche für acht Groschen einen Besuch erstatten, sogar für noch weniger, und, gleich Unwissenden und in schlechtem Rufe Stehenden, selbst von Denen verachtet werden, welche es für nöthig erachten, ihre Kunst in Anspruch zu nehmen. Durch das ganze Land kann man an jedem Schoppen, wo ein Barbierbecken aushängt, die Worte Cirujano und Comadron (Wundarzt und Geburtshelfer) lesen; und um diesen Grad zu erhalten, muß man damit anfangen, daß man in den Hospitälern Handlangerdienste leistet, gewisse Kurse durchmacht, einige Prüfungen aushält und vor allem einen Erlaubnißschein löset. Herr Faure wurde, während seines Aufenthalts in Madrid, von zwei Männern bedient, welche auf diese Ehre Anspruch machten; seiner Versicherung nach,

vortreffliche Bedienten, welche ihn, in mehr als einer Beziehung, an den großen Prototypus ihrer Gattung (den Doktor Sangrado im Gilblas) erinnerten. Außerdem giebt es in den beiden Zweigen der Medizin und Chirurgie Doktoren, welche innere Krankheiten behandeln, gelegentlich operiren (wenn gleich immer mit Ungeschicklichkeit) und wichtige Stellen einnehmen, vor allem die Lehrstühle.

In Spanien giebt es keinen Einzigen, der als Anatomist irgend einen Ruf gewonnen hätte. Wie wäre dies aber wohl möglich? Wirkliche Dissektion ist unstatthaft; wer sich einen menschlichen Leichnahm verschaffen wollte, würde eine Empörung in Gang bringen und ganz unfehlbar in Stücken zerrissen werden. Madrid besitzt also kein einziges gutes anatomisches Präparat; und was die Sammlung der Wachs-Modelle in dem St. Carlos-Collegium betrifft, auf welche die Spanier so unwissend stolz sind, so könnte sie, auch wenn sie noch umfänglicher und vollständiger wäre, als sie wirklich ist, niemals als Ersatz für Dissektionen dienen, oder irgend Jemand, ohne andere Unterweisungsmittel, in den Stand setzen, mit Sicherheit, um nicht zu sagen mit Geschicklichkeit, eine Operation an dem menschlichen Körper zu verrichten. Die Physiologie hat natürlich, oder vielmehr nothwendig, das Schicksal der Anatomie getheilt; und zu einer Zeit, wo sie durch die Bemühungen der Gelehrten in allen europäischen Ländern erweitert wird, tragen die Spanier, im buchstäblichsten Sinne des Worts, auch nicht so viel dazu bei. Zwar rühmen sie sich, die Medikal-Jurisprudenz gehoben zu haben; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß eine gewisse Anzahl von Werken über diesen Gegenstand erschienen ist. Doch

bei Beurtheilung des Werths dieser Abhandlungen und des Vertrauens, das man ihnen schenken darf, muß Rücksicht genommen werden auf den Stand der Heilwissenschaft in dem Lande, wo sie erschienen, und auf die komparative Unbekanntschaft mit Chemie, Anatomie und Physiologie, welche unter den theoretischen und praktischen Aerzten Spaniens vorherrscht. Die Kenntniß der Entbindungskunst, welche beträchlich ist, stammt aus Frankreich her, allein es giebt keine gute Abhandlung über diesen Gegenstand; und in der That, mit Ausnahme von Arajuala's Werk über das gelbe Fieber und Luguriaga's Abhandlung über die Madridter Kolik, kennen wir kein einziges medizinisches Werk spanischen Ursprungs, das in andern Ländern in irgend einem Ansehn stände; und selbst das letztere der so eben erwähnten Werke betrachtet Herr Faure, dem Anscheine nach mit dem besten Rechte, als ein armseliges Geschreibsel. Das Brownsche System ist dasjenige, nach welchem fast alle spanischen Aerzte ihre Vorschriften einrichten; und wenn Herr Faure Glauben verdient, so gehen sie mit dem inflammatorischen Mittel so verschwenderisch um, daß in einem so heißen Klima, wie das spanische ist, das alte Bündniß zwischen dem Tod und dem Doktor darunter auf keine Weise gestört wird. Wir dürfen hinzufügen, daß das allgemeine Hospital zu Madrid, als das Muster aller spanischen Spitäler betrachtet werden kann, nämlich von Seiten des Schmutzes und der Unordnung, die darin vorherrschen. Der dem Militär bewilligte Theil ist eine Höhle der Pest und des Todes.

Die Universität der Medizin ist, wie die der Jurisprudenz, von Madrid entfernt worden. Allerdings befinden

sich die Hospitäler und die Gerichtshöfe, wo die der Medizin und des Rechts Beflissenen das Schätzbarste für ihre Profession lernen können, sämmtlich in der Hauptstadt; doch was verschlägt dies in Spanien, wo Wissenschaft keinen Anspruch auf Auszeichnung gewährt und weit leichter Verfolgung nach sich zieht, als Ehrenbeweise? Der eigenthümlichen Weisheit dieses Landes gemäß, sind demnach beide Universitäten nach der kleinen Stadt Alcala de Henares verlegt worden, wo es weder Hospitäler noch Gerichtshöfe giebt, und wo man nothwendig studiren muß, um den Grad eines Doktors in der einen, wie in der andern Profession zu gewinnen. Die Studenten selbst bilden einen elenden Schwarm mit ihren zerlumpten schwarzen Mänteln, ihren nackten Füßen, ihren schmalen, schmierigen und ungewaschenen Gesichtern, welche der Ausdruck des Stolzes, der Insolenz und des Elends zugleich sind. Der größte Theil von diesem Lumpengesindel hat keine andern Subsistenz-Mittel, als die Suppen und die Almosen, die ihm am Eingange der Klöster und auf den Straßen gereicht werden, wo einige von ihnen zu allen Zeiten die Worte brüllen: una limosna para un pobre estudiante (einen Almosen für einen armen Studenten): Worte, welche, nach der Bemerkung eines jungen Amerikaners in einem Tone und auf eine Weise gesprochen werden, als wollten sie sagen: „Gebt, oder euch holt der T..fel." Dieser Zustand der Dinge ist eben so merkwürdig, als beklagenswerth. Betteln ist in Spanien viel zu allgemein, als daß sich daran irgend eine Schande knüpfen sollte; und da ein großer Theil der Geistlichkeit, dieses vorherrschenden Standes, sich zur Bettelei herabläßt, so kann diese,

so viel uns davon einleuchtet, sogar für achtungswerth gehalten werden. Doch sicherlich muß das Land in dem tiefsten Abgrund der Entsittlichung versunken seyn, wo sich der Stolz mit dem möglich-niedrigsten Stande menschlichen Elendes verträgt, und wo es auf keine Weise entehrend gehalten wird, wenn junge Männer, die sich den Wissenschaften gewidmet haben, auf den Straßen betteln. Inzwischen meint der Spanier, daß die ärmsten Studenten die besten sind, und er muß über diesen Punkt wohl kompetenter Richter seyn; wiewohl, wo alle ohne Ausnahme Bettler sind, es sehr schwierig seyn mag, die Abstufungen der Armuth gehörig auszumitteln. Herr Faure stimmt nicht in das Urtheil der Spanier über den Vorzug armer Studenten ein; denn er nennt sie grob, brutal, unordentlich, schamlos, ohne Ehrgefühl und Rechtschaffenheit und behaftet mit einigen der abscheulichsten Laster, welche diesem entarteten Lande (Spanien) eigenthümlich sind.

Die Akademien von Madrid reichen auf keine Weise aus für den Anbau der verschiedenen Fächer menschlicher Kenntnisse. Es giebt eine für die spanische Sprache; sie ist nach dem Muster der französischen Akademie gebildet; ferner eine für Geschichte, und endlich eine für die schönen Künste, Malerei und Baukunst. Doch für die physischen, mathematischen und Natur-Wissenschaften giebt es keine in irgend einem Theile des Königreichs, dessen Regierung zu allen Zeiten der Wissenschaft unhold gewesen ist, wenn man nicht sagen will, sie habe sich stets als offene Feindin derselben bewiesen. Wenn Malerei ehemals in Spanien kultivirt wurde, so kann dies dem Umstande beigemessen werden, daß diese Kunst, anstatt der vorherrschenden Klasse

hinderlich zu seyn, derselben zu Statten kam, dadurch, daß sie auf der einen Seite zur Ausschmückung der Tempel und Paläste beitrug, und auf der andern für die Verbesserung des öffentlichen Geistes durchaus unwirksam war. Gegenwärtig stehen die Sachen anders: diese Kunst ist, wie alles Uebrige, dergestalt entartet, daß die Regierung, vor einigen Jahren, französische Künstler in Anspruch nehmen mußte, um einige Landschaften kopirt zu erhalten und einige Steindrücke auszuführen. Während der Gemälde-Ausstellung, welche alljährlich im Monate September zur Marktzeit Statt findet, sah Herr Faure nur drei bis vier Sudeleien, welche gebraucht werden konnten zu Schildern; und das in dem Lande der Murillo und Velaquez! Die Skulptur anlangend, so scheint sie mit Don Jose Alvarez, erstem Bildhauer der Kammer des Königs ausgestorben zu seyn, welcher im November 1827 in der kläglichsten Armuth verschied.

Spaniens Regierung ist, ihrer gegenwärtigen Form nach, eine unbeschränkte Monarchie; denn alle Macht und Autorität ist scheinbar zusammengeengt in der Person des Königs, welcher, der Voraussetzung nach, keine andere Schranken kennt, als die seines eigenen erleuchteten Willens, der Wirklichkeit nach dagegen von der geheiligten Faktion abhängig ist, welche ihm zu dem Nominal-Besitz der höchsten Gewalt zurückverhalf, und ihn zu dem, was sie geleistet wissen will, anhält durch das Schreckbild seines Bruders Don Carlos, der bei der Priesterschaft in hoher Gunst steht, weil diese von ihm glaubt, er werde sie im Nothfall mit Gut und Blut unterstützen. Obgleich Ferdinand sehr wohl fühlt, daß es angenehmer für ihn

seyn würde, weniger von den Priestern abzuhängen, sondern selbst im Sattel zu sitzen und den Zügel in seinen eigenen Händen zu halten: so ist er doch viel zu erfahren, um ernstlich mit seinen Gebietern zu zanken, und hat er sich viel zu gut in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise zurecht gefunden, als daß es zweifelhaft seyn könnte, welchen Weg er eingeschlagen haben würde, wenn es ihm erlaubt worden wäre, den Eingebungen seines eigenen suveränen Willens zu folgen. Seine Geschichte und sein Betragen lassen über seinen wahren Charakter keinen Zweifel bestehen *).

Inzwischen befindet sich seine Regierung in dem Zustande anhaltender Fluktuation und Ungewißheit. Unaufhörlich verändert er seine Minister, und häufig ohne daß sie bezahlt werden. Die Finanz- und anderweitigen Schwierigkeiten, womit man zu kämpfen hat, sind so angethan, daß nur ein erleuchtetes, tugendhaftes und patriotisches Ministerium, so gestellt, daß es systematisch zu Werke gehen und des Erfolges gewiß seyn könnte, den Druck zu erleichtern und den hervorbringenden Kräften, so wie der gesammten Betriebsamkeit des Landes, einen wohlthätigen Schwung zu geben im Stande wäre. Doch, wie eine solche Verwaltung in Spanien zu Stande bringen? Durch welche Mittel sie, auch nur eine Woche lang, in

*) Es wird wohl ewig unentschieden bleiben, was Ferdinand der Siebente seyn würde, wenn er nicht das Produkt des ganzen gesellschaftlichen Zustandes in Spanien, und zugleich das Produkt aller der Schicksale wäre, die ihn persönlich getroffen haben. Es verhält sich also mit ihm, wie mit jedem Andern.

Anm. d. Herausg.

Thätigkeit erhalten? Der König hält es nicht für rathsam, ein Ministerium zu wählen, das der Geistlichkeit verdächtig ist; die Geistlichkeit aber wird sich nie mit einem Ministerium vertragen, das von dem Wunsche beseelt ist, einem Lande wohlzuthun, das keine Fortschritte im Gedeihen machen kann, ohne auf die monströsen Vorrechte und Usurpationen der Geistlichkeit zu stoßen. Ein solcher Gedanke schließt eine äußerste Absurdität in politischen Dingen in sich; denn der erste Akt einer solchen Verwaltung würde nothwendig darauf abzwecken, die Macht zu Boden zu werfen, der sie ihren Ursprung verdankt, und auf deren Beistand sie rechnet. Unglücklicherweise läßt sich kaum daran denken, daß so etwas in irgend einer künftigen Periode sich ereignen werde. Die Geistlichkeit hat dafür gesorgt, daß alle Stellen, an welche sich Macht und Vertrauen knüpft, nur mit ihren Kreaturen besetzt werden; sie herrscht im Staatsrathe, in den Kanzleien, in den Gerichtshöfen des ganzen Königreichs; sie hat die Presse gänzlich in ihren Händen, und ist bewaffnet mit allen Mitteln, welche nothwendig sind, um Einsicht und Wissenschaft von jedem Zugange abzuhalten, durch welchen sie sich in das Königreich einschleichen könnten; sie hat die Gewissen in ihrer Gewalt und regelt die Meinungen, wo nicht des Ganzen, doch beinahe des Ganzen der spanischen Nation. Außer ihrem erworbenen Eigenthum besitzet sie zur todten Hand mehr als ein Viertel der ganzen Oberfläche Spaniens. Endlich hat sie den Pöbel, oder die ganze niedrige Klasse im ganzen Lande zu ihrem Gebot, so daß sie an jedem Orte und zu jeder Zeit eine Insurrektion, wenn diese ihrem Vortheile

entspricht,

entspricht, in Gang bringen kann. Mit Einem Worte: die Geistlichkeit ist in Spanien allmächtig und allgegenwärtig; sie hat alle Macht in Händen und ist allenthalben gegenwärtig, um zu verhindern, daß sie nicht gemißbraucht, d. h. zum Vortheil der Nation angewendet werde. So lange nun dieser Zustand dauert, hofft man vergeblich auf Fortschritt, träumt man vergeblich von Wiedergeburt. Wenn das Staats-Oberhaupt die Unerschrockenheit eines Hadrian, die Tugend eines Trajan, die wohlwollende Gesinnung eines Antonin besäße, und damit den politischen Scharfblick eines Machiavelli verbände: so würde es dennoch nichts für das Volk thun können, so lange die Geistlichkeit ihr großes Uebergewicht behielte. Der erste Schritt zur Reform muß in der Abschaffung der Mönchsorden im ganzen Lande bestehen, so wie in der Sequestration jedes Eigenthums, das sie auf eine so unverantwortliche Weise an sich gebracht und bisher vertheidigt haben.

Zuletzt noch einige Bemerkungen über die Gerechtigkeitspflege in Spanien . . .

Spaniens Gesetze sind enthalten in Gesetzbüchern, welche unter der Benennung von Fuero juzgo, Ley de las siete Partidas, Ordenamiento real, Fuero real und Novissima recopilacien bekannt sind. Das Fuero juzgo ist, im Großen genommen, eine Abkürzung des theodosianischen Kodex, ursprünglich bekannt gemacht durch Alarich, den Nachfolger Eurichs, einen von den gothischen Eroberern Spaniens, und nach und nach vermehrt durch neue Gesetze. Das Ordenamiento real enthält den Kodex von Gesetzen,

welche von den allerkatholischsten Suveränen, Ferdinand und Isabella, gegeben sind. Die Ley de las siete Partidas ist ein Gemengsel von Gothischen, Römischen und Kanonischen Gesetzen. Das Fuero real, das ein Gemisch von Römischen und Gothischen Gesetzen ist, enthält den im Jahre 1248 zum Gebrauch des Königreichs Aragon zusammengetragenen Kodex. Die Novissima recopilacion ist eine Sammlung von gelegentlichen Edikten der Könige Spaniens, und steht in dem größten Ansehn. Das römische Gesetz hat keine Gültigkeit in Spanien, wiewohl es von den Gesetzkundigen studirt werden darf, auch wirklich studirt wird als diejenigen Prinzipe enthaltend, die allgemein anwendbar sind. In den Gerichtshöfen wird es nie angeführt; ja, es wird ausdrücklich excipirt von einigen der alten Gesetze Kastiliens, deren Urheber es als nachtheilig für die öffentliche Freiheit betrachtet zu haben scheinen. Ueber eine so große Masse von Gesetzen, die in so verschiedenen Perioden und aus so verschiedenen, um nicht zu sagen so unzusammenhängenden Quellen gesammlet sind, ein allgemeines Urtheil zu fällen, ist sehr schwierig; nur darf man sagen, daß eine solche Sammlung alle Materialien enthält, welche benutzt werden können, um eine neue Zusammenstellung zu Wege zu bringen, welche der gegenwärtigen Lage und den Umständen des Landes angemessen ist *).

Die Uebel jedoch, welche man in Spanien am tief-

*) Auch dabei würde nichts herauskommen, so lange nicht die Grundlagen des ganzen gesellschaftlichen Zustandes der Spanier verbessert sind. Anm. d. Herausg.

sten und schmerzlichsten fühlt, sind nicht sowohl aus den Mängeln entsprungen, welche dem allgemeinen System der Jurisprudenz ankleben, als vielmehr aus der Art und Weise, wie dasselbe verwaltet wird. Diese ist zu allen Zeiten verschleppend, kostspielig und zu Grunde richtend gewesen, nicht selten bestechlich und unterdrückend. Die Formen sind verwickelt und dabei großer Ungewißheit unterworfen; die Rechtshändel sind schrecklich voluminös und die Art des Zeugenverhörs ist den größten Mißbräuchen unterworfen, indem nichts vorhanden ist, wodurch es gezügelt werden könnte. Bringt man nun noch in Anschlag, welche Aufmunterung zu Appellationen durch die Zahl der Gerichtshöfe gegeben, und wie sehr dem reichen aber unredlichen Litiganten es eben hierdurch erleichtert ist, einen armen und redlichen durch Verzögerung und Verschleppung zu Grunde zu richten: so darf man sagen, daß es für den letztern gar keine Gerechtigkeit giebt, und daß jede Art von Chikane in den Themis-Tempeln Spaniens gedeihet. Das ganze Geschäft der Prozeßführung wird von einem Escribano (Schreiber) geleitet, welcher die verschiedenen Funktionen eines Sekretärs, eines Sollizitors, eines Notarius und eines Registrators verrichtet, und das einzige Medium alles Verkehrs zwischen dem Klienten und dem Richter ist. Dieser Escribano ist, in den meisten Fällen, ein höchst unmoralisches Subjekt, jeder Bosheit fähig; und wäre er das nicht, so würde er nicht zu dem System der Rechtspflege passen: denn die Menge und die Unverträglichkeit seiner Funktionen schließen jede Versuchung zur Unredlichkeit in sich, und vor sich hat er das Beispiel seiner Vorgesetz-

ten, so oft es darauf ankommt eine schlechte Handlung zu rechtfertigen.

Doch wenn die Verwaltung des Zivilrechts in traurigem Zustande ist: so ist es die des Kriminalrechts in einem unermeßlich höheren Grade. Für das Eigenthum giebt es in Spanien sehr wenig Schutz; für Leben und Glieder aber giebt es gar keinen, und so weit reicht der Abscheu vor dem herrschenden System, daß der größte und verwegenste Verbrecher dem Volke weniger Schrecken einflößet, als die Beamten der Justiz, wie sie mit furchtbarer Ironie bezeichnet werden. Der Ruf „Justicia" macht, daß das Blut in den Adern jedes Spaniers, der ihn vernimmt, erstarrt. Wirklich sind diese Bursche nicht bloß Schufte in sich selbst, sondern sie sind auch die Beschützer und Helfershelfer aller Schurken im Lande; und es giebt unter ihnen Keinen, der nicht wegen Verbrechen, die von ihm ausgegangen sind, die schärfsten Strafen verdient hätte. Darf man sich also darüber wundern, daß die Verbrechen in Spanien in so furchtbarer und beispielloser Ausdehnung vervielfältigt sind? daß alle diejenigen auf Ungestraftheit rechnen können, welche im Stande sind, den feststehenden Preis derselben zu bezahlen? daß in der Größe des Verbrechens eine Gewährleistung für denjenigen liegt, der es begangen hat? und daß diese direkte Aufmunterung zur Begehung der größten Abscheulichkeiten ihre volle Wirkung hervorbringt? Es giebt demnach kein Land in Europa, wo von der Gesammtzahl der im Laufe eines Jahres begangenen Verbrechen so wenige zur Kenntniß der Gerichtshöfe gelangen; und dennoch wissen wir aus unvollständi-

gen Berichten, daß, im Jahre 1826, 1233 Individuen des Mordes, 1773 des Mordversuchs und 1620 des Straßenraubes, und zwar auf den Landstraßen, überführt worden sind. Wenn wir annehmen, daß die Hälfte der in Spanien begangenen Verbrechen der Entdeckung entgehen — und diese Voraussetzung dürfte leichter hinter der Wahrheit zurückbleiben, als über dieselbe hinausgehen —: so folgt daraus, daß, in dem genannten Jahre, nicht weniger als 9252 Hauptverbrechen auf dem spanischen Gebiete begangen wurden, und daß diese beinahe zweitausend fünfhundert Morde in sich schlossen. Dies nun gewährt ein Bild von Entsittlichung, hervorgebracht durch verderbte Institutionen und durch ein schlechtes Regiment, bei dessen Anblick das Herz brechen möchte. Unglückliches Spanien, wann wird die Stunde deiner Befreiung und Wiedergeburt schlagen!

Haec hactenus de Hispania! Wir hatten die Absicht dieser Uebersicht noch einige Nachrichten von der Besteuerung der Spanier, und mancherlei Einzelheiten über die Gewalt und Präponderenz der Geistlichkeit, so wie einige Bemerkungen über den Charakter und die politischen Aussichten der Nation hinzuzufügen; doch diese und einige andere Materien von geringerer Wichtigkeit müssen für eine andere Gelegenheit aufgespart werden. Wir beschließen also den gegenwärtigen Artikel mit den Worten des verständigen Autors, der uns vorliegt, und sein Werk auf folgende Weise beendigt.

„Was uns betrifft, so können wir in dem gegenwärtigen Augenblick mit der melancholischsten Ueberzeugung sagen, daß in diesem Königreiche Alles noch schlimmer zu

werden strebt, wofern es anders möglich ist, daß da, wo kein Eroberer waltet, eine gegebene Lage sich noch verschlechtern kann; daß dies unglückliche Land nicht mehr ein Königreich, sondern ein Stall — ein wahrer Augias-Stall ist, und daß, unglücklicherweise, es an einem Herkules fehlt, der ihn reinigen könnte."

Bemerkungen
zu einem Motto.

Das Motto, zu welchem wir in diesem Artikel einige Bemerkungen zu machen gedenken, ist auf folgende Weise ausgedrückt:

Nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution.

Es kommt uns vor allen Dingen darauf an, den Sinn dieses Ausspruchs zu enukleiren. Ist dies vollbracht, so wird sich etwas Haltbares über die sehr bedingte Verdienstlichkeit derjenigen Gesinnung sagen lassen, welche durch „antirevolutionär" bezeichnet zu werden pflegt . . .

Zur Sache!

Stellt man dem Satze: „Wir wollen nicht die Gegen-Umwälzung" das Sprichwort zur Seite, nach welchem Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann (factum infectum fieri nequit): so gewinnt man dadurch die Berechtigung, jenen Satz sogar lächerlich zu finden. Denn, wie will man eine Gegenumwälzung zu Stande bringen, wenn das Ergebniß der Umwälzung sich einmal festgestellt hat? In Wahrheit, der gute Wille, womit man sich dem Ergebniß einer Umwälzung unterwirft, ist so wenig ein Verdienst, daß er gar nicht fehlen darf, wenn man nicht als ein Wahnsinniger dastehen will.

Friedrich der Zweite sagt in einer, seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg angehängten Abhandlung:

„Wir legen dem Leser dieses Werks nur eine Auswahl der auffallendsten und bezeichnendsten Züge des Genius der Brandenburger in jedem Jahrhundert vor. Doch welchen Unterschied bieten diese Jahrhunderte dar! Völker, die ein unermeßlicher Ozean trennt, Völker, die unter entgegengesetzten Wendezirkeln wohnen, können in ihren Gebräuchen nicht verschiedener seyn, als die Brandenburger, es von sich selbst sind, wenn wir die Zeiten des Tacitus, mit denen Heinrichs des Finklers; diese mit denen des Kurfürsten Johann Cicero; diese mit denen Friedrichs des Ersten, Königs von Preußen, vergleichen."

Wer ist verwegen genug, die Richtigkeit dieser Bemerkung zu bestreiten? Es kann hier aber nicht die Rede seyn von den sehr allmähligen Uebergängen, durch welche die Bewohner der Mark Brandenburg zu dem Zivilisations-Grade gelangt sind, der ihnen in diesem Augenblick eigen ist; genug, daß diese Uebergänge sehr wohl als eben so viele Revolutionen gedacht werden können, durch welche der gesellschaftliche Zustand der Brandenburger gegangen ist, ehe er den Grad von Vollendung erreichen konnte, der ihn, wo nicht auszeichnet, doch dem Partheilosen und Erfahrnen kenntlich macht. Angenommen nun, es träte Jemand unter uns auf, der sich damit breit machte, daß er keine Gegenumwälzung beabsichtigte, d. h. daß er alle die Veränderungen, welche seit den Zeiten des Tacitus mit unserer gesellschaftlichen Organisation vorgegangen sind, keinesweges antiquiren wolle: würden wir nicht berechtigt seyn, ihn

für den ersten aller Thoren zu halten? würden wir umhin können, ihn auszulachen, und ihm zu sagen, „er komme uns vor, wie einer, der es unternehme, den Strom da, wo er sich in den Ozean ergießt, zu seiner Quelle zurückzuführen.“ In der That, der Satz: „Wir wollen nicht eine Gegenumwälzung,“ hat gar keinen Sinn; und wer immerhin der Urheber derselben seyn möge: am Tage liegt, daß er nur von Demjenigen ausgehen konnte, dessen Beobachtung von der Einbildungskraft beherrscht wurde. Soll man nur das wollen, was sich durchführen läßt, und bezeichnet jede übertriebene Vorstellung von der Gewalt menschlicher Kräfte immer nur die Kindheit der menschlichen Vernunft: so ist es nur lächerlich, wenn man sich etwas damit weiß, daß man keine Gegenumwälzung will. Mit vollkommen gleichem Rechte könnte man sich ein Verdienst daraus machen, daß der von Menschen bewohnte Planet seine tägliche Bahn zurücklegt und daß das Universum seinen ewigen Gesetzen treu bleibt.

So viel über den ersten Theil des Motto's, das wir unserer Kritik unterworfen haben.

Wenden wir uns jetzt dem zweiten Theile zu, um zu erforschen, ob es besser um ihn steht!

Ausgedrückt ist er in den Worten: „Wir wollen das Gegentheil von der Revolution.“

Hier wird zunächst auszumitteln seyn, was dieses Gegentheil konstituirt.

Die bloße Benennung „Revolution“ zeigt an, daß diese ihren Grund-Charakter in der Bewegung hat. Der Gegensatz von Bewegung aber ist Stillstand; und daraus folgt, daß der, welcher zwar keine Gegen-Umwälzung,

aber doch den Gegensatz der Umwälzung will, auf Stillstand dringen muß.

Also Stillstand — Stillstand um jeden Preis, weil der Gegensatz desselben Bewegung, diese aber Umwälzung ist!

Wäre die Sache nur so leicht, wie man uns glauben machen möchte! In der Natur ist nichts, als Bewegung; diese ist der Ausdruck alles Lebens in einem so hohen Grade, daß selbst die Ruhe nur eine Vorbereitung zu erneuerter Thätigkeit und Bewegung ist. Und wie, wenn sich beweisen ließe, daß alles, was im politischen Sinne des Worts Stillstand genannt zu werden verdient, weit entfernt der Gegensatz von Umwälzung zu seyn, immer nur das Produkt derselben ist, ihre Bewegung vollziehe sich schwächer oder stärker, schonender oder zerstörender? Die metaphysische Staatswissenschaft, welche ihre Abstrakte an die Stelle gut koordinirter Thatsachen bringt, hat hierüber freilich nichts auszusagen; denn sie lebt im Absoluten und bleibt unbekümmert um alles, was dem von ihr festgestellten Typus der vollkommensten gesellschaftlichen Ordnung widerspricht. Die auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Staatswissenschaft sagt dagegen auf das Bestimmteste aus: daß alle Umwälzungen, welche es jemals gegeben hat, im Allgemeinen genommen, eine und dieselbe Quelle gehabt haben; daß der Muthwille nie diese Quelle gewesen ist; daß es stets darauf ankam, das politische System dem vorherrschenden Zivilisations-Grade der Gesellschaft anzupassen; daß da, wo dieses nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden war, alle heftige Erschütterungen ganz von selbst wegfielen; daß hingegen da, wo Bestandenes um je-

den Preis erhalten werden sollte, während eine gebieterische Nothwendigkeit für die Aufhebung oder Abänderung desselben sprach, Konvulsionen auf Konvulsionen folgten, und daß diese so lange anhielten, bis das bestrittene Gesuchte ins Leben getreten war. Die auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Staatswissenschaft sagt ferner, ohne in den kleinsten Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, aus: daß das, was nun einmal im Werke war, sich naturgesetzlich vollzogen habe, namentlich nach dem allgemeinen Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung, dargestellt in zwei Partheien oder Faktionen, von welchen die das bisher Bestandene bekämpfende, welche Benennung sie auch annehmen mochte, als die Parthei oder Faktion der Bewegung, die ihr entgegenstehende, als die Parthei oder Faktion des Stillstandes aufgefaßt werden konnte, und daß, im Kampf dieser Partheien oder Faktionen, die der Bewegung zuletzt den Sieg davon getragen habe.

Wenn nun, nach der unverwerflichen Aussage der positiven Staatswissenschaft, die öffentliche Ordnung, der gesellschaftliche Friede, mit Einem Worte das, was den Gegensatz der Umwälzung bildet, immer nur das Produkt einer, es sei durch sanfte oder heftige Mittel vollzogenen Bewegung, bei welcher die Uebereinstimmung des politischen Systems mit den Thätigkeitszwecken der Gesellschaft die Hauptsache war, betrachtet werden kann; was sagt alsdann der Ausspruch: „Wir wollen das Entgegengesetzte der Revolution?" Wie sehr man auch die Gesinnung ehren möge, welche heftige Erschütterungen verabscheut: so muß man sich doch dahin erklären, daß in jenem Ausspruch kein Sinn enthalten sei, so lange nicht nachgewiesen

ist, daß der Gegensatz von Bewegung ins Daseyn treten könne, ohne daß ihm eine Ursache vorangegangen sei, und daß diese Ursache nicht den Charakter der Bewegung gehabt habe.

Wir behaupten also, daß der zweite Theil des von uns beleuchteten Motto's vollkommen eben so sinnlos sei, als der erste. Sagen: „Wir wollen das Gegentheil der Revolution," ohne daß im Mindesten die Rede ist von den Mitteln, wodurch dies Wollen allein gerechtfertigt werden kann, heißt, sich auf gleiche Linie stellen mit dem israelitischen Heerführer, der, als es eine Verfolgung der Feinde galt, in seinem Eifer ausrief: „Sonne stehe stille zu Gibeon, und Mond, im Thale Ajalon!" Ein Astronom an seiner Stelle würde sich eines solchen Ausrufs als lächerlich enthalten haben; und nur weil es zu Josua's Zeit noch keine Astronomie gab, ist der israelitische Heerführer, wie wir glauben, entschuldigt wegen der Anmaßung, womit er dem astronomischen Naturgesetze Gewalt anzuthun vermeinte. Befindet man sich aber wohl in demselben Falle, wenn man, bei dem gegenwärtigen Zustande der Staatswissenschaft (welche, je mehr und mehr, den Charakter des Positiven, d. h. des Erweislichen annimmt) seine politische Anschauungen in dem Motto bloß stellt: „Wir wollen keine Gegenumwälzung; wir wollen vielmehr das Gegentheil der Umwälzung?" Wie weit ist man in der Kenntniß der gesellschaftlichen Erscheinungen und ihrer Gesetze zurück, wenn man sich so erklären kann! Wie tief muß in Denen, die sich so auszusprechen wagen, die Ueberzeugung seyn, daß sie eine Macht besitzen, wodurch sie die Erscheinungen auf eine unbegränzte Weise beherrschen können!

Wir wünschen ihnen von ganzem Herzen Glück zu einer solchen Ueberzeugung; doch möchten wir sie darauf aufmerksam machen, daß selbst der beste Wille unfruchtbar bleibt, wenn man sich in den Mitteln vergreift, und daß das Unbedingte in der Theorie nothwendig zum Willkührlichen in der Praxis führt.

Ehe wir eingehen in eine Erörterung des Verdienstlichen sogenannter antirevolutionärer Gesinnung, sei es uns vergönnt unsern Lesern zu sagen, wie ein großer König des achtzehnten Jahrhunderts über Revolutionen dachte und empfand.

Der siebenjährige Krieg war seinem Ende nahe, als Friedrich der Zweite auf ein Schreiben des Markis d'Argens unter dem 8. Juni 1762 folgendes antwortete:

„Ihre Parabel ist bewundernswerth. Doch um sie ins Werk zu richten, bedarf es der Mittel. Die schwierige Aufgabe ist, diese Macht zu stürzen; das Uebrige würde sich von selbst finden. Mein lieber Markis, in der Spekulation geht alles rasch von Statten; desto mehr hapert es bei der Durchführung, weil man keinen Schritt vorwärts thun kann, ohne auf hundert Hemmnisse zu stoßen. Ich ergebe mich in das Geschick, welches die Welt nach seinem Belieben lenkt. Politiker und Krieger sind nichts weiter, als Drahtpuppen der Vorsehung. Nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand, bewegen wir uns und handeln wir, ohne zu wissen was wir thun, und nicht selten ist die Frucht unserer Bemühungen das Gegentheil von dem, was wir erwarteten. Ich lasse demnach die Dinge gehen, wie es Gott gefällt, arbeite im Dunkeln und benutze glückliche Konjunkturen, wenn sie sich darbieten."

Auf diese Geständnisse wird schwerlich irgend Jemand behaupten wollen, daß Friedrich der Zweite ein Antirevolutionär gewesen sei. Großes hat allerdings dieser König gethan, um durch zeitgemäße Institutionen die Revolution abzuwenden von dem Staate, an dessen Spitze er stand; allein dies macht ihn eben so wenig zu einem Antirevolutionär, als ein Arzt dadurch zu einem Charlatan wird, daß er durch gute diätetische Vorschriften eine tödtliche Krankheit abwendet . . .

Wer den Titel eines Antirevolutionärs verdienen will, der muß sich vor allen Dingen in Opposition bringen gegen mögliche Verbesserungen eines politischen Systems, das nicht länger fortdauern soll, weil es seinem ursprünglichen Zweck, d. h. der Erhaltung des gesellschaftlichen Friedens, nicht mehr entspricht. Es verhält sich nämlich mit dem Anti in Beziehung auf Revolution nicht anders, als mit jedem andern Anti, das die Bestimmung hat, durch Reaktion das ins Leben zu rufen, was gerade vermißt wird. Man verändere den Gegenstand des Streites, und der griechischen Mythos von einem Eros und einem Anteros, die um einen Palmenzweig streiten, findet seine Anwendung auf das Verhältniß des Revolutionärs zum Antirevolutionär, und umgekehrt, auf das Vollkommenste. So lange das politische System den gesellschaftlichen Bedürfnissen in ihrer Totalität entspricht, ist weder von dem Einen noch von dem Andern die Rede. Erst wenn die Harmonie des politischen Systems mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen verschwunden ist, was im Verlaufe der Zeit selten ausbleibt, finden sich Einzelne, deren Bestrebungen einzig auf die Wiederherstellung der verloren gegangenen

Harmonie gerichtet sind. Dies, die volle Wahrheit zu gestehen, sind die Revolutionäre, sie mögen annehmen welche Benennung sie wollen. Ihre Gegner finden sie in Denen, die, weil das bisherige politische System ihnen vortheilhaft gewesen ist, dasselbe als Etwas vertheidigen, das ewige Dauer behalten müsse, wiewohl nichts erweisener ist, als daß hinsichtlich menschlicher Einrichtungen zur Bewahrung des gesellschaftlichen Friedens die Idee absoluter Güte in sich selbst zusammenfällt, sooft das in der Gesellschaft waltende natürliche Entwickelungsgesetz den Ausschlag gegeben hat. Dies nun sind die Antirevolutionäre, welche Benennung sie auch führen mögen. Der Kampf, in welchem Revolutionäre und Antirevolutionäre treten, bildet die Revolution; denn ohne Kampf würde diese ganz unmöglich seyn. Die Aufgabe ist von jetzt an, durch den Kampf zu einem Zustande zu gelangen, in welchem die gesellschaftliche Harmonie, d. h. die Uebereinstimmung des politischen Systems mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen nicht länger zweifelhaft ist. Dabei kann, wie sich von selbst versteht, über die Dauer und die Intensität des Kampfes nichts so sehr entscheiden, als die gute oder schlechte Beschaffenheit der Ideen, durch welche der gesellschaftliche Frieden allein zurückgeführt werden kann. Die Revolution, die in sich selbst nichts ist, als Kampf, zieht sich nothwendig in die Länge, je weniger man sich darauf versteht, das Bedürfniß der Zukunft durch eine richtige Anschauung der Vergangenheit zu bestimmen; denn nur auf diesem Wege kann man mit Nutzen auf die gegenwärtige Zeit, die immer nur ein Punkt ist, so zurückkommen, daß man ihren Charakter gehörig auffaßt.

Kommt es also darauf an, daß das Verdienst der Antirevolutionäre genauer bestimmt werde: so muß man sich dahin erklären, daß es gänzlich auf dem Widerstande beruht, den sie den Revolutionären leisten, um zu verhindern, daß diese in ihren Reformen zu weit gehen. Als Gegensatz der Parthei der Bewegung hören sie übrigens, streng genommen, niemals auf, im Nachtheil zu seyn; denn, da es darauf ankommt, dem politischen Systeme das Fehlende zu geben, die Parthei des Stillstandes aber keinen Mangel anerkennt: so bringt die Natur der Dinge nichts so sicher mit sich, als daß der auf bloßen Eigensinn beruhende Widerstand sich zuletzt mit Erschöpfung und Niederlage endigt.

Keines Reiches Geschichte giebt hierüber vollständigeren Aufschluß, als die des römischen, wenn man die Periode von der Zerstörung Karthago's bis zur Schlacht von Aktium, den Begebenheiten nach, schärfer ins Auge faßt.

Der Umfang, welchen das Gebiet der Römer durch die Auflösung der Herrschaft Karthago's gewonnen hatte, machte in der römischen Verfassung Abänderungen nothwendig, welche die Antimonarchie, Republik genannt, verdrängten, und die Monarchie an deren Stelle brachten. Unter den römischen Staatsmännern dieser Zeit aber waren die Scipionen die ersten und einzigen, welche dies lebhaft empfanden; und da sie in dem Eigennutz des Senats ein unüberwindliches Hinderniß antrafen, so war wohl nichts natürlicher, als daß sie das Opfer ihres Liberalismus wurden. Dasselbe Schicksal hatten nach ihnen die Gracchen. Auch Marius unterlag dem aristokratischen Geiste Sulla's, der kein Bedenken trug, ein Maximum von Grau-

sam-

samkeit zu üben, um von der antimonarchischen Verfassung zu retten, was noch zu retten war. Da diese jedoch nicht mehr zu retten war, so bildete sich jenes erste Triumvirat, das sich nur allzu bald in einen Bürgerkrieg auflösete. Der Sieg, welchen Cäsar bei Pharsalus über seinen Kollegen Pompejus erfocht, rechtfertigte zuerst die Idee der Scipionen und Gracchen dadurch, daß er den Cäsar in der Form eines beständigen Diktators an die Spitze der Regierung brachte; denn Monarchie und Liberalismus waren unter den vorherrschenden Umständen Synonyme. Nach Cäsars Ermordung durch eine antimonarchisch-gesinnte Verschwörung, an deren Spitze Brutus stand, bildete sich ein neues Triumvirat, zusammengesetzt aus Markus Antonius, Cäsar Oktavianus und Lepidus. Auf ihren Befehl wurden den Tausende von vornehmen Römern in die Acht erklärt oder getödtet. Doch Eifersucht entzweite auch diese Triumvirn; und nachdem Oktavian den Lepidus verdrängt und den Markus Antonius in dem berühmten Seetreffen bei dem Vorgebirge Aktium geschlagen hatte, wurde er Herr des Reichs, das er seitdem, unter dem Titel „Augustus," als Monarch regierte.

Man erwäge hierbei Folgendes! Von der Eroberung Karthago's durch jenen Scipio, welcher den Beinamen des Afrikaners erhielt, bis zur Schlacht bei Aktium verflossen nicht weniger, als hundert und funfzehn Jahre. Dieses langen Zeitraums bedurfte es also, damit die Monarchie sich feststellte auf Kosten der Antimonarchie. Der Widerstand, welchen die Antirevolutionäre in dieser Umwälzung den Revolutionären leisteten, würde in der That bewun-

dernswürdig seyn, wenn er weniger erklärt wäre durch den Vorschub, welcher jenen durch den eigenthümlichen Geist der römischen Bürger geleistet wurde. Roms antimonarchische Verfassung hatte nämlich einen hohen Werth, sofern sie den allgemeinen Thätigkeitszweck der Römer, das Kriegführen, belebte. Erst als dieser Thätigkeitszweck in dem Umfange des Reichs seinen Untergang fand, und allen Einsichtsvollen unter Roms Staatsmännern einleuchtete, daß eine allzu weit getriebene Ausdehnung der Staatsgränzen zu einer unwiderstehlichen Ursache des Verderbens werden müsse, verlohr die antimonarchische Verfassung ihren Werth. Dies nahm aber in demselben Maße zu, worin der Widerstand wuchs, den ihnen der Eigennutz unaufgeklärter Patrizier entgegenstellte. Es geschah damals, was unter ähnlichen Umständen niemals ausbleibt: Revolutionäre und Antirevolutionäre überboten sich in den Mitteln, wodurch sie sich gegenseitig bekämpften; und wenn die Revolutionäre in diesem Kampfe zuletzt den Sieg davon trugen, so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als daß sie ihn davon tragen mußten, wenn die Natur der Dinge gerettet werden sollte. Diese beruhete im Wesentlichen darauf, daß die antimonarchische Regierungsform, als nur für den Krieg vorhanden, untergehen mußte, wenn das Reich erhalten werden sollte. Es zeigte sich also auch in diesem Falle, daß der antirevolutionäre Geist nur dazu taugt, die Revolution in größeren Umschwung zu bringen, und daß, so oft es darauf ankommt, das Verbrauchte durch ein Brauchbareres zu ersetzen, der Widerstand, der dem letztern geleistet wird, wie lange er auch

anhalten möge, zuletzt in sich zusammenfällt. So wollen es die Entwickelungsgesetze.

Man analysire doch welche vollendete Umwälzung man wolle, und man wird ganz unfehlbar die Entdeckung machen, daß ihre Vollendung nur in eben dem Maße erfolgte, worin die Revolutionäre über ihre Gegner siegten, so daß die Verdienstlichkeit der letztern sich darauf beschränkte, den Umschwung vermehrt zu haben. Wo das politische System den gesellschaftlichen Bedürfnissen und dem vorhandenen Zivilisations-Grade entspricht, da giebt es weder Revolutionäre, noch Antirevolutionäre. Beide treten nicht eher in die Erscheinung, als bis gesellschaftliche Gebrechen vorhanden sind, welche auf der einen Seite angegriffen, auf der andern vertheidigt werden. Soll dieser Konflikt nicht Statt finden, so besteht das einzige wirksame Abwendungsmittel darin, daß man den Gebrechen frühzeitig genug entgegen tritt, damit sie nicht eine Stärke gewinnen, die nur im Partheikampfe besiegt werden kann. Da, wo es an so viel Einsicht fehlt, bleibt alles in die Gewalt des allgemeinen Naturgesetzes gestellt, das sich nicht anders offenbaren kann, als im Kampfe widerstrebender Kräfte.

Die europäische Welt sieht einer neuen Umwälzung entgegen, die sich, im Großen genommen, auf dieselbe Weise vollenden wird, wie sich alle Revolutionen bis auf die gegenwärtige Zeit vollendet haben, d. h. durch Fortschaffung dessen, was der Zwietracht zum Grunde liegt. Wir bezeichnen hier die Umwälzung, welche dem großbritannischen Reiche bevorsteht.

Läge in dem Abscheu vor einer Umwälzung die Kraft,

dieselbe zu hintertreiben: so würde man eine solche Wirkung erwarten dürfen von der entschlossenen Verwerfung, welche die Reformbill im Oberhause erfahren hat. Es fehlt also in England nicht an Antirevolutionären, welche das vertheidigen möchten, was bisher bestanden hat; da jedoch eine solche Gesinnung, einem fehlerhaften Gesellschaftszustande gegenüber, nichts vermag, weil es gerade darauf ankommt, diesen Zustand zu verbessern: so wird sich zeigen, daß sie auch in England nur dazu dient, das herbeizuführen, was sie entfernt halten möchte.

Wie geneigt man von einer gewissen Seite auch seyn möge, den Gegnern der Parliaments-Reform einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie die, diese Reform betreffende Bill verworfen haben: immer muß man eingestehen, daß sie sich in der Annahme derselben als kurzsichtige Thoren bewiesen haben würden. Ein von den Fesseln des brittischen Oberhauses befreites Unterhaus — wie hätte es vermeiden wollen, Vorschläge zur Erleichterung der arbeitenden Klasse zu machen? was aber wurde aus den Privilegien des Oberhauses und der gesammten Aristokratie, wenn man diesen Vorschlägen nachgab, um nicht ein unerträgliches Odium auf sich zu laden? Wurde die Reform-Bill angenommen, so gewann man vielleicht einen Zeitraum von einigen Jahren, worin man sich über die Fortdauer des alten Zustandes täuschen konnte. Durch eine entschlossene Verwerfung derselben hingegen entging man jeder Täuschung; denn durch diese Verwerfung verwandelte man die Reform auf der Stelle in eine Umwälzung. Mit der größten Sicherheit darf man also annehmen, daß diese

bereits eingetreten sei, und daß keine Modifikation der Reform-Bill sie in ihrem Laufe hemmen werde.

In Revolutionen ist zwar nichts gewöhnlicher, als daß man die Schauspieler für das Stück nimmt, das von ihnen aufgeführt wird; allein alle Mißgriffe, welche von den streitenden Partheien geschehen können, müssen ihre letzte Entschuldigung darin finden, daß, gerade wie einst in Rom, die Fortdauer einer aristokratischen Verfassung auch in England von dem Augenblick an unmöglich geworden war, wo, nach der Trennung der amerikanischen Kolonien von ihren verschiedenen Mutterländern, ein vortheilhaftes Handels-Monopol für England wegfiel, während dessen National-Schuld eine Höhe erreicht hatte, die nicht länger zu ertragen war. Hierin, und nur hierin ist, die Umwälzung gegründet, die jetzt noch die Benennung einer Reform führt. Nach Kurzem wird sich zeigen, ob die Korngesetze in ihrer bisherigen Gestalt fortdauern können; müssen sie aber aufgehoben werden, was wird alsdann aus dem Reichthum der großen Gutsbesitzer und aus den übermäßigen Einkünften der hohen Geistlichkeit? was also aus der Autorität, mit welcher beide bisher wirksam gewesen sind? Ein Strich durch die National-Schuld, wenn man sich dazu entschließen sollte, würde nicht minder ernstliche Folgen haben. Kurz: es handelt sich um ein politisches System, das der brittischen Gesellschaft eine Entwickelung gegeben hat, in welcher diese nicht länger fortdauern kann. Daher die Nothwendigkeit einer Abänderung jenes Systems, welche ohne Umwälzung unmöglich ist. In dieser Umwälzung aber werden die Antire-

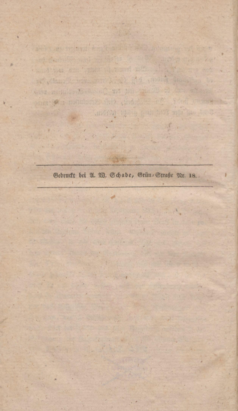
volutionäre eben so gewiß unterliegen, als sie in jeder früheren Umwälzung zuletzt die Besiegten gewesen sind.

Zur vollen Aufklärung des Konflikts zwischen Revolutionären und Antirevolutionären, müssen wir noch Eine Bemerkung hinzufügen, weil sie Auskunft giebt über die mannichfaltigen Wendungen, welche in diesem Konflikte vorkommen.

Es fehlt in Revolutionen nie an gutgesinnten Männern, welche die Zukunft durch Mittel, die der Vergangenheit angehören, beherrschen zu können glauben, und eben deßwegen ihren ganzen Witz aufbieten, um ihren Zeitgenossen diese Mittel annehmlich zu machen. In dem Stadium der französischen Umwälzung, das durch „Restauration" bezeichnet wird, waren solche Männer: die Herren von Bonald, la Menais und de Maitre; besonders der letztere in seinem berühmten Werke „vom Papste," der, nach ihm, die einzig gegenwirkende Kraft in dem politischen Systeme bilden sollte. Unstreitig meinte es Herr de Maitre, so wie seine Kollegen, sehr gut, sowohl mit dem älteren Zweige der Bourbonen, als mit dem französischen Volke überhaupt. Da jedoch das von ihnen in Vorschlag gebrachte Mittel längst verbraucht war: so konnten auch sie nur dahin wirken, daß das beschleunigt wurde, was sie abwenden wollten. Der Geist, womit diese Männer das katholische Dogma mit seinen Institutionen vertheidigten, war so verführerisch, daß man wohl behaupten darf, Karl der Zehnte und seine Umgebung würden in der Beschützung des Katholizismus durch die Jesuiten mit grösserer Vorsicht zu Werke gegangen seyn, wenn die Argu-

mente der genannten Schriftsteller ihnen weniger zu Hülfe gekommen wären. Was ist indeß die letzte Wirkung davon gewesen? . . . Wer kennet sie nicht, und wer kann es auffallend finden, daß die Herren von Bonald, la Menais und de Maitre seit der Julius-Revolution verstummt sind? In Wahrheit, diese Revolution muß meistens auf ihre Rechnung gesetzt werden.



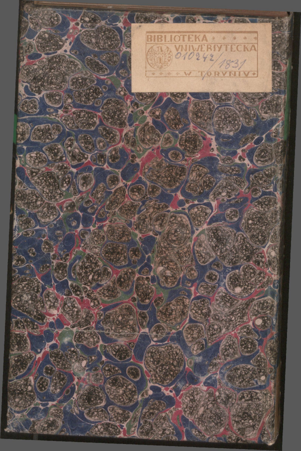


Gedruckt bei A. W. Schade, Grün-Straße Nr. 18.









BIBLIOTEKA
VNIWERSYTECKA
010242/1831
W TORVNIV